Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

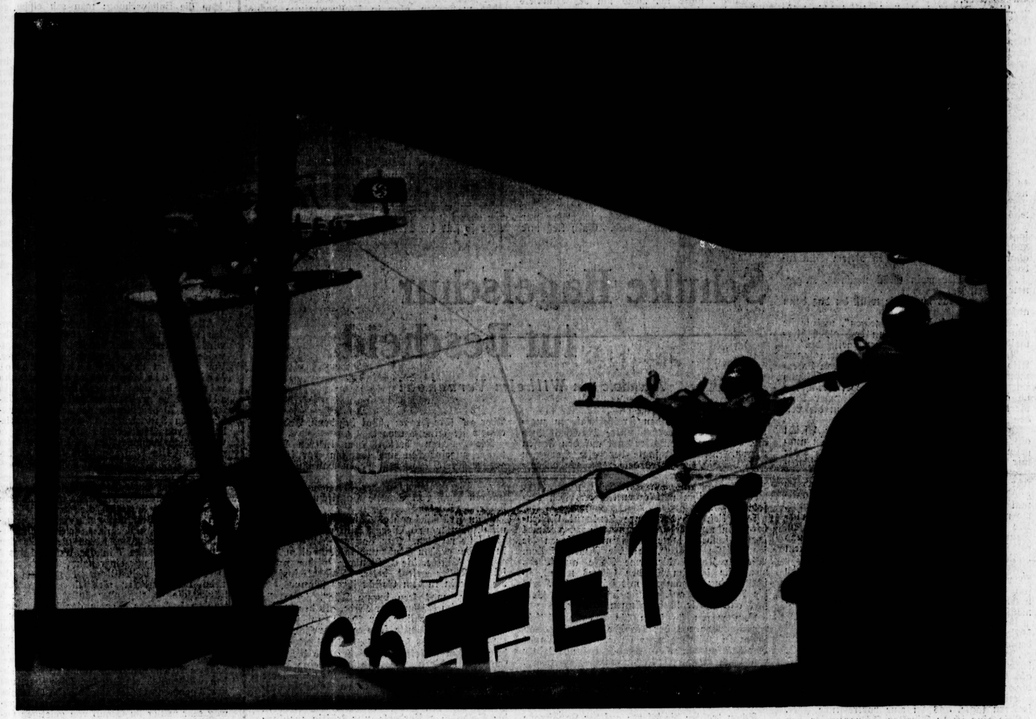
ermöglicht

7. Jahrg. – Nr. 45 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 6. November 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



In fünf Jahre langer Arbeit hat der Führer eine Waffe aus Eisen und Stahl geschmiedet, wie es keine bessere und schärfere auf der ganzen Welt gibt. Aber das ist nicht geschehen, um den Frieden anderer Völker zu bedrohen, sondern um die 80 Millionen deutscher Menschen zu schützen. Die Zeit, die hinter uns liegt, hat bewiesen, wie unumgänglich notwendig die Schaffung einer deutschen Wehrmacht war. Dreieinhalb Millionen Deutsche wären weiter geknechtet und weiter drangsaliert worden, wenn nicht die vorhandene Waffe den deutschen Wünschen energisch Nachdruck verliehen hätte. (Photo: Scherl.)

Vom Rekruten zum „Alten Mann"

„Ihr habt die besten Waffen, die es heute gibt, ihr bekommt die beste Ausbildung, und ich weiß, ihr habt auch den besten Charakter."

(Adolf Hitler an die deutschen Soldaten in Nürnberg 1938.)

Die Rekrutenbesichtigung ist vorüber. Der Oberst war zufrieden. Der Hauptmann, der Leutnant strahlten. Der Rekrut wirft sich stolz in die Brust: „Jetzt bin ich wirklich Soldat! Jetzt fülle ich jeden mir angewiesenen Platz in der Kompanie aus!" Der Alte Mann lächelt: „Noch ist es nicht so weit! Noch hast du manchen Schliff nötig, bis du mir das Wasser reichen kannst!"

Wir können ihm nicht so ganz unrecht geben. Schon König Wilhelm, der feinfühlige, praktische Soldat, meinte, als vor bald hundert Jahren der Kampf um eine Herabsetzung der Dienstzeit ging: „Einen Rekruten kann man wohl in drei Monaten dressieren, einen Soldaten aber nur in jahrelanger Erziehungsarbeit heranbilden", und der Führer hat gewußt, was er tat, als er die aktive Dienstzeit in der Wehrmacht von einem auf zwei Jahre hinaufsetzte. Gewiß, der Rekrut kommt heute durch die Hitlerjugend, die SA., das NSKK., das NSFK. und den Arbeitsdienst äußerlich und innerlich soldatisch geformt, vertraut mit dem Pferde, dem Motor, der Luft, in die Kaserne. Der Rekrutenoffizier kann vom ersten Tage ab ihm die Waffe in die Hand drücken, kann das Tempo der Ausbildung so beschleunigen, daß in den 16 Wochen, die für sie vorgesehen werden, vor allem in der Gelände- und Gefechtsausbildung erheblich mehr erreicht wird als in der Vorkriegszeit. Aber es ist klar, daß vieles nur an der Oberfläche haftet und erst durch längere Uebung in Fleisch und Blut übergehen kann. Darin aber besteht ja gerade der Sinn der militärischen Ausbildung, des militärischen „Drills", daß jeder Griff an der Waffe so sitzt, daß er im Augenblick höchster Nervenanspannung, im Krachen der Granaten, im Brodeln der Gasschwaden zur rechten Zeit unbewußt ausgelöst wird, daß der Reservist, selbst wenn er nach Jahren die Waffe erst wieder in die Hand bekommt nicht fehlgreift. Wiederholung, Vertiefung des in der Rekrutenzeit Gelernten wird also Punkt 1 des Ausbildungsprogramms der Wochen und Monate nach der Rekrutenbesichtigung, ja der ganzen weiteren aktiven Dienstzeit sein.

Gleichzeitig weitet sich der Blick. Der junge Soldat tritt aus dem immerhin begrenzten Kreis der Rekruten hinein in die große Gemeinschaft der Kompanie, erhält in ihr einen Platz, eine Verantwortung. Die Gruppenausbildung der Rekrutenzeit wird zur Zug- und Kompanieausbildung. Die Einzelausbildung an der eigenen Waffe, dem Gewehr, dem Maschinengewehr, dem Geschütz wird überschattet durch das Zusammenwirken aller Waffen im Gelände, auf dem Truppenübungsplatz, im Manöver. Dabei wird immer wieder der Blick auf die eigene Waffe und das eigene Gerät zurückgelenkt. Die Technisierung der Kriegführung mit ihren so mannigfachen Waffen und Geräten erfordert die Heranbildung von Spezialisten, die in der kurzen aktiven Dienstzeit, ohne das Gefühl für das Allgemeine zu verlieren, Meister in ihrem Fache werden.

Als Letztes und vielleicht Wichtigstes tritt die Heranbildung des Führernachwuchses in den Vordergrund. Die Wehrmacht braucht im Mobilmachungsfalle eine große Zahl von Führern und Unterführern. Ein großer Teil der Rekruten wird den Ehrgeiz haben und befähigt sein, vor dem Feinde an die Spitze einer kleineren oder größeren Einheit zu treten. Im beiderseitigen Interesse muß die Führerauswahl und die Führerausbildung so früh einsetzen, daß der Soldat schon während seiner aktiven Dienstzeit Gelegenheit findet, als Führer aufzutreten und sich zu bewähren. Man weiß, daß in der neuen Wehrmacht jedem der Weg zur Unteroffizier- und Offizierlaufbahn offen steht, daß geeignete Leute schon während der zweijährigen Dienstzeit zu höheren Dienstgraden aufrücken können. Gleichzeitig sollen diese Leute — wie es ja auch in der Vorkriegszeit der Fall war — im zweiten Dienstjahr als Rekrutenlehrer verwendet werden.

So braucht der Rekrut keine Sorge zu tragen, daß Langeweile sich über den Rest seiner Dienstzeit legt. Er wird im Gegenteil alle Kräfte anspannen müssen, daß er zu einem wahren Soldaten, zu einem „Alten Mann" wird. B.

Gaby, die weiß, was sie will

Von Peter Steffan

Es fing damit an, daß ich plötzlich Onkel wurde. Onkel einer jungen Dame von achtzehn Jahren, von der ich nie etwas gehört hatte.

Eines Morgens kündigte meine Wirtin an, eine Dame wolle mich sprechen, und da stand sie auch schon im Zimmer. Sie trug in jeder Hand einen Koffer und sah sehr jung und niedlich aus. Sie stellte die Koffer nieder, kam zu mir her, legte die Arme um meinen Hals und küßte mit mitten auf den Mund. Es war wie im Märchen.

„Lieber Onkel", sagte sie sanft, „ich bin deine Nichte Gaby."

„Gnädiges Fräulein", erwiderte ich vorsichtig, „bitte nehmen Sie Platz. Ihr Vertrauen ehrt mich, aber wollen Sie mir nicht erklären, wieso ich Ihr Onkel bin?"

„Deine Mutter hatte eine Freundin namens Leonore", erläuterte sie, „und ich bin ihre Tochter. Dann bist du doch mein Onkel, nicht wahr? Wir wohnen auf dem Land, in Ostpreußen. Ich wollte aber in die Stadt. Deshalb bin ich zu dir gekommen. — Aber du mußt Gaby zu mir sagen. Und wie heißt du mit Vornamen?"

„Ich heiße Heinrich", antwortete ich.

Sie zog die Stirn in Falten. „Das ist mir zu lang", erklärte sie, „ich werde dich Max nennen."

Woraus man ersehen kann, daß sie wußte, was ich wollte. Das zeigte sich auch fernerhin.

Ich nahm einen Anlauf. „Liebes Kind", sagte ich würdevoll, „was um des Himmels willen willst du in der Großstadt? Was auf aller Welt willst du denn in diesem Sündenbabel anstellen?"

„Ich will hier mein Glück machen", entgegnete sie einfach.

„So", sagte ich, „und wie willst du das denn anfangen?"

„Ach, das wird sich schon zeigen", meinte sie zuversichtlich. „Aber ich kann doch gleich hierbleiben? Hotels sind so teuer, weißt du."

Nun konnte ich natürlich schwer nein sagen. Also ging ich hinaus und erklärte Frau Lobermann den Fall, und von da ab schlief Gaby im Schlafzimmer, in meinem Bett, während ich auf dem Sofa im anderen Zimmer kampierte. Auf diese Weise wurde ich in die Leiden eines Onkels eingeführt.

Uebrigens nahm ich es mit meiner Pflicht als Onkel sehr ernst; ich bin immer ein ausgesprochener Pflichtmensch gewesen. Ich hatte nur vor kurzem ein Auto gekauft, einen schnittigen, niedlichen Sportwagen, der Gaby sehr gefiel. Darin fuhren wir herum, und ich zeigte ihr die Stadt und die Umgegend. Manchmal fuhren wir an einen der Seen hinaus, wo man im Freien tanzen konnte, und ich erlebte es so ein, daß wir meine Freunde trafen. Denn Gaby war, wie gesagt, sehr hübsch, und es schmeichelt unserer Eitelkeit, mit einem hübschen Mädchen gesehen zu werden.

Ich erlaubte mir aber nicht, mich in Gaby zu verlieben, denn ich bin der Meinung, daß sich das für einen Onkel nicht gehört. Vielleicht bin ich da ein wenig altmodisch; Pflichtmensch, siehe oben.

Das ging so einige Zeit recht gut, bis Gaby schließlich meinte, nun müsse sie wirklich daran denken, ihr Glück zu machen.

„So", sagte ich mit überlegenem Spott, „das beste wird sein, ich verschaffe dir eine Stelle als Privatsekretärin bei einem Generaldirektor, und den heiratest du dann."

Leider bemerkte Gaby meine Ironie nicht, sondern sagte, das sei eine vortreffliche Idee.

Also ging ich zu Direktor Schwarzmeier, den ich vom Tennisklub kannte, und überredete ihn, sie als Sekretärin einzustellen. Ich wählte Schwarzmeier, weil er einen Bauch hat. Ich dachte auf Gabys Abneigung gegen Bäuche.

Herr Schwarzmeier zeigte sich mit Gaby recht zufrieden. Er sagte, ihr Schreibmaschinenschreiben sei zwar miserabel und ihre Stenographiekenntnisse nicht der Rede wert, aber sie bringe eine freundliche Atmosphäre ins Büro. Das sei, sagte er, und strich sich zufrieden die Weste glatt, — das sei für seine Arbeit von unschätzbarem Wert.

Diese Unterredung beunruhigte mich etwas. Ich stellte Gaby zur Rede. Ob sie etwa allen Ernstes die Absicht habe, Herrn Schwarzmeier zu heiraten, fragte ich. Sie bejahte.

„Aber Gaby", sagte ich entsetzt, „er hat doch einen Bauch!"

„Ja", erwiderte sie freundlich, „aber er hat auch einen Zwölfzylinder."

Ich erschauerte. Ich ging zu meinem Freund Werner und schüttete ihm mein Herz aus. Werner, der ein Philosoph ist, meinte, wenn sie nun einmal darin ihr Glück sehe, so dürfe ich ihr nicht im Wege stehen. Das sah ich schließlich ein.

Gaby jedoch kam mit ihren Plänen nicht so recht voran. Herr Schwarzmeier schätzte zwar die freundliche Atmosphäre in seinem Büro, und er führte Gaby auch ins Kino, Logenplätze, und in allerfeinste teure Lokale, aber vom Standesamt sprach er nicht.

„Du mußt ihn eifersüchtig machen", sagte ich zu Gaby, „das ist der sicherste Weg."

„Du hast gewiß recht, lieber Max", antwortete sie, „aber mit wem?"

„Vielleicht mit Werner!" schlug ich großzügig vor.

Sie war nicht abgeneigt, hatte aber Bedenken wegen des Flohs. Der Floh, meinte sie, sei nicht eindrucksvoll genug. Der Floh war Werners Auto. Es war feuerrot, lackiert und knallte wie ein Maschinengewehr, es hatte bestimmt den Krieg noch mitgemacht. Es war die Sorte Wagen, deren Besitzer so tun, als gehörten sie eigentlich nicht dazu.

„Du könntest allerdings", sagte Gaby nachdenklich, „Werner deinen Sportwagen leihen."

So geschah es. Werner holte sie in meinem Wagen vom Büro ab. Sie fuhren zusammen in den Tennisklub. Herr Schwarzmeier wurde programmgemäß eifersüchtig. Nach drei Wochen sprach er zum erstenmal andeutungsweise vom Heiraten.

Eine weitere Woche später, als ich abends heimkam, traf ich Gaby in finsteres Brüten versunken an. Sie hatte ein Gesicht wie eine Schauspielerin im fünften Akt, kurz vor dem Selbstmord durch Gift.

„Gaby", sagte ich, „was um des Himmels willen ist mit dir los?"

„Er hat mir einen Heiratsantrag gemacht", entgegnete sie düster.

„Aber dann ist doch alles in Ordnung!" rief ich.

„Ich will ihn aber nicht!" erklärte sie heftig.

„Gaby", sagte ich beschwörend, „er hat einen Zwölfzylinder."

„So", erwiderte sie, „aber er hat einen Bauch."

„Gaby", sagte ich streng, „du bist ein dummes, nichtsnutziges Geschöpf!"

„So", sagte sie und fing an zu weinen.

„Gaby", fuhr ich fort, „ich bin entrüstet von dir, du weißt nicht, was du willst. Und außerdem macht mich das Gestenne nervös."

Sie sprang mit einem Satz auf. „So", rief sie, „so macht dich also nervös!" Und damit haute sie mir eine Ohrfeige herunter. Im Film sieht so was recht nett aus. Aber mir tat die Ohrfeige einfach weh. Gaby ließ mir jedoch gar keine Zeit, wütend zu werden, sondern fiel mir anschließend sofort um den Hals und fing an, mich abzuküssen.

Sie küßte mich auf Nase und Stirn und Augen und Kinn und auch auf den Mund, so daß mir der Atem zu vergehen begann, und dabei lachte und weinte sie, alles durcheinander. Ach, es war recht schön, von Gaby so geküßt zu werden! Es war wirklich alles, was man von Küssen nur verlangen kann.

Wenn ich ein wenig dümmer gewesen wäre, so hätte ich glauben können, das gelte nur mir, das Weinen und die Küsse und das. Aber ich wußte recht wohl, wem es galt. Und deshalb weinte ich ebenfalls, aber freilich nur eine einzige Träne, auf dem linken Auge, und Gaby merkte es zum Glück nicht.

Und dann klopfte es auch zur rechten Zeit an die Tür, und Werner kam herein und machte ein ziemlich verdutztes Gesicht, als er da Gaby an meinem Hals hängen sah. Ich faßte aber Gaby an der Hand und führte sie zu ihm hin und sagte, ich hätte mich nun lange genug an seiner Stelle küssen lassen, und es sei zwar ohne Zweifel schön, von Gaby geküßt zu werden, aber in Stellvertretung doch nicht so schön. „Werbet glücklich, Kinder!" sagte ich, wie es sich für einen guten Onkel gehört, und ging hinunter und setzte mich in Werners Floh und fuhr davon. Ich war aber nicht ganz sicher, als ich davonfuhr, ob Gaby nicht vielleicht doch gewußt hatte, was sie wollte.

Den Floh habe ich heute noch. Ich behielt ihn, als Ersatz, weil ich meinen Sportwagen Gaby und Werner zur Hochzeit geschenkt habe. Ich konnte es doch nicht übers Herz bringen, Gaby in dem Floh heimfahren zu lassen, wo sie doch hübsche Autos so liebte. Und mich selbst hat ja das Schicksal abgehärtet.

Nur kann ich es noch immer nicht verwinden, daß Herr Schwarzmeier mich nicht mehr kennen will. Warum gibt er mir die Schuld, frage ich mich, warum nicht Gaby oder Werner oder seinem Bauch oder dem lieben Gott? Aber so sind die Menschen.

Schulte Hagelschur tut Bescheid

Anekdote von Wilhelm Vernekohl

Dies hat sich in den Freiheitskriegen zugetragen, als die Preußen unter Marschall Blücher dem Franzosenkaiser hart auf den Fersen waren. „Kinder", sagte der alte Haudegen nach Leipzig, wo sie es dem Napoleon ordentlich gegeben hatten, „Kinder, immer vorwärts, daß er nicht aus den Stiefeln kommt. Jetzt wollen wir ihm mal ordentlich das Fell versohlen."

Das ließ sich der junge Leutnant Lichtenberg, ein mutiger Draufgänger, nicht zweimal sagen, sondern sagte mit seinen Husaren die französische Nachhut, daß die Funken stoben. Wie der Teufel die arme Seele aufscheucht, wenn sie sich im Frieden Gottes wähnt, so störte der Lichtenberg mit seinen zehn Kerls die Nachzügler auf, wo sie sich in einem Versteck eine Weile Ruhe gönnen wollten.

Nun waren sie schon bis ins Westfälische vorgedrungen, und der Marschall Vorwärts gab ihnen in Münster neue Ordre: „Jetzt kommt Ihr bald an den Rhein, Kinder, daß mir keiner von Euch Braven schlapp macht. Lichtenberg, Er stößt noch heute mit seinen Füchsen zum Süden vor und verjagt das welsche Gelichter, wo Er es findet. An der Lippe kann er sich und seinen Leuten einen Ruhetag gönnen!"

Schon trabten die Pferde auf der Landstraße nach Hiltrup. Vom Feind war nicht die Spur zu entdecken. Am Abend bezogen die Reiter bei Schulte Hagelschur, einem der größten Bauern im Kirchspiel Hullern an der Lippe, Quartier.

„Nun seht Euch mal gleich an den Tisch! Mein Gott, man kann Euch ja das Vaterunser durch die Backen blasen. „Eine", und damit tat er seiner Frau Bescheid, „schaff mal was vors Messer vor die braven Kerls. Ihn Wiemel fängen genug Mettwürste." Das war des Schulten Begrüßung.

Sie saßen bald am großen Tisch, der Bauer vorm Kopf im Lehnstuhl, zur Rechten die Bäuerin und zur Linken Lichtenberg. Daran schlossen sich zu beiden Seiten die wackeren Husaren, denen jetzt in angestrengter Arbeit der Saft um den Mund troff.

„Kerls, überfreßt Euch nicht!" warnte lachend der Leutnant. Dann setzte er heftig nach der Gewohnheit des Krieges, halb aus Mißtrauen die Pistole neben seinen Teller. Es war schon vorgekommen, daß Franzosenknechte brave Soldaten in einen Hinterhalt gelockt hatten und die Mahlzeit mit blauen Bohnen gefeiert wurde, weshalb der Offizier sich an die Bereitschaft gewöhnte.

Schulte Hagelschur sah das kleine böse Ding mit einem verniedlichenden Blick. Mißtrauen der Leutnant in seinem Hause, das schon seit Vater und Großvater „friedlich" und preußisch gesinnt war?

„Was hat das zu bedeuten?" fragte er nach einer Weile, währenddessen sein Gesicht sich verdüstert hatte. Mit einer Handbewegung deutete er auf die Pistole.

„Ob", sagte leichthin der Leutnant, das hat garnichts zu bedeuten. Die Pistole ist unser Handwerkszeug und davon können wir Soldaten uns nur schwer trennen". Strachs und leichte ein riesiges Ende Mettwurst auf die Gabel.

„Ihr hätt keen Appitit mehr" stieß der Bauer durch die Zähne und schob den Teller vor, wobei sein Blick die Pistole streifte.

Während der ganzen Mahlzeit war er so einsilbig, daß die Bäuerin ihn forschend ansah. Aber auf ihre Frage: „Wat heh denn, Vader?" erhielt sie keine Antwort.

Die Husaren hatten dem leckeren Mahl tapfer zugesprochen und lärmten jetzt in der großen Diele.

Auf dem Boden war ihnen von den Mägden eine warme Streu bereitet worden. Sie schliefen in der Nacht unter dem sicheren Dach von Schulte Hagelschur wie die Götze.

Beim Frühstück gab es Eiuten und Pumpernickel, Butter und Eier, Schinken und Wurst, soviel sie mochten. Der Bauer saß schweigsam in seinem großen Stuhl und sah blinzelnd böse auf die Pistole, die Lichtenberg wieder neben seinen Teller gelegt hatte. Besorgt forschte die Bäuerin in dem Gesicht ihres Mannes.

„Vader, mok keen dumm Ding", sagte sie nachher beim Füttern der Kühe, als der Bauer sich auf der Bockleiter der Diele zu schaffen machte. Der Schulte schwieg beharrlich.

Mittags gab es saftige Schweinerippchen aus dem großen Wolfsch im Keller, wo die vierhundertpfündigen Borstentiere eingesalzen waren. „Hier ist gut leben, Bauer", lobte Lichtenberg, als die dampfenden Schüsseln aufgetragen wurden. Zugleich sagte er wieder die Pistole auf den Tisch. Während die Bäuerin die Soldaten aufforderte, nur kräftig zuzulangen, schob sich Schulte Hagelschur und schlurfte mit schwerfälligen Schritten hinaus. Nach einer Weile — die Mahlzeit war bereits in vollem Gange — kam er mit einer schweren Mettwurst zurück. Als Lichtenberg, der gerade an einem fetten Rippchen nagte, aufblicken konnte, sauste das schwere Gerät krachend auf den Tisch, so daß die Teller hochsprangen und tiefere Schlitzen zerbrachen. Der fette Saft rann in kleinen Bächen vom blankgescheuerten Tisch.

„Was hat das zu bedeuten, Mann", schrie Lichtenberg aufspringend und ergriff die Pistole. Die Husaren waren seinem Beispiel gefolgt und drangen drohend gegen den Bauern vor. Schreckensbleich zitterte die Bäuerin.

„O", sagte Schulte Hagelschur und ließ sich seelenruhig am Tisch nieder, als ob nichts geschehen wäre, „das hat garnichts zu bedeuten. Die Mettgreepe ist unser Handwerkszeug und davon können wir Bauern uns nur schwer trennen."

Dabei sah er den Leutnant mit einem Blick an, in dem kein Falsch und Arglosigkeit, aber viel Selbstbewußtsein und Stolz war. Lichtenberg hielt diesem Blick nicht stand. Er mußte ein wenig den Kopf senken, denn eine Welle Scham war in sein Gesicht geschossen. Dann steckte er die Pistole ein und reichte dem Bauern die Rechte.

„Verzeiht", sagte er, „Ihr habt unser Mißtrauen nicht verdient". Bedächtig erhob sich Schulte Hagelschur und schlug in die dargebotene Rechte ein, wobei er mit leiser Stimme sagte: „Wir Bauern haben auch unsere Ehre, Herr Leutnant."

Tags darauf schieden Lichtenberg und Schulte Hagelschur als Freunde. Als der Bauer ihnen das Hoftor öffnete, gab er dem Leutnant eine Bestellung an Marschall Blücher mit: „He sall den Napolium dütt mool ordentlich bi dat Schlafittken reinen und wat wer Komisol geben, dat us de Kerl nich wier nao Düitschland kümmt."

Und das hat Blücher besorgt. Leutnant Lichtenberg und seine Kerls hatten ihn dabei. Und auch Schulte Hagelschur hat das Rechte an seinem Platz.

Dies nebenbei

Was ist doch das für eine miserable Situation, wenn man die Nacht durchgezecht und keine Zeit zu einem ausreichenden, erholsamen Schlaf gefunden hat. Aber Dienst ist Dienst, da hat man gerade zu stehen und sich nichts merken zu lassen. In eine solche Lage scheinen die amerikanischen jungen Leute trotz ihrer „trockenen" Gewohnheit der verflossenen Prohibition sehr häufig zu geraten, denn dem guten Dr. Joseph Hoguet wurde schier das Haus eingerannt, als er in New York die Erfindung eines neuen „Ernüchterungsapparates" bekanntgeben hatte. Keinen Tag sollte diese Erfindung der harrenden Menschheit vorenthalten werden. Aber Dr. Hoguet war nicht daheim, also mußten sich die Berichterstatter, die sich diese Sensation natürlich nicht entgehen lassen konnten, sich zum Bellevue-Hospital bemühen, wo dieser fabelhafte Apparat vorgeführt werden sollte. Aber dann kam die Enttäuschung: man sah einen gewöhnlichen Atmungsapparat, mit Gummischläuchen, die zu Zylindern führten, in denen eine Mischung von 90 v. H. Luft und 10 v. H. Kohlenoxyd enthalten war. Die Mischung, die man so einatmet, brennt den Alkohol fort. Das ist nichts besonders Neues. Wir wollen aber trotzdem unseren Lesern den Bericht nicht vorenthalten, des ein blonder, großer Ire, der sich zu einem Versuch hergab, von seinen Erfahrungen gab: „Man weiß nicht viel davon, wie sie einen hingebracht haben", sagte er, „dann hängen sie einem einen Futterbeutel vors Gesicht und fordern einen auf, so stark wie möglich zu atmen. Ein starker Hauch von angenehmer frischer Luft drang dann in meinen Körper ein, und ich begann das dumpfe schwere Gefühl zu verlieren. Meine Knie, die sehr leicht waren, wurden wieder stramm, und die kleinen Männer, die in meinem Kopfe hämmerten, hörten mit ihrer Arbeit auf. Ich bin gerade herausgekommen, aber ich fühle mich etwas schwach — kommen Sie und trinken Sie einen Schluck mit mir und versuchen Sie es selbst . . ."

*

Alle, die selbst mal ein Rekordmann werden wollen und auch die anderen Sportler wird es interessieren, von der Ernährungsweise der großen „Kanonen" zu erfahren. Von allem ist da der Punkt Alkohol. Meiden die „Sportskanonen" ihn wirklich, oder besser, meiden sie ihn alle? Eine große Zeitschrift hat eine Umfrage bei 70 bedeutenden deutschen und ausländischen Sportsleuten, Olympiasiegern, Inhabern von Meistertiteln und Mitgliedern von Nationalmannschaften in Länderkämpfen gehalten. Die Umfrage hatte folgendes Ergebnis:

Von 25 betagten Kurzstreckenläufern mieden nur drei die geistigen Getränke völlig, während 7 mit 2—3 Glas Bier in der Woche auskamen und 3 täglich die geringe Menge von ½—¾ l Bier tranken. Von den Langstreckenläufern, unter denen sich neun Marathonläufer befanden, lebten gleichfalls drei enthaltsam, tranken 7 in der Woche 1 bis 2 Glas Bier und nur einer nahm täglich einen Liter Bier zu sich. Dagegen genossen die zehn Fußballspieler sämtlich geistige Getränke, die meisten aber äußerst mäßig: 5 tranken 1—3 Glas Bier in der Woche, drei täglich ein Glas, nur einer 2—3 Glas und einer ½ l Wein täglich. Auch die zwölf Schwerathleten, große, kräftige Menschen mit einem Durchschnittsgewicht von etwa 90 kg waren in der Mehrzahl sehr mäßig: zwei nahmen selten Bier oder Wein zu sich, sieben wöchentlich ein bis drei Glas Bier, und nur 3 genossen täglich alkoholische Getränke. Das zeigt also, daß die Sportler zwar durchweg sehr mäßig im Genuß von geistigen Getränken, aber durchaus nicht alle abstinent sind. Im einzelnen muß der Sportler natürlich selbst wissen, wie streng er gegen sich selbst sein muß.

*

Eine seltsame Naturerscheinung ist aus Lappland zu berichten. Dort schlugen während eines Gewitters, das auch zahlreiche elektrische Entladungen zeitigte, plötzlich hohe blaue Flammen aus dem Erdboden und breiteten sich über ein ziemlich großes Feld aus. Die seltsamen Flammen erloschen auch nicht, als das Gewitter vorüber war. Bewohner der in der Nähe liegenden Dörfer versuchten das Feuer zu löschen, indem sie Erde darüber warfen. Vergebens. Die Dorfbewohner ließen dann von ihren Bemühungen ab und flohen. Man kann sich diese Erscheinung nur so erklären, daß durch die Blitze Gase in den ölhaltigen Schieferschichten, die sich hier befinden, in Brand geraten sind.

*

In London ereignete sich Folgendes: Ein junger Mann wurde zu später Abendstunde von der Polizei wegen Uebertretung der Verkehrsvorschriften festgenommen und sogleich zur Polizeiwache geführt, damit er seine Strafe gleich zudiktiert bekomme. Auf die Frage, wie alt er sei, antwortete der junge Mann: 22 Jahre. Nach einer halben Stunde fragte man den Delinquenten nochmals, wie alt er sei, und siehe da, nun behauptete er ruhig und gelassen: 23 Jahre. Schon ging der Beamte von seinem Sitz hoch, keinesfalls geneigt, sich an der Nase herumführen zu lassen. Doch darauf erwiderte der junge Mann, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen: „Meine Mutter hat mir gesagt, daß ich um 12 Uhr nachts geboren worden bin. Eben ist es 12 Uhr durch. Heute habe ich Geburtstag und bin 23 Jahre alt geworden." Darüber waren die Beamten nun wieder so erheitert, daß sie ihm glückwünschend die Hand schüttelten und ihm als Geburtstagsgeschenk — die Strafe noch einmal erließen. Jo.-Jo.

Unruheherd Palästina!

Die Kämpfe zwischen den Engländern und Arabern in Palästina wollen nicht zur Ruhe kommen. Hier werden gefangene Araber in Jerusalem zum Verhör geführt. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Zum Schiedsspruch Ungarn-Slowakei

Nachdem das Problem der ungarischen Minderheiten in der Tschecho-Slowakei und die Frage einer gerechten ethnographischen Grenzziehung zwischen Ungarn und der Tschecho-Slowakei durch die Verhandlungen der beiden Regierungen nicht gelöst werden konnte, haben sich die ungarische und die tschecho-slowakische Regierung mit der Bitte an die deutsche und die italienische Regierung gewandt, diese Fragen durch einen Schiedsspruch zu lösen. — Unsere Karte zeigt das vorwiegend von Ungarn besiedelte Gebiet der Slowakei. (Kartendienst Erich Zander, Mult.-K.)

Ramon Franco tödlich verunglückt

Wie erst jetzt bekannt wird, ist der Bruder des Generalissimus, Oberstleutnant der Luftwaffe und Chef der Luftstreitkräfte der Basis Mallorca, Ramon Franco, bei einem Dienstflug ums Leben gekommen.

Ein Markstein im deutschen Nutzwagenbau

In Brandenburg verließ der 50 000. Opel-Blitz-Lastwagen das Montageband. Am 7. Januar 1936 wurde die Produktion aufgenommen, sieben Monate später lief der 10 000. „Blitz" vom Band, nach weiteren zwölf Monaten der 25 000., und jetzt der 50 000. 50 000 Lastwagen in weniger als drei Jahren gebaut — damit hat Opel einen überragenden Beitrag zum Aufbau des deutschen Nutzwagenbestandes und damit zur Motorisierung des deutschen Güterverkehrs geleistet. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Eröffnung der „Jahresschau des deutschen Schrifttums" in Weimar

Im Rahmen der Woche des Deutschen Buches eröffnete „Reichsminister Dr. Goebbels die „Jahresschau des Deutschen Schrifttums" in der Falkengalerie des Weimarer Schlosses. — Reichsminister Dr. Goebbels bei seinem ersten Rundgang durch die Ausstellung. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Hauptstraße von Marseille brennt!

Zwei Bilder von der furchtbaren Brandkatastrophe, die die Stadt Marseille heimsuchte. Rechts: Die Hauptstraße von Marseille während der Brandkatastrophe. Auf dem Bilde sehen wir rechts das Hotel, in dem Daladier wohnte, links das brennende Warenhaus.— Links: Die Feuerwehr bei ihrer schweren Arbeit. (Weltbild, Zander-Mult.-K.)

„Kraft durch Freude" in Madeira

Die diesjährige Fahrt des „Wilhelm Gustloff" ging nach Funchal. Die Mitfahrenden werden zur Besichtigung der Insel ausgebootet. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Francois-Poncet verläßt Berlin

Der französische Botschafter Francois-Poncet, der von der französischen Regierung zum Botschafter in Rom ausersehen ist, verließ Berlin. Zur Verabschiedung waren auf dem Anhalter Bahnhof neben dem italienischen Botschafter Attolico und Staatssekretär von Weizsäcker auch Staatsminister Meißner erschienen. (Pressephoto, Zand.-Mult.-K.)

Daladier bekennt sich zu München

Beim Parteitag der Radikalsozialistischen Partei in Marseille bekannte sich Ministerpräsident Daladier zu der Friedenspolitik von München. — Hier ein Bildtelegramm von der denkwürdigen Sitzung, die allen Hetzern in Frankreich die verdiente Abfuhr erteilte. (Presse-Hoffmann, Zand.-Mult.-K.)

Der Todesweg einer großen Armee

Der Großstallmeister Napoleons berichtet. - Der Kaiser trifft Vorbereitungen zur Flucht. - Frost und Kälte zermürben die Truppe

Die Memoiren des Großstallmeisters des Kaisers Napoleon I. Caulaincourt sind erst vor wenigen Jahren der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Zweifellos stellen sie das Bedeutsamste an dokumentarischem Material dar, was in den letzten Jahrzehnten über den großen Korsen bekannt geworden ist. Caulaincourt hat viele Jahre in der unmittelbaren Umgebung Napoleons zugebracht, er hat als einer der ersten Diplomaten des Kaisers einen ungewöhnlich genauen Einblick in die Vorgänge und geschichtlichen Entwicklungen sich verschaffen können, er ist als ein unerbittlicher Wahrheitssager schließlich einer der Vertrautesten um den Kaiser gewesen. So wurde er von ihm als einziger Begleiter auf seiner Flucht im Schlitten bestimmt. Die Gespräche, die Caulaincourt auf dieser Flucht mit Napoleon führte, haben ihren Niederschlag in dem Teil seines Memoirenwerkes gefunden, das im vorigen Jahr in Buchform unter dem Titel „Unter vier Augen mit Napoleon" erschienen ist. (Velhagen & Klasing, Bielefeld.) In diesem Jahre ist nun im gleichen Verlag ein zweiter Band „Mit Napoleon in Rußland" (Preis 8.50 RM) herausgekommen, aus dem wir nachfolgend einige kurze Auszüge bringen, die den Wert und die Bedeutung der Aufzeichnungen erkennen lassen.

Napoleon und der Luftballon

Es war am Abend. Der Kaiser hatte sich hingelegt und, wie er oft zu tun pflegte, Duroc und den Grafen Daru bei sich behalten, um mit ihnen zu plaudern. Er wurde schläfrig, und die beiden Herren setzten unter sich leise die Unterhaltung fort, bis er fest eingeschlafen wäre und sie sich zurückziehen könnten. Nach einer Viertelstunde wachte der Kaiser wieder auf und fragte sie, wovon sie sprächen.

„Wir träumten von einem Luftballon!" erwiderte Daru.

„Wozu das?"

„Um Ew. Majestät fortzubringen."

„In der Tat, meine Lage ist einigermaßen schwierig. Sie haben also Angst davor, in Kriegsgefangenschaft zu fallen?"

„Nein, nicht in Kriegsgefangenschaft, denn man würde Ew. Majestät ein schlimmeres Geschick bereiten!"

„Es steht in der Tat ernst. Die Sache komplizierst sich. Aber wenn nur die Führer mit gutem Beispiel vorangehen, bin ich immer noch stärker als der Feind. Ich habe mehr als genug Kräfte, um die Russen über den Haufen zu rennen — wenn ihre Truppen das einzige Hindernis bleiben!"

Am nächsten Tage, dem 28. November, verbrannte die Staatskanzlei ihre Papiere. Daru hatte schon seit Gjat, wo man mit der Zerstörung der Fahrzeuge begonnen, darauf gedrängt.

„Es wird ernst"

Gegen drei Uhr morgens wurde ich zum Kaiser gerufen. Er sprach von den schlechten Nachrichten, die er erhalten hatte. „Es wird ernst!" sagte er. Er fragte mich, ob der Frost stark genug sei, daß die Flüsse und Seen zu zerstören und die Artillerie über das Eis fahren könnte. — „Ich glaube es nicht, wenigstens was die Flüsse betrifft", antwortete ich. — „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Ney hat doch den Dnjepr ohne Kanonen auf dem Eise überschritten, und es fror weniger als heute! Es wird frieren, und wir werden die Sümpfe der Beresina überschreiten. Sonst müssen wir durchbrechen und einen großen Umweg machen. Wieviel Tage braucht man, um in Eilmärschen Wilelka oder Glubokoje zu erreichen? Die Lage kann kritisch werden, wenn Kutusow gut manövriert hat und Wittgenstein ihn unterstützen will oder zu dem Admiral gestoßen ist. Diese Flotte bringt mir doch überall Unglück! Was Kutusow angeht, so versteht er nichts vom Krieg. Er schlägt sich tapfer, wenn es zum Kampfe kommt, aber von der großen Kriegführung versteht er nichts!" Der Kaiser erzählte mir, wie die Herren Daru und Duroc in der Nacht im Scherz von jenem Luftballon geplaudert hätten, der sie retten könne. — „Der Ballon wäre vielleicht nicht so schlecht!" meinte er scherzend. „Diesmal wird es nur für die Tapferen eine Rettung geben. Kommen wir über die Beresina hinüber, so bin ich Herr der Lage, denn die beiden frischen Korps, die ich dort treffe, und meine Garde genügen, um die Russen zu schlagen. Kann man nicht durchkommen, so werden wir uns anderswo durchschlagen müssen. Besprechen Sie mit Duroc, was man mitnehmen könnte in dem Falle, daß man sich querfeldein, ohne Fahrzeuge, durchschlagen müßte. Wir müssen uns schon im voraus darauf vorbereiten, alles zu zerstören, um dem Feinde keine Siegestrophäen zu überlassen. Ich will lieber für den Rest des Feldzuges mit den Fingern essen, als den Russen nur eine Gabel mit meinem Wappen überlassen. Verständigen Sie sich also mit Duroc über das, was zu seinem Dienstbereich gehört, aber lassen Sie nichts laut werden; ich habe nur mit ihm und mit Ihnen darüber gesprochen. Man muß sich vergewissern, ob meine und Ihre Waffen in gutem Zustande sind, denn wir werden fechten müssen . . ."

Der Kaiser sprach noch weiter eingehend über seine Lage und seinen soeben angekündigten Plan. Ich plauderte dann mit Duroc, der mir nun seinerseits das nächtliche Gespräch mit dem Kaiser und mit Daru schilderte. Wir kamen überein, daß wen jetzt ab jeder Angehörige des Hauptquartiers seinen Becher, seinen Teller und sein Besteck bei sich tragen sollte, wenn anders er sie behalten wollte. Als Vorwand diente die angebliche Schwäche der Mauleselder Kantinenwagen.

. . . keinen Vorwurf gegen den Ruhm

Obwohl der Frost noch ziemlich stark war, herrschte doch bedecktes Wetter, als ob es tauen oder zum mindesten schneien wolle. Kranke erfroren noch nachts in der Nähe der Biwakfeuer. Durch Nachlässigkeit und durch den Mangel an Futter und vor allem an Wasser gingen wieder zahlreiche Pferde ein. Mein Adjutant Giroud, der seit seiner Verwundung bei Krasnoi in meiner Kutsche fuhr, starb in dieser Nacht. Er war seit zwei Tagen besinnungslos gewesen.

Zwischen Dolotschinow und Bobr, wo wir am 27. ankamen, war die Straße noch dichter als auf den vorigen Märschen mit verendeten Pferden bedeckt. Auch einige menschliche Leichen lagen dort, und in großer Zahl fand man sie an allen Biwakstellen, erstickt durch den Qualm des Feuers, dem sie sich, mit bereits von Frost gepackten Gliedmaßen und halb erfroren, zu dicht genähert hatten. Andere jammerten laut und vermochten sich nicht mehr fortzuschleppen, teils aus Schwäche, teils weil ihnen die Hände und Füße erfroren waren. Der grauenhafte Anblick machte tiefen Eindruck auf alle. Die vom Frost erstarrten Unglücklichen waren nicht zu überzeugen, daß die Wärme ihr Verderben war, daß das einzige Heilmittel in Bewegung bestand, in trockenen Reibungen oder besser noch mit Schnee. Der Kaiser schritt mitten durch die Menge dieser Unseligen hindurch, und man hörte kein Murren, nicht einmal einen Klagerauf! Wie hochsinnt waren sie doch, diese Franzosen, in all ihrem Unglück! Sie klagten die Elemente an, und sie richteten keinen Vorwurf gegen den Ruhm!

Selbsterhaltungstrieb Ehrgefühl und Nationalstolz

Seit dem Uebergang über die Beresina heiterten sich alle Gesichter auf. Zum ersten Male schien das polnische Land allen aus der Nähe zu winken. Wilna war zum gelobten Lande geworden; es war der sichere Hafen gegen alle Stürme, das Ende aller Leiden. Die Gefahren geheuer war nur noch ein wüster Traum. Die Aussicht auf Besserung unserer Lage ließ einen all unser Unglück fast schon vergessen. Die Strapazen, die Entbehrungen des Augenblicks, selbst der Anblick der Unglücklichen, die man Schritt für Schritt vor Erschöpfung, vor Kälte hinsinken sah — all das hatte auf die von Natur heitere und sorglose Sinnesart des französischen Soldaten keinen dauernden Eindruck gemacht. Gefahren machen selbstflüchtig; wem es noch gut ging, hatte sich an dieses Schauspiel des Leidens und der Vernichtung bald gewöhnt. Kraftvollere Naturen trotzten dem Ungemach und suchten durch ihre zutage Gefaßtheit die schwächlicheren aufzurichten. Zweifellos erduldete man viel, war Zeuge furchtbaren Unglücks und grenzenlosen Elends; aber Selbsterhaltungstrieb, Ehrgefühl und Nationalstolz bewirkten, daß man das Mißgeschick nicht in seiner ganzen Trostlosigkeit empfand. Noch trug man den Kopf hoch; man wußte nicht alles, was man dann später erfahren hat, oder vielmehr, man wollte es nicht glauben. Die Gefahren des gestrigen, des heutigen, des morgigen Tages stellten in der Vorstellung dieser Menschen nichts anderes dar als Gefahren einer ständig sich erneuernden Schlacht. Es war eben Krieg, und da ein jeder seinen Teil daran zu tragen hatte, blieb man im allgemeinen heiter, sorglos, ja zum Spaß aufgelegt, wie man es vor, während und nach einer Schlacht zu sein pflegte. Trotz unseres Elends war man in unserem Hauptquartier sicherlich ebenso guter Laune wie die Russen in ihrem.

Nachrichten aus Paris bleiben aus

Wir näherten uns Wilna, standen in Polen, und die Etappen blieben noch immer aus. Dem Kaiser war diese Verzögerung unbegreiflich, da wir dem damals in Wilelka stehenden bayerischen Korps schon sehr nahe waren. Dieses Korps, unter dem Befehl des Generals v. Wrede, hatte infolge des Rückzuges des 2. Korps die Gegend um Glubokoje räumen und sich auf Dunisowize ziehen müssen, war aber seit dem 19. dorthin zurückgekehrt und deckte Wilna. Dieses Ausbleiben der Briefe aus Frankreich und vor allem der Gedanke an den Eindruck, den dort und in Europa das Fehlen jeglicher Nachricht von der Armee gemacht haben mußte, beunruhigte den Kaiser damals ganz besonders. Er bereitete einen Heeresbericht vor, der über die Lage und unser letztes Mißgeschick Rechenschaft geben sollte. Er meinte zu mir:

„Ich werde alles sagen. Es ist besser, wenn man das alles durch mich erfährt, als durch Privatbriefe, und wenn die bekanntwerdenden Einzelheiten dann die Unheilswirkung abschwächen, die man der Nation verkünden muß.

Auflösung auch bei der Garde

Das Hauptquartier wurde am 2. Dezember in Selitsche untergebracht, fast ebenso schlecht wie am vorigen Tage; aber man fand dort viel Kartoffeln. Die Freude, die jeder empfand, als er sich nach Herzenslust sattessen konnte, läßt sich nicht beschreiben. Die Kälte war derartig, daß es im Biwak nicht mehr auszuhalten war. Wehe denen, die dort einschliefen! So griff die Auflösung auch bei der Garde fühlbar um sich. Man traf alle Augenblicke auf Mannschaften, die der Frost gepackt hatte; sie blieben stehen und fielen aus Schwäche oder Erstarrung nieder. Half man ihnen beim Laufen oder zog sie mühselig weiter, so hatten sie einen sicheren, sie doch liegenzulassen. Legte man sie an einem Biwakfeuer nieder, wie es deren längs des ganzen Weges gab, so waren sie, kaum daß sie eingeschlummert waren, schon tot. Widerstanden sie dem Schlaf, so führte ein anderer, der vorüberkam, sie ein wenig weiter; das verlängerte ihren Todeskampf um einige Augenblicke, vermochte sie aber nicht zu retten. Denn in diesem Zustand ist die durch die Kälte herbeigeführte Schläfrigkeit von unwiderstehlicher Gewalt: man schläft ein, ohne es zu wollen, und Einschlafen ist hier gleichbedeutend mit Sterben. Ich habe mehrere dieser Unglücklichen zu retten versucht, aber vergeblich. Sie vermochten nur stammelnd mit ein paar Worten zu bitten, man möchte sie doch um Gottes willen ein wenig schlafen lassen. Wenn man sie hörte, klang es, als müßte dieser Schlaf ihre Rettung sein. Ach, es war nur der letzte Seufzer eines Verlorenen, denn dieser Unglückliche wurde schmerzlos, ohne Todeskampf von seinem Leiden erlöst. Ein dankbares Lächeln schwebte sogar noch auf den bleichen Lippen. Was ich hier über die Wirkungen der Kälte und diese Todesart durch Erfrieren berichte, habe ich an Tausenden von Menschen beobachten können. Die Straße war bedeckt mit ihren Leichen.

„. . . ich sah die Trümmer der Armee vorüberziehen"

Der Kaiser machte für ein paar Augenblicke an dem Uebergang über die Wilja halt, in dem Wachthause, das, auf einer Anhöhe gelegen, die Straße auf ziemlich weite Entfernung beherrschte. Ich blieb draußen und sah die kläglichen Trümmer der Armee vorüberziehen. Von hier aus habe ich mit eigenen Augen gesehen, was unsere Isolierten schon seit Tagen berichteten, was man aber nicht hatte glauben wollen. Die Kosaken waren es müde geworden, unsere Isolierten zu töten oder zu Gefangenen zu machen, wodurch sie für die Zeit des Abtransportes die tägliche Gelegenheit zum Beutemachen versäumten. Sie zogen also hier ihre Gefangenen, wenn sie noch ein leidliches Kleidungsstück besahen, aus und ließen sie fast nackt wieder laufen. Manche gaben ihnen, wie ich sah, für das geraubte ein weniger gutes Stück, das sie eben erst einem anderen Gefangenen oder einem am Wege Verstorbenen abgenommen hatten. Alle diese Kosaken führten einen riesigen Trödelkram an Kleidung mit sich, die sie teils als eine Art Weilach unter, teils als Kissen über ihrem Sattel untergebracht hatten; daher hatten sie denn auch noch nie so hoch auf ihren Pferden gesessen. Ich habe mit einigen dieser unglücklichen Isolierten gesprochen, die ich in geringer Entfernung von der Brücke hatte ausplündern sehen, und mit anderen, denen etwas weiter entfernt dasselbe geschehen war. Sie bestätigten mir diese Angaben und fügten hinzu, daß die Kosaken sie wie eine Herde Schafe vor sich hertrieben, wenn nicht gerade ein höherer Offizier zugegen war.

Au! Au!

Aber das kann doch vorkommen, daß jemand sich das Knie blutig stößt, mit dem Kopf gegen den Fensterrahmen bummst, sich an einem Nagel ritzt, den Fuß vertritt, den Arm verrenkt, die Hand verstaucht, ja, sich das Nasenbein bricht, wenn es eben sein soll. Man hat ja seine Tage, da ist der Teufel los. Man träumt, man gibt nicht acht, man kann mit den größten Anstrengungen seine sieben Gedanken nicht beieinanderbehalten. Und dann ist eben jede Schrankecke zu spitz, jede Treppe zu glatt, jeder Bordstein zu schmal. Dann kommt man zu diesen kleinen Schmerzen, die nicht todbringend sind, über die man zumeist furchtbar erbost ist, die man aber als Mann (natürlich auch als Frau) mannhaft erträgt. Da kann man kein großes Geschrei und Wehgeheul erheben, wenn man sich nicht blamieren und auslachen lassen will.

Und dann ist da noch etwas anderes: Man hat sich für einen Sonntagnachmittag auf eine Kaffeestunde gefreut. Es gibt auch Torte, viel Torte, leckere Torte. Man beißt hinein — —! Da ist plötzlich von dem Zuckerguß (wie herrlich sah er aus!) ein

Früher mußten die Leute zum Bader, wenn sie sich eine Verletzung zugezogen hatten. Der tat mit Salben und Verbänden dann sein Bestes!

Körnchen in den hohlen Zahn geraten! Zunächst beginnt ein leises Bohren, dann ein Stich! Au! Au —! Zum Schornstein hinaus sind alle Kaffeefreuden, alle Tortengelüste! Auch die dicke Zigarre, die man als „Gegengewicht" gewissermaßen anzündet, hilft nicht mehr. Und es beginnt nun jener Zustand, den Wilhelm Busch so unvergleichlich treffend beschrieb:

„Kaum war der erste Stich verspürt,
Kaum fühlt man das bekannte Bohren,
Das Rucken, Zucken und Rumoren —
Und aus ist's mit der Weltgeschichte,
Vergessen sind die Kursberichte,
Die Steuern und das Einmaleins,
Kurz, jede Form gewohnten Seins,
Die sonst real erscheint und wichtig,
Wird plötzlich wesenlos und nichtig.
Ja, selbst die alte Liebe rostet —
Man weiß nicht, was die Butter kostet —
Denn einzig in der engen Höhle
Des Backenzahnes weilt die Seele,
Und unter Toben und Gebraus
Reift der Entschluß: Er muß heraus!! —"

Ja, wir haben das heute leicht! Jeder Zahnarzt wird uns schmerzlos von unserem Schmerz befreien. Viele Menschen haben zwar Angst vor der „Zange"; aber das ist ja wirklich unbegründet. Man sehe sich nur unser Bild an! Ja, wenn die Leute Angst vor der „Zahnbehandlung" hatten, dann konnte man ihnen das nicht weiter übelnehmen. Denn der Bader, der in früheren Zeiten auch das Amt des Zahnarztes mitversah, wußte noch nichts von Chloräthl und Narkose; er machte seine Sache, wie es eben ging, und der Patient mußte halt sehen, wie er's überstand.

Ja, ja, wir haben es gut, wir haben es bequem, nur oft sehen wir's nicht ein!

Jo.-Jo.

Er muß heraus! Aber frag nicht wie! Nun, wir haben es ja heute besser. Wir fühlen gar nichts und steigen mit glücklichem Lächeln aus dem Stuhl des Zahnarztes. Denn nun ist aller Schmerz vorbei! (Fotos: Tobis)

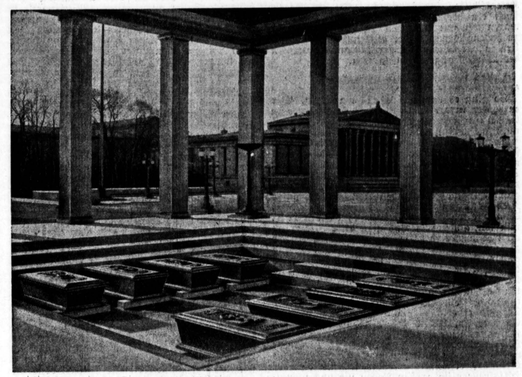
(Linden-Verlag)

Am 1. März 1935 kehrte das Saarland heim in ein neues, zum unbeugsamen Lebenswillen entschlossenes Reich. Der Saarbefreiung folgte im Frühjahr des nächsten Jahres der Einmarsch der deutschen Truppen in das Rheinland. Damit war unter der Führung Adolf Hitlers die volle Souveränität über das gesamte Reichsgebiet wieder hergestellt.

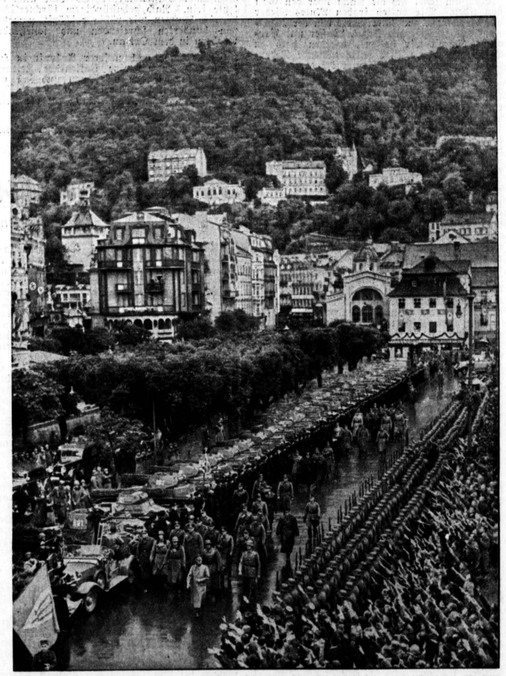
Am 13. März 1938: Deutsche und österreichische Soldaten sind die Verteidiger eines Reiches, des aus der Kraft des Nationalsozialismus geschaffenen Großdeutschland. Eine tausendjährige Sehnsucht der Deutschen ist durch die historische Tat des Führers erfüllt.

Aus ihrem Opfer erwuchs Großdeutschland!

Zum 15. Male jährt sich der Tag des Marsches auf die Feldherrnhalle. - Heute hat das Opfer der Toten vom 9. November seine Erfüllung gefunden



In ihren Sarkophagen in den Ehrentempeln am Königlichen Platz halten die Helden vom 9. November die Ewige Wache für Großdeutschland, das aus ihrem Opfertod zu strahlender Größe erwuchs. Gerade in diesem Jahre, da sich der Tag von München zum 15. Male jährt, ist der erste Punkt des nationalsozialistischen Parteiprogramms, der den Zusammenschluß aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes fordert, Wirklichkeit geworden. Die Größe des stolzen Wortes „Und ihr habt doch gesiegt" steht leuchtend über unseren Tagen.



Am 1. Oktober 1938: Die deutsche Wehrmacht rückt in das so lange von fremder Gewalt geknechtete Sudetenland ein. Ohne einen Kanonenschuß ist der politischen und militärischen Macht des nationalsozialistischen Reiches die Heimführung von 3½ Millionen Deutschen zum deutschen Mutterlande gelungen. Bilder (4) Archiv.

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

Nächtlicher Durchbruch am „Tor des Todes"

Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterling, Emden

1. Fortsetzung

Wir halten weiter Kurs nach Norden, denn wir stecken noch tief in südlichen Gewässern. Die Straße von Bab el Mandeb (d. h. Tor des Todes) war unser nächstes Ziel. Von hier aus sollte, wie uns versichert wurde, eine Verbindung gehen. Die Straße von Bab el Mandeb ist in englischem Besitz, und eine der gefährlichsten Meerengen, stark befestigt und von Kriegsschiffen scharf bewacht. Da ein Segelschiff ein höchst unzuverlässiges Fahrzeug ist, waren wir nur froh, den Dampfer „Chrisling" zu haben. Wenngleich er auch nur sechs Meilen lief, so war es immer besser, als auf die Launen des Windes angewiesen zu sein.

„Ruhig Blut, wir schaffen's"

So ging es hart auf Weihnachten. Wir entdeckten in der Heiligen Nacht eine Kiste englischen Genever, den der Kapitän der „Chrisling" nicht gut vor unseren Augen versteckt hatte, und feierten, so gut es ging, wenngleich unter unserem schnell selbstgefertigten Weihnachtsbaum nicht Rock und Hose, nicht Schuhe noch Strümpfe lagen — wir hatten nur noch Lumpen auf dem Leib —, so waren wir dennoch guter Dinge. Frohgemut feiern wir auch unser Neujahr; dann wurde die Lage wieder ernster, denn wir waren hart am Golf von Aden, und somit nahe bei Bab el Mandeb. Gar zu oft waren wir in letzter Zeit wieder in Gefahr gekommen, gekapert zu werden. Wir waren gegen ein Kriegsschiff, und wenn es noch so klein war, machtlos. Dazu kam noch das Fehlen von nautischen Instrumenten. An Seekarten hatten wir nur einen kleinen Fetzen. So konnte es kommen, daß wir früher vor der Durchfahrt erschienen als unsere Absicht war. Es war am Abend des 7. Januar 1915, als sich ganz in unserer Nähe ein großer englischer Hilfskreuzer zeigte. Sonderbar, er verlangte weiter keine Signale von uns. Aber höhnisches Gelächter erschallte, als wir sahen, wie der Hilfskreuzer im großen Bogen um uns herumfuhr und verschwand. Man war wohl schon allerhand von den Deutschen gewöhnt, aber das hierher — nein, so tollkühn und waghalsig konnte niemand sein. So mögen die Engländer wohl gedacht haben. Doch die Tatsache sprach gegen sie; wir waren da, und zwar schon weiter, als wir wollten und wünschten. Darum drehten wir bei, um erst bei Nacht den Durchbruch zu wagen.

Langsam senkt sich die Nacht über den Golf von Aden. Wir halten trotzdem Mutes wieder auf die Straße zu. Vier Boote von der „Chrisling", ausgerüstet mit Segel, Wasser und Proviant (soweit wir hatten), wurden bald zu Wasser gelassen. Dies hatte folgende Bedeutung. Sollte uns der Gegner bei dem Durchbruch sichten, so wollten wir schnell in die Boote, in der Dunkelheit verschwinden, um an Land zu kommen, und das Schiff seinem Schicksal überlassen. Es wäre unser sicherer Tod gewesen, dach davon später. Schwarz ist die Nacht, sie wird uns zum Helfer. Die an Bord befindlichen Chinesen sperrten wir in einen dunklen Raum, denn wir trauten den Gelben nicht. Schon das Glimmen einer Zigarette konnte uns verraten. Immer näher pirschen wir uns an die Durchfahrt heran. Gespannt sind 48 Augenpaare in die Dunkelheit gerichtet, kein Wort wird gesprochen, jeder steht an seinem Posten bei den herabgelassenen Booten. Wie riesige, liebkosende Arme streichen die Scheinwerferkegel über uns. Wie lange fuhren wir schon in der gefährlichen Straße? Waren es einige, zwei oder mehr Stunden? Wir hatten nur immer in die pechschwarze Nacht, fest die Reling umklammernd und auf den Befehl lauernd: „Alle Mann in die Boote." Jetzt müssen wir, nach dem querab stehenden Lichte des Scheinwerfers gerechnet, mitten in der Straße sein. Schon wagen wir zu flüstern, jubeln leise, da — stockt uns der Atem — was ist das? Ganz deutlich hören wir das Brummen einer Lichtmaschine eines abgeblendeten Kriegsschiffes. Immer näher kommt das Brummen, wir erwarten jeden Augenblick einen Zusammenstoß. In den Minuten der höchsten Spannung kreist der Kommandant von der Brücke, geht schnell von Gruppe zu Gruppe und flüstert: „Ausharren, Jungens, ruhig Blut, wir schaffen's!"

So vergehen einige Stunden nervenaufpeitschender, aufregender Fahrt. Langsam verliert sich das Brummen, wird immer schwächer — die Scheinwerfer liegen hinter uns. Wir sind durch! Ein Jubeln und Aufatmen geht durch die kleine Schar. Ein Dutzend oder mehr Kriegsschiffe der Feinde träumen von den Vorbeeren, die man erntet, wenn man den Rest der „Emden"-Leute fängt. Leise sammeln wir uns auf dem Vorschiff, die Mädchen drückt der Kommandant von Freude an die Brust. Ein großes Wagnis war gelungen. In gedämpftem Ton hält er eine kurze Ansprache, und, unaehen von feindlichen Schiffen, rufen wir leise drei Hurra in die Nacht.

Nun geht's an Land

Nördlich von Aden liegt ein kleiner arabischer Kaffeehandelshafen namens Hodeida. Hier wollen wir landen, um die Bahn durch Arabien zu Fuß zu erreichen. Der Plan graut. In dunklen Umrissen wird die Küste sichtbar. Langsam schiebt sich die Sonne über das Land, an das wir heute noch mit Grauen denken. Wir sind auf der Höhe von Hodeida angekommen. Schon sehen wir vereinzelt Lichter der Stadt; uns scheint, daß für solch einen kleinen Hafenort die Mole stark beleuchtet ist. Jetzt sind wir an der richtigen Stelle. Schnell wenden die Boote zu Wasser gelassen, aber — o Graus! sie sacken ab wie Bleiklumpen. Jahrelang lagen die Boote, ohne unterholten zu werden, auf dem alten Kasten und waren vollständig leck geworden. Wären wir bei dem Durchbruch entdeckt worden und in diese Boote gesprungen, wir wären wie die Ratten ersoffen. In jedem Boot standen drei bis vier Mann, die fortwährend Wasser ausschöpften. Mitterweile ist es heller Tag geworden. — Es ist zum Verzweifeln, die Boote machen noch immer stark Wasser, und wir liegen dicht vor dem Hafen. Jede Minute kann unser Schicksal entscheiden. Da kommt hart und unschlüssig der Befehl des Führers: „Wir müssen in die Boote, komme, was da wolle." Mann um Mann steigt die Strickleiter herunter, langsam schaukeln die Boote auf den Wellen und sacken mit jedem Mann tiefer. Wir sind alle in den Booten, aber die Sache ist bedenklich, denn der Bootsrand reicht knapp aus dem Wasser. Um die Boote zu erleichtern, müssen wir Trinkwasser und Proviant über Bord werfen. Langsam kommen wir in Fahrt, aber alle Mann müssen mit Eimern, Blechen, Tellern und Händen das Wasser aus den Booten schöpfen, damit wir nicht absaufen. Schwer liegen die überladenen Boote im Wasser; wir setzen die Segel, und eine leichte Brise bringt uns dem Unglücksland immer näher. So mögen wir eine zwei Stunden gefahren sein, als die Stadt in Sicht kommt. Da befällt uns ein nicht geringer Schreck: die stark beleuchtete „Kasenmole" entpuppte sich beim Hellwerden und aus der Nähe als der französische Panzerkreuzer „Desaix". So duckten und legten wir uns in die Boote so gut es ging, und hielten mehr von dem Hafen ab. Der Franzose mußte aus der geringen Entfernung den einzelnen Mann erkennen können. Sah er uns wirklich nicht oder träumte auch er bis in den hellen Morgen wie seine Kriegskameraden in der Straße von Bab el Mandeb? Unbehindert nur gestreift von einigen Fischerbooten, erreichen wir nach einigen Stunden die Küste.

Weit und gluftig liegt die gastfreundliche arabische Küste vor uns. Voll Wehmut sehen wir nach dem Meere zurück. Ein Schauer läuft uns über den Rücken. Aber vorwärts heißt es! Waffen und Munition, Wasser und Proviant laden wir uns auf den Rücken; bis an die Knöchel im heißen Sande, beginnt unser erster, grausamer Wüstenmarsch. Es sollte nicht der letzte sein. Nach zehnstündigem fürchterlichen Marsch kommen wir völlig erschöpft, umgeben von hunderten schreienden und schießenden Arabern in dem Ort an.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Hodeida erhalten wir eine italienische Zeitung. Sie bewunderte den tollkühnen und fast unglaublichen Durchbruch bei Bab el Mandeb. Der Italiener schrieb: „Monatelang hat die Kleine „Emden" die englische Flotte in Atem gehalten, tausend und aber tausend Tonnen Kohlen hat England bei dieser Jagd verpulvert — und jetzt noch dies! England, wo ist denn deine Macht auf See, wo denn deine Vorherrschaft? Stolzes Albion, mußt in deiner Stärke von dem kleinen Deutschen einen Patentritter nach dem anderen einstecken. Stolz hilft du auf dein Bab el Mandeb, die Straße des Todes, die Straße der Schande müßte sie heißen." Noch manches Bab el Mandeb haben wir auf dem Weg nach der Heimat durchbrochen, und manches Seemannsgage hat sich dabei für immer geschlossen — aber die Heimat haben wir erreicht.

Eine fürchterliche Hitze flimmert über der arabischen Wüste. Kein Baum, kein Strauch ist zu sehen, die Sonne, sonst die große Lebensspenderin, läßt keine Vegetation aufkommen. Endlos liegt die Wüste, bewachsen für kurze Strecken mit dürrem, trockenem Gras, sonst nur Sand und wieder Sand. Es ist ein trostloser Anblick, der kein Menschenauge erfreuen kann. Vier Wochen liegen wir nun schon in dem elenden Nest Hodeida und können nicht weiter. Vor uns die grauenvolle Wüste und hinter uns das Meer mit seinen Verfolgern, die wie Hunde auf der Lauer liegen.

Es ist Mittag. Kein Mensch ist in den Gassen des kleinen Hafens zu sehen. Mensch und Tier suchen ein wenig Erholung vor der Sonne. Vor dem Ort liegt ein langer Schuppen, in dem wir untergebracht sind. Was ist aus uns geworden? Als kraftstrotzende Gestalten kamen wir hierher, eine mörderische Gegend, in der das Thermometer immer zwischen 60 und 70 Grad steht. In den vier Wochen unseres Hierseins hat die Gesundheit der Mannschaft sehr gelitten. 12 bis 15 Mann liegen im Lagarett, so weit diese Ruine den Namen verdient. Wir übrigen sind bleiche, abgezehrte, von Typhus und Malaria befallene Gestalten, denen die Augen hohl im Kopfe liegen. Kleider haben wir längst keine mehr, mit Draht und Bindfaden sind die Lumpen notdürftig zusammengehalten. Das Klima hätten wir schließlich ertragen, wenn das Essen seinen Namen einigermaßen verdient hätte. Und trinken konnte man nur mit geschlossenen Augen, denn das Wasser wimmelte von Ungeziefer. Aber, was ist der Hunger gegen den Durst?

(Fortsetzung folgt.)

20 verschiedene Webabzeichen ostmärkischer Trachten werden am 5. und 6. November durch SA., SS., NSKK. und NSFK. zum Verkauf angeboten. Jedermann werden diese Abzeichen große Freude machen, Millionen wird mit dem Erlös geholfen werden! (Foto: NSV.-Reichsbildarchiv)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Ueber die Segnungen der Demokratie haben wir in den letzten Jahren so viel erfahren, daß dieses Kapitel kaum noch einer Erweiterung bedarf. Immerhin stellt die Tatsache, daß ein Manifest ins Stadtwartalment gewählt wird, in der Geschichte der Demokratie doch ein erstmaliges Ereignis dar. Die Bürger der Gemeinde Milton im amerikanischen Bundesstaat Washington können sich rühmen, einen Manifest als Abgeordneten gewählt zu haben — allerdings nur, wenn sie ahnen. Um zu beweisen, daß die Wähler oft gar nicht wissen, wem sie ihre Stimme geben, und sich auch nicht sehr dafür interessieren, setzte Kenneth Simons, der Bürgermeister von Milton, den Namen „Boston Curtis" auf die Liste der republikanischen Kandidaten. Diesen Namen, dessen ordnungsgemäße Anmeldung zur Wahl der Bürgermeister selbst mit seiner Unterschrift bestätigte, hat man dem Manifest eines als Original bekannten Schuhputzers gegeben. Der wackere Vierbeiner, der weder ein „Programm" verkündet, noch eine Wahlrede gehalten hatte, sondern einfach auf der Liste stand, erhielt 151 Stimmen und kam damit in den Gemeinderat. Es gab ein Heidengelächter, als Mr. Simons nach Beendigung der Wahl mitteilte, wer der angeblich republikanische Kandidat „Boston Curtis" in Wirklichkeit ist.

***

Der Amtmann von Dumnow in der Grafschaft Essex, England, hat kürzlich an eine alte Gewohnheit erinnert, die sich auf ein Dokument folgenden Inhalts gründet: Thori Eheleute, die nach Jahr und Tag, weder bei Tage noch bei Nacht ihre Verbindung bereut, noch irgendeinen Zank miteinander gehabt, noch eine Untreue begangen haben, sollen sich melden bei dem Oberen des Klosters — nunmehr bei dem Amtmann zu Dumnow — und die Wahrheit ihrer Behauptung eidlich, auf spitzen Kieselsteinen kniend, erhärten. Dann wird ihnen ein Viertel von einem gesalzenen Schwein gereicht und dieses im Jubel und unter dem Jauchzen des Volkes vor ihnen durch die Straßen getragen werden. — Seit 1510 war kein Fall vorgekommen. Im April des Jahres 1777 fand sich wirklich ein so seltenes Paar, das das gesalzene Schweinevierte! verdiente und auch erhielt. Seit dieser Zeit hat man von keiner neuen Ehe vernommen, und es scheint dem Amtmann höchste Zeit, daß sich wieder ein Ehepaar meldet. Aber man kann sich eigentlich nicht recht vorstellen, daß die Partner auch bei glücklichsten Ehe sich einer solchen Prozedur unterziehen wegen eines gesalzenen Schweinevierte!s.

***

In der Todeszelle des amerikanischen Staatsgefängnisses Sing-Sing harrt Robert Irwin, der Bildhauer, der wegen dreifachen Mordes zum Tode verurteilt wurde, seiner Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl. Tausende von Menschen werden sich am Tage der Hinrichtung vor den Toren Sing-Sings versammeln, denn der Verurteilte hat angekündigt, daß er nicht sterben werde, da er gegen Elektrizität gefeit sei. Seit er im Gefängnis sitzt, hat Irwin unaufhörlich „trainiert", indem er sich mit einer Elektrisiermaschine immer stärker werdende elektrische Schläge durch den Körper jagte. Auf diese Weise glaubt er selbst gegen eine Stromstärke von 2000 Volt, wie sie beim elektrischen Stuhl angewandt wird, immun gemacht zu haben.

***

Dieser Tage ist Fräulein Hetti Wesen, eine junge Holländerin, aus ihrer Heimatstadt Beverwijk in London eingetroffen, um dort mit ihrem Bräutigam, Sidney Graham, die Ehe einzugehen. Das Brautpaar hat sich vorher nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, die Bekanntschaft der beiden jungen Leute kam vielmehr vor 7 Jahren auf eine wahrhaft romantische Weise zustande. Sidney Graham war 14 Jahre, als er während seiner Ferien am Strand von Whitstable eine Flasche ins Meer warf, die einen Zettel mit seiner Adresse und der Bitte, der Finder möge sich bei ihm melden, enthielt. Hette, damals gleichfalls 14 Jahre alt, fischte die Flasche, als sie mit Freundinnen in der Zuider See badete, auf. Die Flasche war von Englands Küste bis nach Holland gekommen, und so entwickelte sich aus diesem kindlichen Spiel ein reger Briefwechsel, der sich wieder ein Ehepaar meldet. Aber man kann sich eigentlich nicht recht vorstellen, daß die Partner auch bei glücklichsten Ehe sich einer solchen Prozedur unterziehen wegen eines gesalzenen Schweinevierte!s.

***

Ein Mann mit siebzehn Telefonen? Dieser Mann ist Thomas Manville, Schauspieler von Beruf und Millionär durch die Tüchtigkeit seines Vaters. In seiner Villa Von Repos in Neto Rochelle, Staat Newyork, hat er sich siebzehn Telefonapparate mit siebzehn verschiedenen Nummern anschließen lassen, damit er, wo immer in der Villa er sich auch aufhalte, in der Lage ist, ein Gespräch zu führen bzw. einen Anruf entgegenzunehmen. Das Klingeln der Telefone bricht den ganzen Tag nicht ab, denn Mr. Manville hat viele Bekannte, darunter einige sehr telefonlustige. Ist er in seiner Villa, so sieht man ihn sehr oft von Raum zu Raum eilen oder eine Treppe emporsteigen bzw. herunterlaufen, wenn gerade ein Apparat klingelt, in dessen Nähe er sich zufälligerweise nicht befindet. Spricht er an einem Apparat und ein anderer wird angerufen, so müssen seine Dienstboten von Zimmer zu Zimmer eilen, um zu ermitteln, wo gerade telefoniert wird. Dann haben sie den Hörer so lange zu halten, bis Mr. Manville frei ist. Manchesmal klingeln sechs Apparate zur gleichen Zeit und das ganze Personal der Villa steht mit dem Hörer in der Hand und vertröstet den Anrufenden bis zur Ankunft Mr. Manvilles. Auch ein Vergnügen!

Xaver Xanten

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

2. Fortsetzung

Else Strette hatte irgendwo im Hintergrund mit lachendem Gesicht zugesehen und wie alle andern und ihr Leid vergessen. Nun riß sie die erstaunten Augen noch weiter auf. War das nicht Toni Schrader? War das nicht ihr Schornsteinfeger? Natürlich war er es, und schmuck sah er aus in einem einfachen, auffallend grauen Anzug, ohne Hut und nur im Schmuck seiner dichten, braunen Haare. Else wandelte die Lust an, vormärts zu laufen und ihn anzurufen. Sie fühlte sich mit ihm sehr verbunden, seit sie so kameradschaftlich miteinander Kaffee getrunken hatten und er ihr so viele Kluge und gute Pläne vorgeschlagen hatte. Da aber stockte ihr Fuß. Sie sah, daß er nicht allein war. Nachdem er den schreienden Jungen zu seiner Mutter gebracht hatte, wandte er sich einem auffallend hübschen und jungen Mädchen zu, das wartend abseits gestanden hatte und nun lachend und plaudernd mit ihm weitergeing.

Warum Else Strette einen so heißen und tiefen Stich in der Herzgegend empfand, konnte sie sich nicht ganz erklären. Natürlich hatte er ein Mädchen, eine Braut vielleicht! Was ging das sie an? Aber ihr war mit einem Male zumute, als hätte sie jetzt auch noch den letzten Menschen verloren. Der Gedanke an ihn hatte sie froh und hell gemacht. Er wollte ihr helfen, er wollte ja wiederkommen. Ach, nur alle soundso viel Wochen wurde der Schornstein gefegt! Da konnte sie lange warten. Aber er wollte ihr doch Kunden verschaffen?! Seine Schwester zum Beispiel . . . Warum hatte er sein — Mädchen nicht erwähnt?

Wie töricht doch manchmal die Frauen sind! Hätte Else nur eine kleine Weile noch hinter Toni Schrader hergeblickt, so würde sie gesehen haben, daß er sich von „seinem Mädchen" mit einem deutlichen Schulterschlag trennte und allein seiner Wege ging. Freilich, daß Toni Schrader zu seiner Schwester sagte, er müsse sie nun verlassen, denn er habe noch einen wichtigen Auftrag auszuführen, das konnte sie nicht hören. Ebensowenig konnte sie wissen, daß Grete Schrader durchaus beglückt darüber war, daß ihr Bruder sie endlich allein ließ, denn sie erwartete ihren Verlobten, und es drängte sie, diesen zärtlich zu begrüßen. Bemerkte Toni etwas davon, so beliebte er, spöttisch zu lächeln. Was verstand Toni überhaupt von Liebe? Aus den Mädchen machte er sich nichts, denn er schwärmte für Frl. Else Strette einfachhin! Und sein Blick brachte deutlich zum Ausdruck, daß er der Dame das unbezahlte Kleid am liebsten von den Schultern gezogen hätte.

Die also gemahnte Frau errötete dunkel vor Unwillen. Noch ehe sie eine Antwort an Schrader gab, herrschte sie die gaffende Hausangestellte an: „Gehen Sie doch in die Küche!" Und als das Mädchen erschreckt davongelaufen war, suchte sie nach Worten und Sätzen, die ihrer Erregung Luft verschaffen sollten, aber Schrader faltete seelenruhig das Blatt Papier auseinander und leate es der Dame zur gefälligen Einsicht vor.

Diese hatte jetzt endlich ihre Sprache wiedergefunden, und ihre Empörung sprudelte auf Schrader nieder:

„Ich muß doch sagen, Herr . . . Herr . . . Das ist ein starkes Stück, mich hier in einer solchen Weise zu überfallen!"

„Aber ganz im Gegenteil!", widersprach Schrader, und die glatte Anrede „anädige Frau" wollte ihm nicht über die Lippen. „Ich finde, es ist ein starkes Stück, eine arme Handwerkerin so warten zu lassen!"

„Ich . . . bezahle die Rechnung in den nächsten Tagen. Ich habe das ganze Zimmer voll Besuch. — Sie werden doch verstehen, daß ich jetzt nicht . . ."

„Es tut mir sehr leid, aber ich muß auf das Geld warten! Fräulein Strette ist auf dem vielen rücksichtslosen Machlöhne in eine scheußliche Geldverlegenheit gekommen und braucht den Betrag dringend. Bitte, lassen Sie mich nicht so lange warten, denn ich muß noch ein paar Stellen abgrasen."

„Ich finde Ihr Benehmen unaeheuerlich!"

„Sie hatten ein halbes Jahr Zeit, einen so dringlichen Besuch zu verbindern."

„Fräulein Strette braucht sich nicht einzubilden, daß ich noch ein einziges Mal bei ihr arbeiten laffe!"

Toni Schrader nahm eine überlegene Haltung an.

„Fräulein Strette braucht um Kunden nicht zu bangen, die so säumig bealeichen."

„Sagen Sie einmal: mit welchem Recht stehen Sie eigentlich hier? Sind Sie etwa Fräulein Strettes — Bräutigam?"

„Ja, mit welchem Recht . . .?

Sie hatte ihn wirklich eine Sekunde lang in peinliche Verlegenheit gebracht — aber nur eine Sekunde, dann antwortete er: „Vielleicht! Es genügt wohl, daß ich ihre Rechnung vorlege. Wollen Sie mir jetzt den Betrag aushändigen? Ich quittiere sofort!"

Dieses Vorgehen wirkte verblüffend. Die Zurechtgewiesene warf den Kopf in den Nacken und verschwand seidenknisternd hinter einer Tür. Schrader hörte sie mit Schlüsseln und Kassetten rasseln. „Hurra, Elschen, sechzig Mark! Das hilft wieder weiter!"

Eine Weile später stand er wieder auf der Straße — eine Rechnung weniger in der Tasche, aber um klingenden Lohn für etliche Kleider reicher.

„Hurra! Nun zum nächsten Streich!" jubelte er sich selber zu. „Toni, du etgnest dich zum — Gerichtsvollzieher!"

Es waren noch zwei Ehefrauen zu besuchen. Zuletzt sollte dann die Verkäuferin darankommen. Man mußte zu ihrem Geschäft gehen und sie am Personal-Ausgang abfangen, anders konnte man sie kaum erreichen. Also — auf in den Kampf! —

*

An diesem Abend kam Else Strette unendlich bedrückt nach Hause. Sie wußte nicht, ob sie es überhaupt wagen konnte, zu ihrer Wohnung hinaufzusteigen, ohne die fremden Männer dort anzutreffen. Aber Frau Schnüllgen händigte ihr stillschweigend den Schlüssel aus und erklärte, die Herren gingen erst am nächsten Tage ein, und sie möchte sich eine gute Nachtruhe angedeihen lassen.

„Wollen Sie noch einen Happen mit uns zu Abend essen?" fragte sie und schaute Else aufmerksam an. Dieser Blick hatte doch etwas Mütterliches an sich, wenn sich Frau Schnüllgen auch dagegen wehren mochte. Else schüttelte den Kopf aber ihre Beweauna war so unsicht, daß Frau Schnüllgen sie nicht gelten ließ, und Else in ihre Stube nötigte.

„Ich mache mir wirklich Sorge um Sie", gestand sie, als sie dem schweigsamen und gänzlich verschüchterten Mädchen gegenübersaß. „Was werden Sie nun eigentlich anfangen?" — Aber Sie werden doch auch verstehen, daß es so nicht weitergehen konnte wie bisher?! Sie verdienen nichts und ich kam zu kurz; niemand von uns beiden war geholfen. — Was werden Sie also tun?"

„Ich will morgen zum Arbeitsamt gehen" antwortete Else. „Vielleicht findet sich etwas in den Zeitungen . . . Ich könnte ja eine Stellung in einem Modeatelier annehmen, aber ich habe die letzte Prüfung nicht gemacht. Besser wäre es schon, ich ginge als Hausnähterin. Da bekommt man die Kost und oft auch die Wohnung."

Frau Schnüllgen legte Else eine weitere und dicke Scheibe auf den Teller.

„Wenn ich Sie auch ein bißchen unlanft da oben herausgeschmissen habe", entschuldigte sie sich — nicht ganz aufrieden mit sich, „so soll das nun nicht heißen, daß ich Sie verlassen werde! Wenn Sie morgen und übermorgen und noch später keine Stelle bekommen sollten, dann kommen Sie ruhig herher zurück! Es findet sich immer eine Schlafstelegenheit. — Aber Sie müssen doch selbst einsehen — — sechzig Mark sind keine Kleinigkeit, und ich brauche meine Mieten, um meinen Abaaben gerecht zu werden."

Else verstand alles; nur daß sie keine Arbeit hatte, beariff sie nicht. Und sie nickte in ihrer Mutlosigkeit, und sie schüttelte den Kopf; sie tat alles ohne rechten Sinn, bis die gute Schnüllgen selber den Kopf wiegte und behauptete, Else müsse sehr müde sein, und sie solle jetzt schlafen gehen und den Mut nicht verlieren. Und morgen sei auch ein Tag! Und morgen sehe sich alles heller an, und sie werde schon irgendeine Stelle finden. —

Leiblich gesättigt, doch seelisch nüchtern und voller Hunger stieg Else eine Weile später die vielen Treppen hinan und schloß den Raum auf in dem sie bisher daheim gewesen war. Eine unangenehme Kälte schlug ihr entgegen. Das Feuer mochte längst ausgegangen sein, und wenn sie sich nicht irrte, war ein Fenster offen geblieben. Das Mädchen schaltete Licht ein und sah sich wie fremd um in dem Zimmer, das ihr eine lange Zeit hindurch Heimat gewesen war. Ihre paar Habseligkeiten würden schnell zusammengepackt sein; die Möbel mochten stehen bleiben, wo sie gestanden hatten. Else fröstelte und näherte sich dem breiten Fenster, das tatsächlich offen geblieben war, um es zu schließen. Da übermannte sie das freundliche Erlebnis des Morgens. Durch dieses Fenster war er! plötzlich eingestiegen und hatte sie ausgelacht. Freilich nur so lange, bis sie ihm den Ernst ihrer Lage erzählt hatte. Dann hatte er sich wie ein alter Freund benommen, hatte ihr die Mahnungen diktiert und sie schließlich sogar mitgenommen, um sie auszutragen. Sie war ihm ja so unendlich dankbar! Nicht einmal das Geld für die Briefmarken konnte sie aufbringen.

„Es muß etwas geschehen, Else", sagte sie zu sich selbst. „und wenn du putzen und waschen gehen sollst! Es muß etwas geschehen!"

Sie legte ihre Kleider ab und kroch frösteind und leise schluchzend in das kalte Bett.

Viertes Kapitel

Liselotte Stirg war ein bildhübsches Mädel und Verkäuferin in einem Geschäft für Herrenartikel. Es gab böse Kunden, die behaupteten, manche Männer kauften dort nicht deshalb, weil sie etwas benötigten, sondern weil eben — Liselotte Stirg dort bediente. Vielleicht hatten die bösen Kunden nicht so ganz unrecht. Liselotte Stirg war eine Verkäuferin, wie sie sich jedes Geschäft wünschen mochte: sie konnte schwarz für weiß erklären und erreichte, daß man es ihr glaubte. Aber sie besaß nicht nur die Begabung, seinen Käufer aus dem Laden herauszulotsen, der nicht das gefunden hatte, was er suchte — sie verführte wirklich über Geschmack die Kleine. Mit todsicherem Blick stellte sie Farben zusammen, mit untrüglichem Gefühl erkannte sie, was ein Käufer „anlegen" wollte. Männer, die von ihr bedient worden waren, trugen die geschmackvollsten Krawatten, die man sich denken konnte. Ihr Maßnehmen für Herrenhemden war berühmt; sie erkannte die Kragenweite auf einen blonen Blick hin.

Ihr Betriebsführer wußte sie zu schätzen und zahlte ihr ein recht anständiges Gehalt. Liselotte hatte daher eine hübsche, kleine Wohnung, war Mitglied eines geselligen Klubs und Inhaberin eines Theaterrechts. Nichts, was das Leben erheiterte und verschönte, brauchte sich dieses junge, schicke und auch auf seine Art recht tüchtige Ding zu versagen.

Heute abend ging Liselotte zur Anrechts-Vorstellung ins Theater, und es wurde eine Oper von Verdi gegeben. Darum wollte es ihr durchaus nicht, als kurz vor Geschäftsschluß noch ein Mann in den Laden trat und Krawatten vorgelegt haben wollte. Leider ließ es sich nicht einmal von einer anderen Verkäuferin bedienen, sondern verlangte Fräulein Liselotte Stirg.

Sie musterte ihn mit klug verhaltener Unfreundlichkeit. Er war nicht vornehm und geschmeidig wie die anderen Kunden ihres Geschäftes, aber was ihm in dieser Beziehung fehlte, das wogen seine durchaus angenehme Männlichkeit, sein frisches Wesen und sein braunes Sportanzugstoff wieder auf. Er war wohlfuend anders als alle Männer, die sie kannte. Ihr Erstaunen aber wuchs noch, als er drei, vier Krawatten unschlüssig in seinen kräftigen Händen drehte und dann hervorstieß:

„Wissen Sie, Fräulein Stirg, eigentlich sind mir die Krawatten gleichgültig. Ich möchte Sie bitten, mir mehr Ahnen etwas überneben! Kann ich Sie nicht nach Geschäftsschluß noch einen Augenblick sprechen?"

So etwas war man nun gewöhnt, aber er brachte es doch anders vor ehrlicher, lauberer und ernsthafter als die üblichen Galanten. Sie wandte den wasserstoffblonden Kopf hin und her, während sie ihn prüfend betrachtete. Er gefiel ihr.

„Heute? Heute wird das schlecht gehen. Muß es denn heute sein?"

„Es muß heute sein!" bestand er auf seinem Anfinnen.

„Sie können mir doch hier schon geben, was Sie mir anaeblich zu überbringen haben?!"

„Nein, das geht eben nicht. Ich muß auf Ihre Rückäußerung — warten!"

„Ach, Sie müssen warten?" Sie maß ihn mit spöttisch lächelndem Blick. „Wieder so ein entschlossener Männervorgrund! Aber es geht wirklich nicht heute. Ich will ins Theater . . ." Plötzlich hatte sie einen verlockenden Einfall. „Wenn Sie mich indessen dort abholen wollten?"

„Im Theater?" Er zögerte eine Weile, dann aber waren seine Bedenken verflogen. Bis auf den Betrag dieser Otze hatte er alles Geld einkassiert. Wenn er ihn heute noch bekam, konnte er morgen zu Else gehen und ihr eine schöne runde Summe überreichen. „Also auf ich komme! Kleines Haus? — Großes Haus?! Gut, ich bin da!"

Sie lächelte und wand ihm die Krawatten aus der Hand, die er immer noch achtlos drehte.

„Die kommen nun wohl nicht mehr in Frage?"

„O doch", widersprach er, „eine neue Krawatte kann man immer gebrauchen. Wozu raten Sie mir?"

Also doch ein Kavalier!' dachte sie. Und sie hielt einige Farben an seinen verlegenen Anzug.

Er nahm, wozu sie ihm riet, ließ den Binder sich einpacken und zahlte den Betrag an der Kasse. Sie bealeitete ihn bis zur Tür.

„Also zweiundzwanzig Uhr dreißig. — Großes Haus!"

„Ich bin pünktlich zur Stelle."

„Werden Sie mich auch erkennen? Ich trage eine lange Zobeljacke."

„Ich werde auf eine Zobeljacke achten!"

Und schließlich einer anderen Frau nachlaufen — —?!"

„Ich glaube das nicht!"

„Haben Sie ein so gutes Auge?" neckte sie.

„Auf jeden Fall einen sicheren Blick", sah er zurück, und sie wußte nicht, wie sie das auffassen sollte.

„Herrjeh, ich muß ja eilen . . .!" Sie schloß die Tür fast gewaltsam hinter ihm und drehte den Schlüssel um.

Geschäftsschluß!

„Wie gut, daß ich mir das Abendkleid gleich hierher mitgebracht habe", rief sie einer Arbeitskameradin zu. „Zum Nachhausegehen wäre ich gar nicht mehr gekommen."

„Na, wenn man so kurz vor Toresschluß noch eine Eroberung macht . . ."

„Nur keinen Neid, meine Liebe!"

„Das nicht! Aber auf sah er schon aus, der Junge. Nicht gerade fein, aber sehr schneidig, sehr jung und sehr forsch. Sicher ein ganzer Kerl. Mal was anderes als die süßlichen Romadeherren. Wünsche dir viel Glück, Liselotte!"

„Vom Glücksuchen kann da gar nicht die Rede sein", erwiderte Liselotte kühl. „Er hat mir etwas zu übergeben — weiter nichts."

„Warum hat er's denn nicht jetzt getan? Pöh! Abholen vom Theater — da steckt schon was anderes dahinter."

„Meinetwegen." Sie hörte schon nicht mehr hin: hinter einer ironischen Maske warf sie das Tagesklieid ab, und mit der Geschwindigkeit einer Vorführdame zog sie sich nun um für eine Abendveranstaltung.

Die Kolleginnen gingen heim. Als letzte verließ Liselotte den Raum und schloß hinter sich ab. Der allabendliche Strom der heimkehrenden und einkaufenden Großstädter überflutete die erleuchteten Straßen. Liselotte mischte sich darunter und ward bald — wie jene — von ihm getrieben.

Es war nicht so weit bis zum Theater. Merkwürdig, erst hatte sie sich doch so auf diese Oper gefreut, und nun wünschte sie, daß sie doch schon zu Ende sein machte. Ob der Fremde sie wirklich erkennen würde? Sie erinnerte sich nicht, daß er ihr seinen Namen genannt hätte. Aber das war ja auch gleichgültig. Sie jedenfalls würde ihn unter Tausenden wiedererkennen. Seine Gestalt vergaß man nicht so leicht. — Was er wohl von ihr wollte? Sicherlich war die Angabe, daß er ihr etwas zu übergeben habe, nur eine Erfindung. Ob er ein — Verehrer war? Danach hatte er eigentlich gar nicht ausgesehen. Was also wollte er von ihr?

Mantico auf der Bühne sang der Angebeteten sein Liebesständchen und erntete Beifall auf offener Bühne. ‚Ob er auch singen kann?' dachte Liselotte und lachte im gleichen Augenblick ärgerlich über einen solchen Vergleich. Warum beschäftigte sie sich eigentlich so stark in Gedanken mit dem Fremden? Was sollte das? Sie pflegte das sonst doch nicht zu tun! —

Der erste und der zweite Akt waren vorüber. Es gab eine große Pause, in welcher Liselotte hungrig ihr belegtes Brot verzehrte. Sie hatte ja kein Abendbrot gehabt.

Mit rauschenden Duetten und erschütternden Todesliedern schloß der letzte Akt. Liselotte war ganz berauscht. Wie im Traum ließ sie sich von der Menge tragen, die zu den Kleiderablagen drängte. Auch sie erhielt ihre Jacke und schlang sie eng um den schwarzen Abendrock. Aus dem Spiegel, den sie im Vorübergehen streifte, lächelte ihr das blasse Oval ihres gepflegten Gesichtes entgegen. Ihr Herz erzitterte ein wenig vor Erwartung, und prickelnde Gefühle erfehnten ein kleines Abenteuer nach Theaterschluß.

Schon von weitem sah sie ihn' stehen. Er sah einfach unnachahmlich aus. Sie bedachte, daß er sich ihr nicht einmal vorgestellt hatte. Ob er ihr jetzt seinen Namen nennen würde?

Er sah sie ein bißchen erschrocken an, als sie zu ihm trat. So schön gepuhte Frauen verunsicherten bei ihm eine adelsmenschliche Beklemmung; sein gesundes Gefühl wehrte sich gegen allzu viel Lackierung. Und dieses kleine Fräulein war gelackt von oben bis unten. Nun, er würde die Sache so schnell erledigen, wie es irgend ging. Seine Hand griff in die Tasche und zog einen Brief hervor.

Sie sah es und duckte blitzschnell und enttäuscht: Also doch kein Vorwand! Er hat tatsächlich etwas für mich.' Doch als er ihr den Umschlag hinreichen wollte, faßte sie ihre kleine, fühle, ringgeschmückte Hand schnell auf die feine und sagte mit einem bittenden Blick:

„Nicht sofort, bitte! Ich stehe noch ganz unter dem Eindruck der Oper. — Sie bringen mich doch nach Hause?"

Er hatte Zeit und nichts zu versäumen und nichte also.

„Uebrigens möchte ich meinen Namen nennen. Ich heiße Toni Schrader."

„Danke", sagte sie. „Eigentlich befagen aber Namen allein noch nichts."

„Richtig. Ich bin Schornsteinfeger."

Diese Antwort hielt sie für einen Witz. Sie lachte belustigt.

„Also der ‚schwarze Mann'! Da werde ich ja Glück haben! Schade, daß Sie nicht in Ruß sind: ich hätte mir dann gleich die Hand schwarz gemacht. Damit hängt nämlich das Glück erst zusammen . . ."

„Ja, ich weiß es auch. Aber es ist mir ernst: ich bin wirklich Schornsteinfeger."

Sie blieb stehen. „Aber nein?" staunte sie. „Sie klettern über die Großstadtdächer — schwindelfrei und ohne Angst? Du lieber Gott, was müssen Sie für ein tüchtiger Sportler sein!"

„Es lernt sich mit der Zeit. Und mit meinem Beruf hängt es auch zusammen, daß ich Sie aufgesucht habe."

„Mit Ihrem Beruf? Das verstehe ich nicht."

Der Staatsschauspieler

Heinrich George

an dessen großer Kunst sich heute durch den Film Millionen immer wieder begeistern und der jetzt in dem Film: „Das unsterbliche Herz" das Lebensschicksal des Erfinders der Taschenuhr, Peter Henlein, gestaltet, schickt unseren Lesern diesen freundlichen Kartengruß. — Wir erwidern seinen Gruß mit herzlichem Dank!

„Na, dazu muß ich Ihnen erst eine Geschichte erzählen."

„Wie spannend!" Sie sah sich um. „Geht das alles so auf der Straße? Wollen wir nicht in ein Kaffeehaus gehen?"

Er sah kurz in ihr zu ihm emporgewandtes Gesicht mit den angeklebten Wimpern.

„Nein", sagte er, „die Geschichte ist ganz kurz."

Sie machte ein böses Gesicht.

„Gut: erzählen Sie also!"

Schrader holte Atem und bog im Gehen einen Kastanienzweig beiseite, der sehr tief hing und mit dicken Blütenknospen sein Gesicht streifte.

„Das war also so: Ich feate den Kamin im Hause von Mutter Schnüllgen, der Künstlermutter. Sie werden Sie ja sicherlich auch kennen . ."

Liselotte bejahte kurz.

„Wöstlich hörte ich aus dem Atelier von Fräulein Strette einen Hilfeschrei. Ich sah mir den Raum mal an und fand das Mädchen weinend vor. Durch einen schadhaften Ofen war Ruß in ihr Zimmer gedrungen und hatte einen Stoff verdorben, den Fräulein Strette zu nähen hatte. Wir sprachen anfänglich über verschiedene Dinge, und dabei stellte es sich heraus, daß Fräulein Strette ihre Miete nicht bezahlen konnte, weil sie noch so viele unbezahlte Rechnungen ausstehen hatte. Mit ihr zusammen habe ich nun eine Anzahl Mahnungen ausgeschrieben und mich erboten, ihr als Ersatz für den halb und halb durch mich verdorbenen Stoff zu helfen, das Geld einzutreiben."

„Und deshalb haben Sie sich mit mir in Verbindung gesetzt? Und darum haben Sie mich im Geschäft aufgesucht? Und darum am Theater abgeholt? — — Und darum laufen Sie hier neben mir her?" setzte sie hinzu.

Er begriff ihren zornigen Ton nicht.

„Na", sagte er, „finden Sie etwas dabei?" Sie blieb stehen und funkelte ihn wütend an.

„Ich finde, daß Sie sich einen sehr sonderbaren Nebenberuf ausgewählt haben . . ."

„Komisch", Toni Schrader lächelte, „das hat mir in ähnlicher Weise heute schon mal eine Frau gesagt. Ich weiß aber nicht mich ‚sonderbar' daran sein soll, wenn man sein gutes Geld abholt."

„Es ist doch nicht Ihr Geld?!"

„Aber ich fühle mich dafür verantwortlich, weil durch mein Kaminfegen, das an sich kein Verschulden enthält, Fräulein Strette so schwer geschädigt worden ist."

„Ach", höhnte sie, „das sind Sie für ein guter Kerl! Ein Menschenfreund sind Sie! Puch, wie schön!"

„Ich habe die Rechnung bei mir", sagte er und hielt ihr den Brief hin, den sie eben noch verweigert hatte. „Der Betrag ist nicht hoch. Vielleicht kann ich ihn jetzt noch mitnehmen?"

Sein Ansinnen trieb bei ihr ein lautes Lachen hervor.

„Jetzt? In der Nacht? Sie warten auf der Straße, und ich hole Ihnen das Geld herunter."

„Ich kann auch mit bis zur Wohnungstür gehen!"

„Nein, das ist zu viel!" Sie wandte sich ab und ging rasch weiter. Er folgte ihr.

„Ich bitte Sie, Fräulein, lassen Sie mich nicht in ein Kaffeehaus gehen?"

Er sah kurz in ihr zu ihm emporgewandtes Gesicht mit den angeklebten Wimpern.

„Nein", sagte er, „die Geschichte ist ganz kurz."

Sie machte ein böses Gesicht.

„Gut: erzählen Sie also!"

Schrader holte Atem und bog im Gehen einen Kastanienzweig beiseite, der sehr tief hing und mit dicken Blütenknospen sein Gesicht streifte.

„Das war also so: Ich feate den Kamin im Hause von Mutter Schnüllgen, der Künstlermutter. Sie werden Sie ja sicherlich auch kennen . ."

Liselotte bejahte kurz.

„Wöstlich hörte ich aus dem Atelier von Fräulein Strette einen Hilfeschrei. Ich sah mir den Raum mal an und fand das Mädchen weinend vor. Durch einen schadhaften Ofen war Ruß in ihr Zimmer gedrungen und hatte einen Stoff verdorben, den Fräulein Strette zu nähen hatte. Wir sprachen anfänglich über verschiedene Dinge, und dabei stellte es sich heraus, daß Fräulein Strette ihre Miete nicht bezahlen konnte, weil sie noch so viele unbezahlte Rechnungen ausstehen hatte. Mit ihr zusammen habe ich nun eine Anzahl Mahnungen ausgeschrieben und mich erboten, ihr als Ersatz für den halb und halb durch mich verdorbenen Stoff zu helfen, das Geld einzutreiben."

„Und deshalb haben Sie sich mit mir in Verbindung gesetzt? Und darum haben Sie mich im Geschäft aufgesucht? Und darum am Theater abgeholt? — — Und darum laufen Sie hier neben mir her?" setzte sie hinzu.

Er begriff ihren zornigen Ton nicht.

„Na", sagte er, „finden Sie etwas dabei?" Sie blieb stehen und funkelte ihn wütend an.

„Ich finde, daß Sie sich einen sehr sonderbaren Nebenberuf ausgewählt haben . . ."

„Komisch", Toni Schrader lächelte, „das hat mir in ähnlicher Weise heute schon mal eine Frau gesagt. Ich weiß aber nicht mich ‚sonderbar' daran sein soll, wenn man sein gutes Geld abholt."

„Es ist doch nicht Ihr Geld?!"

„Aber ich fühle mich dafür verantwortlich, weil durch mein Kaminfegen, das an sich kein Verschulden enthält, Fräulein Strette so schwer geschädigt worden ist."

„Ach", höhnte sie, „das sind Sie für ein guter Kerl! Ein Menschenfreund sind Sie! Puch, wie schön!"

„Ich habe die Rechnung bei mir", sagte er und hielt ihr den Brief hin, den sie eben noch verweigert hatte. „Der Betrag ist nicht hoch. Vielleicht kann ich ihn jetzt noch mitnehmen?"

Sein Ansinnen trieb bei ihr ein lautes Lachen hervor.

„Jetzt? In der Nacht? Sie warten auf der Straße, und ich hole Ihnen das Geld herunter."

„Ich kann auch mit bis zur Wohnungstür gehen!"

„Nein, das ist zu viel!" Sie wandte sich ab und ging rasch weiter. Er folgte ihr.

„Ich bitte Sie, Fräulein, lassen Sie mich nicht in ein Kaffeehaus gehen?"

trat sie schon wieder ein — ohne die Jacke — und in ihrem Theaterkleid strahlend schön.

„Bitte schön, hier ist der kleine Betrag. Wollen Sie quittieren?"

Während er sich bückte, um seinen Namen unter die Rechnung zu setzen, lachte sie leise und meinte:

„Eine solche Sache, lieber Herr Schrader, nicht wahr? Rechnungseinziehung auf dem Zwangswege!"

„War ich ungehörig?" Er richtete sich auf und sah sie an.

„Nein, aber sehr lästig!"

„Lästig? Inwiefern?"

„Wollen wir zum Friedensschluß eine Tasse Tee trinken?" schlug sie ablenkend vor.

„Jetzt um diese Zeit?"

„Was macht das?"

„Nach Tee kann ich die ganze Nacht nicht schlafen."

Sie lachte laut auf.

„Dann also Alkohol?!"

„Ich soll wohl morgen von den Dächern stürzen?"

„Um Gottes willen, nein!" Sie beugte sich — ernst geworden — ganz nahe zu ihm. „Sie sollen aber noch nicht so schnell fortgehen!"

Ihm wurde unbehaglich zumute. Dicht vor ihm waren die geklebten Wimpern, der gelackte Mund, der aufdringliche Duft, das auffallende Kleid. Himmelkreuzteufelnochmal! Was tat man nicht alles für dieses kleine Ding, die Else Strette.

„Nein", sagte er grimmig, „ich gehe jetzt."

„Flucht?" zischte sie aufreizend.

„Nein!" schrie er. „Gott sei Dank nicht. Aber ich hab' dies Komödienspiel satt! Morgen hat Else Strette ihr Geld, und ich bin wieder Schornsteinfeger. Zum — Gerichtsvollzieher und Anwalt eigne ich mich nicht und noch viel weniger für gemütliche Teestunden'. Das ist meine eigene Meinung, Fräulein Stirg! Und nun: schlafen Sie gut!

Er wandte sich hart um und ging aus dem Zimmer. In der Diele brannte noch Licht, aber im Treppenhaus mußte er den Lichtschalter suchen. Seine Vertrautheit mit vielen fremden Häusern kam ihm da gut zustatten. Als die schwere Außentür hinter ihm zugefallen war, atmete er tief auf und schüttelte sich, wie von einer schweren Last befreit. —

Fünftes Kapitel

Else Strette war nach einer schlecht verbrachten Nacht schon um sechs Uhr am Morgen aufgestanden und hatte ihr Koffer gepackt. Es war keine aufregende Angelegenheit. Das Persönlichste würde nun bei Mutter Schnüllgen untergebracht werden. Else hing auch eigentlich nicht an diesen Dingen, auch nicht an den Möbeln, die teilweise auch Bertte mit zusammengetragen hatte. Sie hatte in dieser Umgebung nur Sorgen gekannt, und das bedrückte immerzu.

Innerlich ganz frei — aber auch ganz heimatlos — verließ sie nach einem Morgenkaffee, den ihr die gute Frau Schnüllgen aufgezwungen hatte, das Künstlerhaus', unschlüssig, wohin sie sich zuerst wenden sollte.

Der Morgen stand mit der gleichen Leuchtkraft wie am Vortag in den Straßen und milderte alle bedrängten Stimmungen, und das junge Menschenkind Else Strette hätte wohl jubeln mögen ob der Schönheit des allerersten Frühlingstags, wenn ihr nicht so ängstlich und hoffnungslos zumute gewesen wäre. Doch gab sie sich mit einem Male einen Ruck und ging aufgereckt die Straße hinab, hinweg aus der beschaulichen Geschäftigkeit der Altstadt, die mit ihren stillen Höfen und den Gärten an den Häusern so oft noch an vergangene Dinge gemahnte. Das Tagblatthaus war ihr nächstes Ziel.

Die Menschen standen davor in der flutenden Morgensonne und drängten sich um die Anzeigentafeln. Wie gestern hatte Else Mühe, sich so weit vorzukämpfen, daß sie die ausgehängten Seiten lesen konnte. Ihre Augen flogen über die Spalten — minutenlang. Sie fand nichts. Doch — da! Eine Hausschneiderin wurde gesucht, die mit auf Reisen ging. Zu melden im „Mittelsbacher Hof" bei Frau Tiano.

Eine Hausschneiderin! Reisen! Hotel „Mittelsbacher Hof"!

Träume wurden riesengroß. Ja, fort von hier! Möglichst schnell! Nur nicht mehr zurückdenken!

Es waren nur ein paar Schritte bis zu dem bezeichneten Hotel. Aber würde sie überhaupt Aussicht haben, eine solche Stelle zu bekommen? Da würden sich ja zehn oder zwanzig Bewerberinnen melden. Es hatte ja keinen Sinn. Man würde zweifellos jede andere vorziehen. . .

Sie stand vor dem Eingang und zögerte. Aber dann war es, als ob eine fremde Hand sie vorwärtsschöbe, und sie stand bald darauf schon in der Halle. Angestellte gab es da, die wie Fürsten wirkten in ihrer zuvorkommenden Herablassung.

Zu Frau Tiano? Aber ja, vielleicht warte das Fräulein einen Augenblick in diesem Raum? Und sie wurde hinaufgeführt.

Also da saßen schon acht oder zehn Frauen und Mädchen, alte und junge, einfache und gewutzte, bescheidene und einaebildete. Als Else zu ihnen trat fühlte sie sich auf die verschiedenste Weise arawöhnisch und als Gegnerin gemustert. Es war abscheulich! Wie futterneidische Hühner beglotzten sie einander. (Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Die wohnt und ißt Veronika?

Wieviel Mühe und täglich immer wieder neue Plage mußten Sie, Frau Irmgard, in ihrem kinderreichen Haushalt allein bewältigen, bis vor einigen Wochen die freundliche geschickte Eifel-Veroni zu Ihnen kam und Ihnen zupfer hilft. Sie fühlt sich auch sehr wohl in Ihrem Hause, nur mit dem Wohnraum, da wehrt es etwas. Ihre Mittel sind knapp, die Wohnungen in der Stadt teuer. Sie müssen mit dem Raum sparen und sich nach den Einnahmen Ihres Gatten richten. So aber, daß Sie Veronika in der Mahlzeitkammer kampieren lassen, geht es nicht. Der Tropfenzähler der Arbeit verlangt in seinen neuesten Richtlinien ausdrücklich für jede Haushaehilfin einen wohnlichen, gesundheitlich einwandfreien Schlafraum, der unter keinen Umständen gleichzeitig als Arbeits- und Durchgangszimmer benutzt werden darf oder unverschließbar wäre.

In den neuen Richtlinien heißt es sogar, daß die Hausangestellte einen Anspruch hat auf einen eigenen Raum (wenn mehrere Hausgehilfinnen da sind, können sie natürlich das Zimmer teilen). Es müssen außer dem Bett zum mindesten noch Tisch, Stuhl, Waschetnrichtung und ein eigener abschließbarer Schrank zur Verfügung gestellt werden. Nicht unbedingt notwendig ist es dagegen, daß das Schlafzimmer geheizt wird, wohl aber, daß in der kalten Jahreszeit für die Arbeit und für die Erholung ein warmer Raum zur Verfügung steht. Alle diese billigen Forderungen lassen sich mit gutem Willen auch in einem kinderreichen Großstadthaus-Haushalt erfüllen. Nehmen Sie Veronis Bett aus der Mosellammer heraus, stellen Sie es in das Schlafzimmer Ihrer beiden kleinen Mädel. Ein hübscher Stylzaig in der Fensterecke —, ein Klapptischchen, ein Korbsessel mit bunten Kissen werden die freundliche Veroni dafür entschädigen, daß sie auf das eigene kleine Zimmer verzichten muß. Sie wird dann auch mit dem Kleiderschrank auf dem Korridor vorlieb nehmen, und in der Kammer können Sie unbesorgt die gebrauchte Wäsche aufbewahren und den Wäscheständer aufstellen. Am freien Nachmittag und Abend ihrer Haushaehilfin schlafen Ihre beiden Töchterchen; dann setzt sich Veronika mit Handarbeit oder Erholung ihr Buch zu Ihnen in Ihr Wohnzimmer. Sehen Sie: es gibt immer noch eine Lösung.

Und wie steht es mit Veronis Essen?

Niemand wird von Ihnen erwarten dürfen, daß Sie Ihrer Haushaehilfin besere Mahlzeiten vorsetzen als Sie und Ihre Familie sie genießen. Aber keinesfalls dürfen Sie das junge Mädchen mit geringerer Kost abspeisen. Unmatthaft wäre es beispielsweise, wenn Ihr Mittagstisch Fleisch und Kompott enthielte, während Veroni mit Kartoffeln und einem Gemüserest vorlieb zu nehmen hätte. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ein nahezu reines Kartoffel- und Gemüsegericht nicht ausreicht. Es kommt nur darauf an: Entweder gibt es für den ganzen Haushalt Braten, Gemüsebeilage, Kartoffeln, Kompott und Süßspeise oder es begnügt sich die ganze Familiengemeinschaft (Haushaehilfin eingeschlossen) mit dem vorgenannten Gemüse-Eintopf.

Denn es heißt ausdrücklich: Es ist der Hausangestellten eine ausnömmliche nahre und schmackafte Kost zu gewähren, bei der der Zuschnitt der Haushaltsführung zu berücksichtigen ist. Noch zwei Dinge sollten Sie beherzigen: 1. Die gute und soziale Hausfrau bedenkt bei den Mahlzeiten für ihre Gehilfinnen deren schwere körperliche Arbeitsleistungen, und 2. auch das Morgen- und Halbtagsmädchen soll nicht vor der Hauptmahlzeit fortgeschickt werden. Hat die eine oder die andere besonders schwere Arbeiten verrichtet, etwa große Wäsche oder Gartenarbeit, so bedarf sie auch kräftigerer Verpflegung. Essen Sie vielleicht den Tag Eierkuchen mit Früchten, so wird dieses freundliche Essen auch Veroni munden, aber — als Nachtisch. Vorweg wäre ihr etwa eine kräftige Kartoffelsuppe mit viel Grünzeug und Dampfwurst zu gönnen. Letztlich kommt es immer auf Ueberlegung und Verständnis und praktische Teilnahme am Wohl der Mitarbeiterinnen an.

Marianne Lendzian.

In der Ostmark hat man zum launigen Hütl auch ein launiges Liedl. (Foto: Edith Bock.)

Püttsch und Pelle / *Geschichten aus dem Kinderland eines Zwillingspärchens — Erzählt von Christine Großmann*

Sie hatten garnicht erst gefragt, ob es auch angenehm sei, wenn sie gleich zu zweit erschienen. Mit vollendeter Selbstverständlichkeit waren sie eines Tages als die Erstgeborenen meiner in Finnland mit einem deutschen Photographen verheirateten Schwester da und stellten die staunende Verwandtschaft vor die fertige Tatsache.

Eigentlich hießen sie natürlich anders. Aber ich kann mich nicht entsinnen, daß sie jemals anders genannt wurden: das Mädchen Püttsch und der Junge Pelle! Schrecklich brav lagen sie nebeneinander in ihrem breiten Bettchen und knabberten stillvergnügt an den winzigen Zehen. Und nur manchmal schielte Pelle nach dem anderen kleinen Wurm neben sich, als ob er sich für dessen gute Laune verantwortlich fühlte. Dann kam die Mutter mit den Milchflaschen, dann wartete er geduldig, bis Püttsch das kleine, rosa Mäulchen aufsperrte und zu trinken geruhte, und dann erst dachte er an den eigenen Durst. Brachte eine gute Tante nur ein Spielzeug mit — denn nicht alle dachten daran, gleich doppelt zu schenken, wie sie ja auch nicht „die Zwillinge" sagten, sondern „der Zwilling" —, dann wagte Pelle nur ganz wenig mit dem Zeigefinger daran zu tippen, während Püttsch das neue Ding ausgiebig von allen Seiten besah, beroch und bemabberte.

Selbstverständlich lernte Pelle zuerst laufen, damit er — Ehrensache — der Schwester bei den ersten Gehversuchen behilflich sein konnte, wobei sie dann meistens staunend, manchmal auch brüllend, gemeinsam auf dem Boden landeten. Auch sonst bemühte er sich während derum. Püttsch in jeder Weise zu bemuttern. In unverständlichen Worten machte er dem harmlosen Wurm sanfte Vorwürfe, wenn es wieder einmal noß gemacht hatte — — dabei war der gute Junge selbst noch nicht ganz trubenrein! Eines Tages erschien er ganz geknickt in der Küche und suchte nach einem Lappen, wobei er fortwährend murmelte: „Pelle dumm! Pelle dumm!" Die erstaunte Familie folgte ihm im Gänsemarsch, als er mit seinem Lappen abzog, und sah ihn dann im Wohnzimmer damit beschäftigt, unter dauerndem anklagendem Gemurmel die Verscherung wieder fortzuwischen. Püttsch saß ganz still in ihrer Ecke und beobachtete mit ausgesprochen spöttischem Lächeln die kleine Entgleisung ihres Kavaliers . . .

Von beiden wurde zärtlich die Großmutter geliebt, zu der sie während der Sommerlage in den kleinen Badeort an der ostpreußischen Küste fahren durften, sobald sie die immerhin nicht kurze Reise mit den weißen Schiffen des Ostpreußendienstes vertrugen. Von ihr lernten sie auch trotz aller Ermahnungen und Verbesserungen des Vaters den ostpreußischen Dialekt. Ich weiß noch das entsetzte Gesicht des Vaters, als er einmal in den Garten kam und von ferne zusah, wie die Großmutter Blumen für die Vasen abschnitt. Püttsch und Pelle standen Hand in Hand schweigend dabei, bis Püttsch ihre Verwunderung nicht mehr zurückhalten konnte und mit innerlichem Kopfschütteln fragte: „Ohmchen — — zu was schneidst ab? Jefallt Dir nich?"

Kaum, daß sie auf ihren krummen und dicken Beinchen mühsam herumstolpern können, erhalten beide Kinder die gleichen, braunen Trainingsanzüge, an denen sie mit fanatischer Liebe hängen. Püttsch ist selbst später noch immer äußerst ungnädig, wenn man sie — weil Besuch kommt — so anzieht, wie es sich für ein kleines Mädchen gehört. Einmal, in der höchsten Eile, will das Mädchen der Kleinen die steckige Hose über das helle Sonntagskleidchen ziehen, damit sie sich bis zum Eintreffen der Gäste nicht wieder schmutzig macht. Pelle steht aufgeregt daneben und bohrt nachdenklich den Finger in die Nase. „Minga", fragt er endlich neugierig, „zu was ziehste ihr den Jungen über das Mädchen?"

Mütter des Morgenlandes

Ein Reisebericht von Dorothea G. Schumacher

Leider war die Steigerung der Kultur eines Volkes nicht immer gleichbedeutend mit der Besserung des Verhältnisses zwischen Mutter und Kind . . . wohl aber oft mit dem Gegenteil. Die Geselligkeit entführte die Mutter ihrem Kinderkreis; eine Vereinfachung des Lebens aber brachte Mutter und Kind wieder näher zusammen.

Das in so manchem falsch, jedenfalls allzu einseitig beurteilte Haremsleben hat stets eine reiche Entfaltung des Familienlebens gefördert. Unter jenen verschleierten, abseits der Menge wandelnden Frauen finden wir die selbstlosesten Mütter. Mutterschaft galt und gilt noch im Orient als erstes und einziges Ziel der Frau. Sie ist der Zweck ihres Lebens. Eine Frau aber, die um anderer Dinge willen ihre Kinder vernachlässigt, ist nach orientalischer Ansicht das armseligste Wesen. Daß ein Kind bis zum zweiten Lebensjahre, mindestens aber ein Jahr lang von seiner Mutter genährt werde, ist im Orient selbstverständlich, weil von der Natur gegeben. Man käme wohl gar nicht auf den Gedanken, daß dies anders sein dürfe.

Die morgenländische Frau hat als Mutter viel zu leisten, da sie zumeist mehr als drei Kinder hat. (Bei den Türken sind allerdings wohl zwei Kinder der Durchschnitt.) Und so sieht denn ihr Mann, billigerweise, ihre wirtschaftliche Betätigung nicht gern. Er ahnt und sieht, daß das Amt einer guten Mutter sehr viel Mühe und Geduld erfordert. Man tut also der Mohammedanerin durchaus Unrecht, ihr das „faule Haremsleben" zum Vorwurf zu machen. Wir vergessen, daß die Tätigkeit der nährenden Mutter ein gewisses, ruhiges Behagen erfordert. Sie ist daheim und hat ihre Kinder, ist nichts als Mutter, der weder Amme noch Bonne die kleinen Schreier abnimmt! Da ruht sie auf ein paar Decken und Kissen, an der Brust das Kleinste, während die übrigen Kinder um sie herum spielen und tollern — ein behagliches Bild: „Haremsleben". Ueber jedem morgenländischen Frauengemach steht unsichtbar geschrieben:

„Mag draußen die Welt ihr Wesen treiben."

Auch im Beduinenzelt hat die junge Mutter ihre durch Wochen abgelegte Hilfe, wo sie ruhen und sich den Kleinen widmen kann, ohne daß unberufene Blicke bis zu ihr dringen können. Solche würde der hierin recht empfindliche Beduine schwer ahnden. Im übrigen aber bewegt sich die junge Beduinin nach ihrer alten Sitte meist frei und unverschleiert zwischen den Zelten. Bei Weidewechsel, der die Beduinen oft in große Entfernungen führt, nimmt die Mutter mit ihren ganz Kleinen auf einem auf dem Kamel festgeschnallten Sitze Platz, über den ein Zelt gebaut ist. Dieses wird „Tachteravan" genannt und ist Gegenstand mancher poesievollen orientalischen Dichtung. In einem mehr als acht Jahrhunderte alten Liede, welches so berühmt ist, daß es der moderne Araber noch mit Tränen der Rührung hört oder singt, ergeht sich ein junger Ehemann in entzückten Worten über sein Weib, die den von ihm ihr gebotenen Kuß lächelnd zurückweist, weil ihr das Kind auf dem Arme eingeschlafen sei . . . Unter allen arabischen Dichtungen (der Hamasa vorneymlich, die uns von Rückert verdeutscht wurden) sind jene zur Verherrlichung der Mutterliebe die innigsten und zahlreichsten. Tatsächlich schätzt der Moslim die Frau in ihrer mütterlichen Eigenschaft höher als alles andere in der Welt. Der Koran selbst verspricht einer bei der Geburt ihres Kindes sterbenden Frau dieselbe hohe Ehrung im Jenseits, wie der in der Schlacht gefallene Krieger sie erwarten darf! Für den Moslim steht und fällt die Frau mit ihrer Mütterlichkeit, und langsam erst dringt sich bei ihm die Ansicht Bahn, daß jenes weibliche Wesen, das vocher Frau noch Mutter sein kann, auch irgendeine andere dankenswerte und mütterliche Tätigkeit übernehmen kann, zumal in unseren Tagen.

Der Garten zieht ins Haus

Wenn die Blumenpracht auf dem Balkon zu Ende ist, richten wir uns gern im Zimmer ein Blumenfenster ein, um doch auch in den dunklen Wintermonaten Freunde an Pflanzen und Blüten zu haben. Pflanzen, die wir zum Blühen bringen wollen, werden im allgemeinen am besten an sonnigen Fenstern gedeihen, während Blattpflanzen und Kakteen sich auch an Nordfenstern wohlfühlen. Voraussetzung für das Fortkommen der meisten Pflanzen ist aber, daß sie einen ruhigen Stand haben, also nicht etwa beim Fensteröffnen stets fortgeräumt werden müssen. Wenn wir uns diese einfachen Regeln vor Augen halten, werden wir und bald klar sein, wie und wo unsere Blumen und Pflanzen vom Balkon unterzubringen sind, soweit wir sie nicht einfach wie Pelargonien und Fuchsien bis zum nächsten Frühjahr ohne weiteres in unsere Keller bringen. Wir können also unsere Kakteen, Palmen, Schusterpalmen (Aspidistra), Farnkraut, Spargelkraut sowie andere Rankengewächse unbesorgt an ein sonnenloses Fenster stellen oder auch auf einem weiter zurückliegenden Blumentisch unterbringen, ebenso Krokus und Hyazinthen, so lange sie noch unter ihrem Hütchen stehen, während man sie später beim Entfalten der Blüten in das Sonnenfenster stellen muß, in das auch Alpenveilchen und Primeln gehören.

Soweit irgend möglich, muß man dafür die Blumen in ein zweifenstriges Zimmer bringen und das zweite Fenster zum Lüften frei lassen. Hat man Zentralheizung, so wählt man natürlich zum Auffstellen der Blumen ein Fenster, unter dem sich keine Zentralheizkörper befinden oder wo sie zum mindesten völlig abgestellt werden können. Besondere Vorsicht ist beim Gießen nötig; keinesfalls darf hierbei Gießwasser in den Blumenuntersätzen stehen bleiben, da dieses im Zimmer nicht wie draußen bald verdunstet, sondern faulig wird und die Wurzeln schädigt. Alpenveilchen sowie Hyazinthen in Töpfen sind sehr empfindlich und dürfen niemals von oben begossen werden. Man gibt stubenwarmes Wasser, das man zum Gießen überhaupt ausschließlich verwendet, in den Blumenuntersatz, läßt die Blumen so eine Stunde stehen und gießt sodann das nicht aufgesogene Wasser wieder ganz ab. Wenn man ferner seine Blumen und Pflanzen — vor allem bei Zentralheizung — möglichst oft mit einer kleinen Blumenspritze besprengt, kann man sicher sein, daß man auch im Winter seine Freude an ihnen hat.

F. Tz.

„Drei Frauen um Verdi"

Carmine Gallone erzählt von seinem neuen Film

Mitgeteilt von Arnim Schönberg

Nur wenige, die den großen Namen Giuseppe Verdi und seine Musik kennen, vermögen sich in den Menschen und die Zeit dabei zu denken, die sich hinter diesem Namen verbirgt. „Drei Frauen um Verdi" wird das Leben dieses schwergeprüften und liebenswürdigen Sängers der Freude aus dem Abgrund der Vergangenheit heraufbeschwören. Es werden in diesem Film — da auch die Zeit geschildert wird, in der diese Künstler-Odyssee gelebt wurde — die großen Männer dieser Zeit auftreten, die Verdis Leben kreuzten: Alexander Dumas filö, dessen „Kameliendame" Verdi zu seiner Oper „La traviata" anregte, Victor Hugo, aus dessen „Le roi l'amuse" des Meisters „Rigoletto" wurde. Es werden Honoré de Balzac erscheinen, der Komponist Gaetano Donizetti und der italienische Dichter Alessandro Manzoni, den Verdi so sehr verehrte.

Giuseppe Verdi, der wie kein italienischer Meister vor ihm jemals so stark und unbedingt das Menschenleben musikalisch gefeiert und gepriesen hat, hat eigentlich sein Leben lang seiner Mitwelt den Rücken gekehrt. Nicht nur die Kraft seiner Eingebungen und sein Mut, der es mit Lob und Tadel aufnahm, übe-stand dieses isolierte Leben, sondern auch die aufopfernde Liebe seiner Frauen erleichterten ihm seine Einsamkeit und machten sie ihm erträglich. Immer, wenn er zerstreut und verwundet aus dem Kampf mit seiner Mitwelt kam, waren sie es, die ihm sein zerwühltes Gesicht erhellten. Darum wird der Film nicht nur Giuseppe Verdi, sondern eben auch den drei Frauen ein Denkmal setzen.

*

Margherita Barezzi (von Germana Paolieri gespielt) hieß die Frau, die den grauen Anfang der Verdi'schen Laufbahn mit teilte. Wie ein kleiner Wolf gewordener Strauß jenes roten Mohnes, mit dem die Wiesen ihrer Heimatstadt Busseto durchsetzt sind, zerpflückt sich ihr kurzes Leben. Wieviel Kummer hat sie tapfer ertragen, nur um dem unstesten und gehetzten Mann die Arbeit zu erleichtern, sie, die reiche Kaufmannstochter, deren Vater den armen Bauernsohn aus Roncole einst Musik studieren ließ. Wie oft ist sie fast vergangen vor Mitleid über all die Erniedrigungen und Miseren, die Giuseppe erlitt. Eines Tages brang sie in das Palais Giuseppina Strepponi ein, um ihr die Partitur zu der Oper „Oberto" zu überreichen und die gefeierte Sängerin um Hilfe für Verdi zu bitten. Ob ihre beiden Kinder kurz hintereinander starben und der Meister einen komische (!) Oper komponieren sollte, oder ob sie von Tag zu Tag deutlicher fühlte, daß der schleichende Tod in ihren Lungen saß, immer hat sie Giuseppe alle Kummerfalten von der Stirn geküßt, hat mit ihm musiziert, gesungen und keinen Schatten aufkommen lassen über diesem Leben, das in einer armseligen Mailänder Gosse endigte. Man fühlt, wie wund es ihr gewesen sein muß, als sie der Uraufführung der zweiten Oper Verdi's nicht beiwohnen konnte, weil sie das Fieber hingeworfen hatte.

„Er darf nichts erfahren", bittet sie den alten Barezzi. „Verzeih mir das, Vater. Er darf nicht ahnen, wie es um mich steht. Er muß seine Oper vollenden. Mit leichtem Herzen, mit heiterer Seele muß er arbeiten. Du mußt es können! Mir zuliebe, Vater! An dem Abend, an dem der Vorhang aufgeht über „Un giorno di regno" wird sich der Vorhang über meinem Leben senken. Aber es wird die Krönung aller Schmerzen, aller Opfer sein . . ." Welch bitterer Tropfen ist es, daß sie in den Armen Verdis mit dem Glauben verschied, daß seine Oper ein Triumph geworden war, obwohl man sie in Wirklichkeit ausgepfiffen hatte, wie man es Jahre später mit „La Traviata" tat.

*

Nach ihr war es Giuseppina Strepponi (von Gaby Morlay dargestellt), die den sich verzehrenden und niedergebeugten Meister wieder beflügelte. Lange hat Giuseppe Verdi ihrer heißen, flammenden, alles verzehrenden Liebe widerstanden, bis er ihr endlich erlag. Die Neigung der beiden zueinander hatte schon begonnen, als Giuseppina auf die inständigen Bitten Margeritha Barezzi's in das armselige Haus Verdi's kam und dem Meister triumphierend sagte: „Ich werde Ihre Oper an der Scala singen!" Den Mailändern, die Verdi's zweite Oper auspfiffen, rief sie von der Bühne aus zu:

„Eure Pfiffe, Euer Johlen galt Giuseppe Verdi, dem größten musikalischen Genie, das Italien je hervorgebracht hat. Daß dies in Mailand geschah, in der Scala, dem weltberühmten Tempel der Musik, das ist die größte Blamage, die je ein Publikum sich selbst bereitet hat. Schämt Euch, Italiener! Schämt Euch! Schämt Euch!"

Als Giuseppe Verdi nach dem Tode seiner Frau und nach dem Skandal um seine Oper in Mailand spurlos verschwunden war, suchte sie ihn verzweifelte Tage lang, trieb sich in den finsteren Gassen herum, fragte und suchte nicht achtend, fragte in allen Gasthäusern des Armenviertels: „Wohnt hier ein Musikus namens Verdi?" Bis sie ihn, dem von Leid entstellten und um Jahre gealterten Meister, eines Abends gegenüberstand und ihn bat, weil sie ihre Liebe nicht zu beichten wagte, für die Scala eine neue Oper zu komponieren. „Sagen Sie ich sei tot, und den Toten gibt man keine Hoffnung", entgegnete ihr Verdi. — Ehe die Glocken von Busseto läuteten, die Hochzeit Verdi's mit Giuseppina verkündend, mußte der alte Barezzi den Meister eines Schwures entbinden, den Verdi ängstlich befolgte: Er hatte der sterbenden Margeritha geschworen, es werde nie wieder eine Signora Verdi geben. Derselbe Verdi, der einst in einer übelriechenden Gasse mit seiner ersten Frau hungerte und litt, pflegte nun allabendlich in dem Park seiner Villa Sant Agata mit Giuseppina zu sitzen, fern aller Welt, von der er sagte: „Die Welt soll warten auf was sie will. Ich habe es satt, das ganze Gelöse. Ich habe dem Ruhm den Rücken gekehrt und will nur noch ein Bauer sein."

*

Wenn die Sängerin Teresina Stolz (von Maria Cebotari gespielt) zu Verdi sagt:

„Ich singe nur für Sie, Maestro! Nein, ich singe nicht, ich bete Ihre Musik! Ich liege vor ihr auf den Knien . . . und vor dem, der sie geschrieben hat. Giuseppe Verdi ist der Inhalt meines Lebens geworden! Ich will nie mehr etwas anderes singen als Giuseppe Verdi", so ist damit ihr Verhältnis zu dem immerhin schon 66 Jahre alten Meister gekennzeichnet. Ihr Eintritt in Giuseppe Verdi's Leben blieb Episode, eine Episode allerdings, der Verdi seine letzten und schönsten Werke verdankt. Denn er, dessen Leben sich dem Alter zuneigte, hungerte nach lachender Jugend, die ihm seine von ihm noch immer über alles geliebte Frau nicht mehr zu schenken vermochte. So konnte er nur noch in der Nähe Teresinas, die er in seiner Villa zu wohnen bat, schaffen. Bis der Teresina eines Tages Giuseppina Strepponi, von Eifersucht zerrüttet, sagte: „Ich halte das Leben so nicht mehr aus! Es bringt mich um — ich gehe daran zugrunde!" — Als Teresina daraus die Villa fluchtartig verlassen hatte, war es Verdi, als hätte man ihm das Piano zurückgeschlagen, auf dem seine sanftenen Finger soeben noch gefeiert hatten. Er ertrug diese Verlassenheit nicht, von der ihn auch Giuseppina nicht befreien konnte, es trieb ihn aus dem Hause fort in seinen Garten, wo er zwiesprache halten konnte mit Blumen und Bäumen, die er als Bauernsohn so sehr liebte. Das dauerte solange, bis eines Tages eine Kutsche vor Sant Agata hielt, der Giuseppina mit Teresina entstieg, die sie aus der Oper zurückgeholt hatte. „Komm, komm, Du gehörst zu uns", schloß sie Verdi in seine Arme.

Maestro Verdi (Fosko Giachetti) zwischen zwei Frauen (Maria Cebotari und Maria Jakobini) in dem neuen Film der Tobis Jala: „Drei Frauen um Verdi". (Foto: Tobis)

Heinz Rühmann

und der Papagei

Der beliebte Darsteller führt erstmals Filmregie

„Nur die Ruße kann es machen!"

In dem Filmlustspiel „Lauter Lügen", das augenblicklich in Babelsberg gedreht wird, führt Heinz Rühmann erstmals Regie. Unser Mitarbeiter besuchte den beliebten Darsteller an seiner „neuen" Wirkungsstätte.

„Ich kann nur bei großer Ruhe arbeiten. Dasselbe erwarte ich auch von Ihnen!"

Diese Tafel, die Heinz Rühmann am Eingang zum Tonatelier-Süd in der Ufastadt Babelsberg anbringen ließ, kennzeichnet besser als das längste Interview die ernsten künstlerischen Grundsätze, nach denen der neue Spielleiter Regie zu führen gedenkt. Der Architekt W. A. Hermann hat eine ganze Flucht von Dielen, Treppen und Zimmern in der riesigen Halle aufgebaut, in der Heinz Rühmann seine Feuerprobe als Regisseur bestehen soll.

„Ich habe mich schon lange darauf gefreut", erzählt uns der beliebte Schauspieler, der mit seinem letzten Film „Dreizehn Stühle" gemeinsam mit Hans Moser wieder einen ungewöhnlich großen Publikumserfolg erzielte, „das Rollenbuch einmal an den Nagel hängen und dafür im „bequemen" Regiestuhl Platz nehmen zu können. Nur die Ruhe kann es machen — das ist meine oberste Devise in der Spielleitung. Ich lehne es ab, die Darsteller mit großem Stimmaufwand und aufgeregten Gesten zu leiten, da sie hierdurch oder verwirrt, oder angespornt werden. Das Drehbuch „Lauter Lügen" wurde nach dem bekannten gleichnamigen Schauspiel Hans Schweikarts von Bernd Hofmann geschrieben, während die Musik Michael Jary komponiert. Wir haben den leichtflüssigen, humorvollen Stoff für den Film nur wenig verändert, um ihm nicht seinen inneren Gehalt zu nehmen."

Als Kameramänner wurden Fita Benkhoff, Albert Matterstock und Johannes Riemann verpflichtet. Damit wären alle Hauptpersonen genannt. Doch halt — beinahe hätten wir einen wichtigen Rollenträger vergessen: einen Papagei, der ein feines Gefühl für den Augenblick hat, wo er das einzige sagt, was er überhaupt sprechen kann: „Lauter Lügen!" Er selbst übrigens in den Schlußszenen, weshalb man annehmen darf, daß sich die Lügen über ihre bekannten kurzen Beine zu Tode gestolpert haben und die Wahrheit siegt. Die Wahrheit aber ist in diesem Falle natürlich die — Liebe.

Trotz der starken Inanspruchnahme durch seine Regieführung weist Heinz Rühmann, wenn es nur irgendwie geht, keinen Atelierbesucher ab. Mitzlich wandelten nun wieder einige Neugierige durch die „heiligen Hallen" und überraschten den neugebackenen Spielleiter mit der eigenartigen Frage: „Ach, Herr Rühmann, Sie sind so nett im Film. Sie sollten es doch auch einmal auf dem Theater versuchen . . ." — „Hm, guter Rat", meinte daraufhin der jugendliche Komiker, der ja von den weltbedeutenden Brettern aus zum Film gefunden hat und auf ihnen in München seine ersten Triumphe feierte. „Vielleicht versucht es Direktor Falckenberg von den Münchener Kammerspielen noch einmal mit mir."

Ja, so kann man sich irren, selbst wenn man glaubt, seine Lieblinge aus den Briefkästen der Filmzeitschriften ganz genau, bis in die kleinste Herzenfalte hinein, zu kennen, und ihnen darüber hinaus auch noch gute Ratschläge erteilen zu müssen.

Der erste eiserne Vorhang wurde 1820 in Paris eingeführt. 1869 wurde der Rundhorizont erfunden, der zum erstenmal in München Anwendung fand. 1881 forderte der Brand des Ringtheaters in Wien 450 Tote. 1881 wurde elektrisches Licht zur Beleuchtung des Bühnenhauses in der Pariser Großen Oper eingeführt. 1896 sah man in Deutschland erstmalig eine Drehbühne, und zwar in München. 1908 wurde das erste moderne Naturtheater, das Harzer Bergtheater, eröffnet.

So etwas steht Paul Henckels gut!

In dem Film „Napoleon ist an allem schuld" werden wir ihn zu sehen (Foto: Tobis)

Haus, Hof und Garten

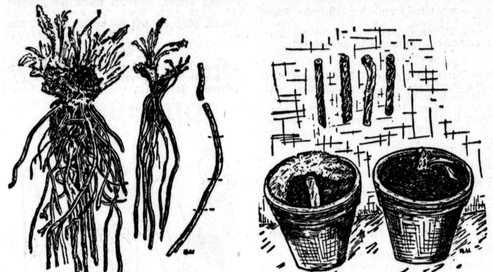
Die Anzucht der Blütenstauden

Von Diplom-Gartenbauinspektor Heinz Pohl, Berlin-Schöneberg

Zwei große Vorteile haben die Blütenstauden: sie füllen den Garten mit lebhaften Farben, dazu ist ihre Anpflanzung auf kleinstem Raume möglich. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Blütenstauden besonders in die Klein- und Siedlergärten der Großstädte ihren Einzug gehalten haben. Die Anwendungsmöglichkeiten sind äußerst vielseitig und ohne großen Aufwand an Kulturmitteln durchführbar. Die einfachste Vermehrung ist die Teilung. Hierbei ist zu beachten, daß alle Frühblüher nach der Blüte, also im Sommer, alle Spätblüher im Frühjahr geteilt werden. Die Blätter der Teilstücke werden zurückgeschnitten und die Teilpflanzen gleich wieder aufgepflanzt. Man wird alle schnellund starkwüchsigen Stauden in kleinere Teilstücke zerlegen, als die schwachwüchsigen. Mutterpflanzen von Staudenastern mit knolligem Wurzelstock wie Astilben, Trollius, Funkien und Paeonien, werden gut gepflegt, die Wurzeln ausgeschüttelt, zurückgeschnitten und die einzelnen Triebköpfe so auseinandergeschnitten, daß jedes Teilstück noch zwei bis drei Augen behält. Die Stellen für die Neupflanzung sind gut mit Torfmull und Dung oder Komposterde durchzuarbeiten.

Eine Abart der Teilung ist die Vermehrung durch Ausläufer. Schon durch die Wuchsform einzelner Staudenarten ist sie von Natur aus gegeben. Hierher gehören viele bodendeckende Stauden und Polsterbildner. Die geeignetste Zeit zur Vermehrung durch Ausläufer ist von Anfang August bis zum Spätherbst, Ende November. Herbstlich feuchte Witterung mit starker nächtlicher Taubildung gewährleistet eine gute Durchfeuchtung des Bodens. Die rankenden Triebe der Polsterphlox, der niedrigen Thymusformen, des buntlaubigen Günsels (Ajuga metallica und Ajuga reptans multicolor), des Stachelnüßchens (Acaena inermis), die Triebe des Polster-Ehrenpreises (Veronica fillformis) und der Felsennelke (Tunica saxifraga) werden erst um diese Zeit recht kräftig und hart. Ist der Boden vor der Pflanzung gut mit Torfmull durchgearbeitet oder ist im Sommer rings um die Pflanzen etwas Torfmull und Kompoterde gestreut worden, dann sind im Verein mit der gut durchfeuchteten Bodenoberfläche die besten Voraussetzungen für gute Bewurzelung der Ranken bzw. Ausläufer gegeben. Solange frostfreies Wetter es gestattet, werden diese bewurzelten Triebe vorsichtig von der Mutterpflanze abgeschnitten, in flache Holzkisten, in eine torfmullreiche, sandige Erde gepflanzt und geschützt überwintert. Viele Staudenarten, wie Sagina, Arabis, Aubrietien und Cerastium (Hornkraut) können gleich nach der Teilung an den neuen Standort gepflanzt werden.

Eine weitere, für Stauden typische Art der Vermehrung, läßt sich durch Wurzelschnittlinge erreichen. Sie kann für viele Stauden von Oktober bis Februar vorgenommen werden. Voraussetzung ist hier natürlich offener Boden. Man kann die Mutterpflanzen auch im Herbst herausnehmen und an einem frostsicheren Ort, am besten in einen gedeckten Mistbeerkasten, einschlagen. Durch Wurzelschnittlinge werden alle Stauden mit fleischigen Wurzeln vermehrt wie z. B. Golddisteln (Eryngium planum), Staudenmohn (Papaver orientale), Anemone japonica, Sommerphlox, (Phlox decussata) und das Kaukasus-Vergißmeinnicht (Anchusa myosotidiflora). Zur Gewinnung der Wurzelschnittlinge werden die Mutterpflanzen gut ausgeschüttelt, starke bis mittelstarke Wurzeln in etwa 5 cm lange Teilstücke geschnitten und senkrecht in flache Holzkisten oder kleine Töpfe in sandige Komposterde gelegt (Abb. 1 und 2). Sie sollen nicht höher als 2 cm mit Erde bedeckt sein, auch darf das obere und untere Ende der Schnittlinge nicht verwechselt werden. Die Vermehrung durch Aussaat ist für Stauden weniger zu empfehlen. Nur bei wenigen Arten wie Akelei, Fingerhut, Eisenhut, Pfingst- und Bartnelken, Glockenblumen und Sonnenauge ist eine Aussaat im Frühjahr auf ein geschützt liegendes Freilandbeet angebracht. Im Herbst werden die Sämlinge dann auf ein besonderes Beet pikiert, um im nächsten Jahr an den endgültigen Standort zu kommen. Die Staudenvermehrung durch Stecklinge hat nur für den Fachmann Bedeutung. Die anderen Arten der Anzucht von Blütenstauden bringen bei einiger Sorgfalt gute Erfolge.



Vorsichtig werden die Stauden ausgehoben (Bild links), das Wurzelwerk von Erde befreit. Die besten Wurzeln trennt man von der Mutterpflanze ab und verteilt sie in Schnittlinge. Dann werden die Wurzelschnittlinge (Bild rechts) behutsam in die Erde eingebettet. „Landw. Bilderdienst" M (2)

Die Arbeit im Garten

Im Obstgarten werden nun, je nach dem Witterungsverlauf, auch die letzten Spätsorten der Aepfel und Birnen baumreif abgeerntet, sie reifen auf dem Lager nach. Manche Apfelsorten erhalten ihre Vollreife erst vom Dezember ab, u. a. Ananasrenette, Baumanns Renette, Bienheimer Goldrenette, Zuccalmaglios Renette, Weißer Winterkalvill, ab Januar Ontarioapfel, Roter Eiserapfel, noch später Kasseler Renette; dementsprechend verlängert sich auch die Pflückreifezeit dieser Winterfrüchte mit späterer Blütezeit haben die Spätfröste im Frühjahr besser überstanden, so daß sie erfreulicherweise unter günstigen Verhältnissen oft einen Vollbehang aufzuweisen hatten. Bei späten Birnensorten scheint dies nicht so glücklich verlaufen zu sein. Immerhin wird sich mancher Gartenfreund durch die diesjährigen Erfahrungen veranlaßt gesehen haben, bei den herbstlichen Neupflanzungen Spätsorten zu bevorzugen, was in rauheren Lagen zweifellos auch berechtigt ist. Es ist jetzt an der Zeit, die mechanischen Schutzmittel der Obstgärten gegen tierische und pflanzliche Schädlinge herzustellen. Dazu gehört auch die Abwehr von Wild, insbesondere von wilden Kaninchen, die bereits so dreist geworden sind, daß sie bis in die Gärten der Vorstädte eindringen. Zunächst begnügen sie sich damit, abfallendes Obst usw. zu benagen, viel gefährlicher aber wird es erst, wenn sie später junge Obstbäume antreffen, die daraus zugrunde gehen können. Die Wildkaninchen unter das Jagdschutzgesetz fallen, muß zum Abschießen oder Abfangen die vorgeschriebene Genehmigung eingeholt werden. Durch Einfriedigungen und Anbringung von sog. Drahthosen können wertvolle Obstbäume gegen die daran

„Die? Auf keinen Fall!"

Erzählt von Walter Persich

Einem strebsamen jungen Mann, der Medizin studiert hatte, war von seinem Onkel die Bereitstellung ausreichender Mittel zur Errichtung einer Praxis zugesagt worden, sobald er heiraten wolle. Der junge Mensch erweiterte seine Erfahrungen als Hilfsarzt einer Klinik und hielt fleißig Umschau nach einem Mädchen, und da er ein guter Tänzer und ein netter Gesellschafter war, lernte er denn auch bald die reizende Tochter eines Kaufmanns auf einer Hausgesellschaft kennen. Nach Verlauf einiger Monate glaubte der junge Doktor der Neigung seiner Erkorenen sicher zu sein — um aber dem Fräulein keine voreiligen Versprechungen zu machen, begab er sich zunächst zu seinem Onkel, um diesem den Zustand seines Herzens zu offenbaren und zu erfahren, zu welchem Zeitpunkt sein wohlhabender Verwandter einer Heirat zustimmen werde.

Der Onkel, ein eingefleischter Junggeselle, runzelte die Brauen und antwortete nicht sogleich auf die offene Frage. Er nahm einen der auf den Tisch gelegten Handschuhe seines Neffen, betrachtete Knöpfe und Nähte genau und reichte den Handschuh zurück.

„Ich sage weder Ja noch Nein!" erwiderte er endlich. „Ehe ich mich entschließe, habe ich einen Auftrag für dich. Du mußt mir mit deinem Ehrenwort versprechen, darüber zu schweigen."

Erstaunt, doch ohne Zögern, schlug der Doktor ein.

„Gut", nickte der Onkel. „Diesen Handschuh wirst du bei deinem nächsten Besuche im Hause deiner Erwählten vergessen, derart, daß sie ihn notwendig finden muß. Nachdem sie ihn dir zurückgegeben hat, bringst du ihn mir — und erhältst meinen endgültigen Bescheid."

Der junge Arzt kam dem skurrilen Wunsche seines Oheims getreu nach, und es verging keine Woche, da stand er wieder vor dem Alten und legte den Handschuh auf den Tisch.

„Das Fräulein gab dir selbst den Handschuh zurück? Nun — und was bemerkte sie dazu?"

Der Neffe lachte.

„Ein wohlanständiger junger Mann täte gut daran, seinen Handschuhen etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen — erklärte sie mir. Unmöglich könne ich länger mit so zerrissenen Handschuhen paradieren. Und ich dürfte ruhig etwas höhere Aufwendungen für eine bessere Sorte machen."

„Das genügt!" erklärte der Onkel. „Du wirst das Mädchen nicht heiraten."

Der Neffe starrte den Oheim entgeistert an.

„Verzeihung — ich begreife nicht . . ."

„Nein? Ich will es dir sagen. Mein Vermögen habe ich durch rastlose Arbeit erworben, und ich sehe nicht ein, weshalb ich es leichtfertig von deiner künftigen Frau vergeuden lassen soll. Ein Mädchen, das dem künftigen Gatten einen zerrissenen Handschuh ungeahndet zurückgibt, taugt nicht als Hausfrau! Sieh dich nach einer geeigneteren Frau um, und ich stelle die Mittel für deine Niederlassung als Arzt zur Verfügung. Bis dahin wollen wir nicht mehr davon reden."

Kleider . . .

Er: „Hat dein sündhaft teures Kleid wenigstens Aufsehen erregt?"

Sie: „Aufsehen, mein Lieber? Es war das reinste öffentliche Ärgernis!"

*

Knicker und Nicker besuchen einen Ball und mustern die anwesenden Grazien eingehend.

„Elli geht eigentlich immer forsch angezogen", meint Knicker.

„Genau genommen könnte man sogar behaupten — ausgezogen", verbessert Nicker.

Kundendienst

Lenz wird in einem Schuhgeschäft als Lehrling beschäftigt. In der Fortbildungsschule schreibt sie in einem Fachaufsatz u. a.: „Die Schuhe legt man in schräger Haltung vor. Das Hinterteil hochgehoben, damit der Kunde eine gute Uebersicht hat."

*

Herr A.: „Meinen Dackel habe ich zur Hundeausstellung angemeldet."

Herr B.: „Das ist sehr vernünftig von Ihnen, dann sieht er wenigstens mal, wie ein richtiger Dackel aussehen muß."

Mißverständnis

Ich betrachte gerade drüben die Bäume, auf denen die vielen Vögel sitzen. „Sind das nicht Bärchen?"

„Bewahre . . . Spatzen!"

Das verkannte Hörrohr

„Das ist aber lieb von dir, Bübchen, daß du dich eben so nett mit der schwerhörigen Tante Anna unterhalten hast. Was hast du ihr denn Schönes erzählt?"

„Nichts erzählt, Mutti. Ich habe in das Ding, das sie mir hingehalten hat, immer meine Kirschkerne reingespuckt."

Der wichtige Gang

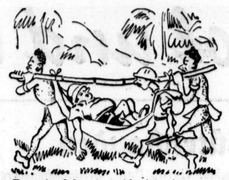
„So unrasiert kannst du nicht auf die Straße gehen, Mensch!"

„Ich muß! Dringender Gang!"

„Trotzdem unmöglich, wie ein Stachelschwein siehst du ja aus! Wo mußt du denn hin?"

„Zum Barbier."

(Fliegende Blätter.)



„Zwanzig Jahre lang bin ich rings um den Erdball gewandert." (Judge.)

„Gehst du noch zur Schule?"

„Nein, aber mein Vater!"

„Red' doch keinen Unsinn, Junge."

„Doch, Vater ist Lehrer!"

Maßstab der Beliebtheit

„Na, Alchen, wie ist es denn in der Schule?"

„Nett."

„So — na, wer ist denn die beliebteste Schülerin?"

„Trude Bergmann, die hat neulich die Masern bekommen und uns alle angesteckt!"

*

Eine Dame hat die Gesellschaft längere Zeit mit Musikvorträgen unterhalten. Wortlos steht ein fünfjähriges Mädelchen dabei.

„Na, Kleinchen", fragt die Dame freundlich, nachdem sie ihre Vorträge beendet hat, „möchtest du nicht auch so schön spielen lernen, wie ich?"

„Nein", sagt das Kind energisch.

„Warum denn nicht?"

„Ich mag nicht leiden, wenn die Leute häßliche Dinge von mir sagen . . ."

(Life.)

*

„Stell dir vor, Eli, gestern sagte ein Maître zu mir, ich hätte die schönste Figur der Welt."

„Oof . . .! Wie reizend, wenn jetzt noch ein Bildhauer deine Stimme loben würde?"

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Zerstreut

Gerstenkorn trat in der Gesellschaft auf den berühmten Arzt zu, verneigte sich und sagte: „Gerstenkorn!"

Worauf der berühmte Arzt zerstreut erwiderte: „Gut, kommen Sie in meine Sprechstunde!"

(Lustige Blätter.)

*

„Warum ist der neue Bote wieder entlassen worden?"

„Er schlief den ganzen Tag und weckte mit seinem Geschnarche den Direktor, der im anderen Zimmer arbeitete."

(Gazettino Illustrato.)

*

„Wie gefällt dir meine Braut?"

„Sehr gut! Mit der kannst du dich sehen lassen! Augen wie ein Reh, wunderbare Haare, eine prachtvolle Gesichtshaut, und die Zähne sind geradezu ein Meisterwerk der Technik!"

(Hemmets Journal.)

Die neugierige Schwiegermutter

„Guckst du oft durchs Schlüsselloch, wenn Tom mit deiner Schwester allein im Zimmer ist?"

„Nein, nicht allzuoft — meistens guckt Mama!"

(Washington Star.)

Sein Wunsch

„Meine Gedichte dürfen erst nach meinem Tode veröffentlicht werden."

„Elender Feigling!"

(Lektyr.)

„Ich habe dir für den Fall, daß du gute Zeugnisse bringst, ein Fahrrad versprochen. Nun ist aber dein Zeugnis noch schlechter geworden. Was hast du eigentlich getrieben?"

„Ich habe Radfahren gelernt."

(Lördagsvisen.)

„Mir scheint, Fräulein, Sie halten mich für einen Idioten!"

„O nein! Ich urteile niemals nach dem Aeußeren!"

(Kansas City Journal.)

*

„Sie sind bei mir noch mit einer Hose in der Schuld!" sagt der Schneider.

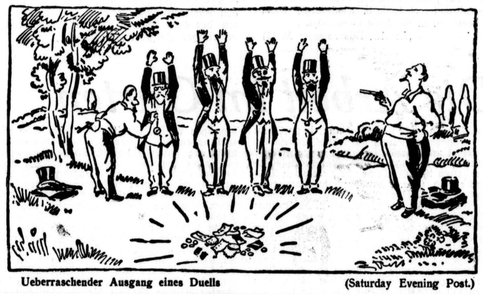
„Die Schuld ist aber schon ziemlich abgetragen!" lächelt der Kunde.

(Schweizer Illustrierte.)

*

Die Lehrerin macht mit ihrer Klasse Kleiner Mädchen einen Ausflug. Beim Aufbruch zählt sie nach, ob auch alle beisammen sind.

Da ruft ein Gast: „Lassen Sie gut auf, Fräulein, wenn eins fehlt, müssen Sie's ersetzen!"



Ueberraschender Ausgang eines Duells (Saturday Evening Post.)

„Fürchterliche Schmerzen und Gliederreißen."

„Jetzt von allen Schmerzen befreit."

Frau Mildenberg, Gärtnersgattin, Düsseldorf, Mühlenstraße 23, berichtet uns am 16. Februar 1938: „Mein Mann hatte immer fürchterliche Schmerzen im Nacken, er konnte den Kopf nicht drehen und des Nachts konnte er vor Schmerzen nicht schlafen. Da wurde ihm geraten, Togal zu nehmen. Schon nach der ersten großen Packung bekam er Linderung. Nach 3 weiteren Packungen hat es ihm so gut geholfen, daß er jetzt von allen Schmerzen befreit ist. Er hatte auch immer so Reißen in den Gliedern und alles ist nun verschwunden. Nun fing ich leider vor Weihnachten an. Ich bekam so Schmerzen im rechten Knie, daß ich 4 Wochen im Bett liegen mußte. Ich konnte nicht mehr die Treppe auf- oder abgehen. Nun nahm auch ich Togal und wie ein Wunder, ich habe noch nicht ganz 3 von den großen Gläschen regelmäßig genommen und der Schmerz ist verschwunden."

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Frau Mildenberg ist einer von, vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat hat Togal Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Es hat keine schädlichen Nebenerscheinungen und die hervorragende Wirkung des Togal wurde von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken erhältlich. RM. 1.34.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz". Es ist für Kranke und Gesunde von größtem Interesse. Sie erhalten es auf Wunsch kostenlos u. unverbindlich vom Togalwerk München 27c 431

Ein sicherer Halt: Starke, unverbrauchte Nerven! Verkehr, Beruf, Sport, Haushalt, Sorge für die Kinder rütteln an der Nervenkraft. Nehmen Sie deshalb regelmäßig **Quick** mit Lezithin für Herz und Nerven

Packg. RM 1.15, Kurpack. RM 4.— in Apotheken u. Drogerien

Gegen schlechte Verdauung, Darmträgheit, Verstopfung

u. damit verbundene Nebenübel, wie Unlust u. Müdigkeitsgefühle, helfen gewöhnlich **Kneipp-Pillen**, seit Jahrzehnten erprobt u. mit Erfolg verwendet. **Kneipp-Pillen** sind mild aber sicher wirkende Abführmittel, die auf natürliche Weise Stuhlentleerung bewirken, ohne Gewöhnung zu verursachen. Sie regeln d. Verdauung u. erleichtern den Stuhlgang. Sie sind leicht einzunehmen, da sie nicht bitter schmecken. Packung mit 20 Pillen nur RM 1.— in allen Apotheken. **Kneipp-Pillen** nur RM 1.— in allen Apoth. **Kneipp-Apotheken**.

Wegweiser kostenlos durch Kneippmittel-Zentrale Würzburg.

Laubsägerei Mdl. Vorlagen, Werkzeuge, Holz, Leim, Farben! **Hofmann & Schmitt** Lindenstraße 11 (Pfalz.)

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Zum Sonntag eine Überraschung: Backen Sie einmal die feine Bananentorte!

Teig: 150 g Weißmehl, 1 gestr. Teel. (1 gl) Dr. Oetker's „Backin", 65 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker's Vanillinzucker, 1 Ei, 65 g Butter oder Margarine.

Belag: 1 gehäuften Eßl. Himbeerkonfitüre, 250–300 g Bananen, ½ Päckchen Dr. Oetker's Götterspeise mit Zucker, Pfirsich- Geschmack, ¼ l Wasser.

Garnierung: Sahnehäubchen oder abgeriebene Mandeln.

Backt auch „Backin" werden gemischt und auf ein Backbrett (Tischplatte) gesiebt. In die Mitte wird eine Vertiefung gemacht, Zucker, Vanillinzucker und Ei werden hineingegeben und mit etwas von dem Mehl zu einem Brei verrührt. Dann gibt man die in Stücke geschnittene kalte Butter (Schmalz) darauf, bedeckt sie mit Mehl und verknetet von der Mitte aus alle Zutaten schnell zu einem glatten Teig. Man rollt ½ des Teiges auf dem Boden einer Springform aus, von dem Rest formt man eine Rolle und legt sie als Rand auf den Tortenboden.

Backzeit: 15–20 Minuten bei guter Mittelhitze.

Den ausgekühlten Boden bedeckt man mit der Himbeerkonfitüre und legt die abgezogenen, in Scheiben geschnittenen Bananen darauf. Das halbe Päckchen Götterspeise wird nach Vorschrift in ¼ l Wasser aufgelöst und kalt gerührt. Wenn die Speise anfängt fest zu werden, reibt sie auf den Tortenboden gegeben. Damit der Guß schneidet wird, muß die Torte recht kalt gestellt werden. Zur Verzierung streut man die in Scheiben geschnittenen Früchtchen oder Mandeln auf den Rand der Torte.

Bitte ausschneiden!

mit Dr. Oetker-Erzeugnissen

Glas-Christbaumschmuck! Verlangen Sie sofort meinen neuen, farb. illustr. **Haupt-Katalog** über meine Neuheiten: Spielwaren, Puppen, Bären, Weihnachtsfiguren, Christbaumschmuck, Engel, Vögel, Glocken, Sets, Girlanden usw. Das erster Hand. Billige Preise. Rein Risiko! Umtausch gestattet. Geld zurück! Für Wiederverkauf hohe Rabatte.

Adolf Eichhorn Eugen Sohn, Lauscha Thüringen W, Nr. 44

Knoblauch nur für alte Leute? Entschieden nein! Die Besonnten muß es freilich auch frischer nach Knoblauch riechen, sie ist mit Zirkulin Knoblauch-Perlen

Zirkulin 4

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrenarmbanduhr m. ausgeb. 15 rubinlag. Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90

Nr. 4, Versilbert, Ovalform, 2 verzahnte Ränder, M. 2.30. Nr. 5, Besser Werk, Sasha Form, M. 3.40. Nr. 6, Spezialuhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90, besonders stark, für Landwirtschaft, Jagd, Sport, Touristen u. Bergwanderungen, M. 5.60. Nr. 65, Dito, für Damen, kleine Form, mit Perlrand, M. 4.—. Nr. 99, Dito, Goldschmuckuhr, 5 Jahre Gar., f. Gebildete, für Damen, mit Rosshaarband, M. 6.90.

Nr. 641, Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—. Nr. 140, Geschenkes Küchenwecker, m. täglich. Kochbuch, vernickelt, M. 2.50. Weckuhr, genau gehend, M. 1.60. Nickelhunter, 25 Doppelplatte, vergold., M. 20. Kassel M. 25.

Nr. 612, Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10. Nr. 614, Siegelring, 8 schöne Platten, M. 1.30. Nr. 2803, Siegelring, moderne Form, M. 4.50, Trauring, Double, M. —.80. Double-Ring mit Stein, M. —.80. — Ab 10 Stück Portofrei. Ausland. Vers. geg. Nachn. Jahresversand 10 000 Uhren. 20 000 Ringe.

Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!

Fritz Heinecke Braunschweig Abt A9

Heiraten

Bekanntschaft vom Lande, 21 Jahre, frohsinnig, häuslich, tüchtig, ca. 1.62 gr., Anzeige-bildung, gute Aussteuer u. Vermögen wünscht sich Herrn in fester Position zwecks **Heirat** kennen zu lernen. Angeb. unter Nr. 1186/8, „Der 7. Tag", Paderborn.

Liguster immergrün 100 Pflanz. für 20 m prächt. Hecke 30/60 cm hoch 6 RM, Thuja (Lebensb.) 100 Bäumchen 16 RM, 10 Johannisbeer. 2,50 RM, 10 Stachelbeeren 3,50 RM, 10 Himbeeren „Preußen" 1,80 RM. Preisliste über alle Pflanzen kost. d. Garten kostenl.

Rud. Hartmann Versandbaumschule **Pinneberg 14** (Holstein)

Schöne billige Geschenke Katalog kostenlos. SIGURD KASSEL 90

Klosettpapierhalter (auch Schuppenfliechte) Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich meine ausführliche Aufklärungsschrift. Aus dieser ersehen Sie, durch welch einfach anzuwendendes Mittel mein Vater u. zahlr. andere Kranke nach jahrelangem Leiden in ganz kurzer Zeit befreit wurden.

Max Möller, Heilmittelvertrieb, **Bad Weißer Hirsch** b. Dresden-N.

Ohrenleiden läßt sich vermeiden und etwa mindestens lindern durch: **Ohrosyfina** - die antiseptisch schaltende Ohrpflege. Wichtig! Bei Ziegel-Wind u. Fl. Bücher. In Apoth. u. Drog. 50 u. 90 Pf. **AXUSTINA-SPANDAU**

Der fortschrittliche Kaufmann bedient sich zu seiner Werbung in allererster Linie der **Zeitungs-Anzeige!**

Dick oder schlank? – Es liegt bei Ihnen. Häßliche Fettpolster verschwinden — das Blut zirkuliert besser — man fühlt sich frischer und jünger durch den täglichen Genuß von Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee auch als Drix-Tabletten–Drix-Dragees

1.-Monats-Packg. 1 RM. ● 14-Wochen-Packg. mit Taschendose 3 RM. ● Broschüre mit Gratisprobe in Apotheken u. Drogerien.

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

9. Jahrg. – Nr. 46 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 13. November 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Schnappschüsse im Gedränge

Verkehr ist Verkehr. Da läßt sich Gedränge nicht vermeiden. Gedränge der Fußgänger, Gedränge der Fahrzeuge. Und manchmal (völlig vorschriftswidrig) beides durcheinander. Manche Menschen lieben das Verkehrsgedränge. Sie fühlen sich wohl darin: Wenn vor den hellerleuchteten Fensterfronten mit den prunkendsten Auslagen sich die Menschen auf den Bürgersteigen drängen und schieben, auf der Asphaltbahn die Autos sitzen und die Straßenbahnen läuten. Manche regt so etwas auf. Sie werden von Schirmen und Stößen gestoßen, auf die Hühneraugen getreten und bekommen blaue Flecke. Sie schimpfen und fluchen fürchterlich über den „unmenschlichen Verkehr". Man kann nicht einmal mehr gemütlich auf einer Straßenecke stehen (möglichst mit einem Bein in der Gosse) und seinen Schnaps halten. Gleich kommt der Verkehrsbeamte. Sehr freundlich aber bestimmt: „Meine Herren (oder: meine Damen), wollen Sie bitte weitergehen . . ." Einige werden nie begreifen, warum sie nicht doch dort stehen und plaudern könnten. Sie lassen sich immer aufs neue bitten, es ist gewissermaßen ihre Leidenschaft „querzuliegen". Und finden den Verkehrsbeamten unhöflich. Und weiß Gott, was sie sonst noch alles „finden". Beispielsweise, daß man eigentlich ein Auto haben müßte. Dann würden sie schon dadurchjagen . . .! Diese Herrschaften denken sich das so.

Und während sie sich solches denken, sind schon Tausende trotz des „unmenschlichen Verkehrs" friedlich und ohne anzuecken vorbeigegangen. Immer schön rechts halten. Schirm nicht unter den Arm klemmen. Sie kommen glänzend durch. Und finden es herrlich, so ein bißchen im Straßengedränge unterzutauchen. Einige lächeln dem Verkehrsbeamten freundlich zu. Sie haben Bewunderung für ihn. Manchen ist er auch schon mal irgendwie behilflich gewesen.

*

Die in der Stadt ein Auto steuern, geraten aber ebenso gut ins Gedränge. Sie haben nur keine Zeit, so umfangreiche Betrachtungen anzustellen wie ein auf die Hühneraugen getretener Fußgänger. Sie müssen aufpassen und nochmals aufpassen. Sie wissen, daß, wenn sie einen Augenblick nicht achtgeben, ein Unglück geschehen sein kann. Also heißt es, immer schön in der Reihe bleiben. Und wenn es in allen Fingern und Zehenspitzen kribbelt, „durchzujagen", wie sich das der Eckensteher so herrlich träumte. Es würde jedem Kraftfahrer übel bekommen. Nein, nein, man verläßt sich schon besser auf den Mann in der Polizeiuniform, mit den großen, weißen Stulpenhandschuhen. Der übersieht von seinem Standpunkt aus alle Straßen. Und jeder muß ihm gehorchen, wenn es auch noch so langsam geht. Es geht trotzdem so am schnellsten. Auch mit dem Kraftwagen darf keiner „querliegen". Und es kann wahrhaftig sein, daß da einer aus seinem Wagen mit einem flüchtigen Blick auf die Fußgänger hinüberschaut und sich heimlich wünscht, unter denen zu sein, die sich zwar an einem Schirm stoßen können, im übrigen aber sorglos und mit dem hellen Widerschein des Lichtes in ihren Augen da vorüberwandeln . . .

*

Plötzlich hebt der Verkehrsbeamte den Arm. Mit einem Ruck stoppt der ganze Verkehr. Kleine Aufregung und Neugierde. Was ist los? Ist jemand überfahren? Aber nein! Sieh doch nur einer an: Da hat sich so ein Knirps mit seinem Roller gedankenlos „querfeldein" auf die Fahrbahn begeben. Um ein Haar hätte ihn der Kotflügel eines schnittigen Achtzylinders erwischt. Aber der Polizeibeamte hat das Kind und die Gefahr im letzten Augenblick gesehen. Schnell, aber sicher, bringt er das Kind mit seinem Roller aus der Fahrbahn zu seiner Mutter zurück, die „nur eben" in ein Geschäft gegangen war und nun händeringend am Bordstein steht. „Geben Sie besser auf das Kind acht! Es hat noch einmal gutgegangen!" — Für umständliche Dankesbezeugungen hat der Verkehrsbeamte keine Zeit. Weiter flutet der Verkehr. Und er muß in der Mitte des großen Platzes stehen und seine Augen überall haben . . .

Die Mutter gehört nun auch zu denen, die, wenn sie an dieser Kreuzung vorüberkommen, dem Verkehrsbeamten dankbar und freundlich zulächeln.

*

Ueberhaupt der Verkehrspolizeibeamte! Einen harten Dienst hat er, den ihm viele unvernünftige Volksgenossen noch erschweren. Auch er hat keine Sekunde Zeit, für sich

„Der freundliche Verkehrsbeamte" Zeichnung von Hede Klinge (Bavaria-Verlag, München)

Betrachtungen anzustellen. Nur in einigen verkehrsschwachen Stunden, am späten Abend vielleicht, fällt ihm dies und jenes ein: das Kind, das er vor einem großen Unglück bewahrt hat, die junge Frau, die tief verschleiert in einem Wagen saß und ihn mit Tränen in den Augen um Wegauskunft bat, der junge Mann, der mit strahlender Siegermiene seine Braut spazierenfuhr und durch sein scharmantes Geplauder beinahe einen Zusammenstoß gehabt hätte, und der Herr, dem er den Führerschein entziehen mußte, weil er sich offensichtlich beschwipst hinter das Steuer gesetzt hatte . . .

Der Verkehrsbeamte steht auf dem Kreuzungspunkt vieler Straßen. Nach allen Himmelsrichtungen muß er freie Fahrt geben. Freie Fahrt ins Glück, freie Fahrt ins Leid. Und plötzlich tanzen ihm viele Gesichter im Blick, die er alle einmal gesehen hat, so daß er sich mit dem Aermel durch die Augen wischen muß. Er ist im Dienst. Und hat für dumme Gedanken keine Zeit! —

Lk.

Stribes hält die Bank

Skizze von Hubertus von Simpson

Man kannte ihn unter dem Namen Jack Stribes, den großen schlanken Herrn, der eben den Spielsaal des Western-Klubs betrat. Er war hier noch nie irgendwie aufgefallen, weder durch hohe Gewinne noch durch große Verluste. Heute aber befand er sich nicht in dem Zustand, der einen Gentleman würdig ist. Schwankend, mit einem einfältigen Lächeln auf den Zügen, ging er unsicheren Schrittes vorwärts. Unzweifelhaft angetrunken — das stellte man auch an dem Tisch fest, an dem er stets stehen blieb.

Auf dem Stuhl, dessen Lehne Stribes haltsuchend umklammerte, saß der Vicomte de Bidvre, gleichmütig die Karten in seiner Hand betrachtend, hin und wieder ein paar höfliche Worte an seine Partner richtend und im übrigen die nicht unerheblichen Gewinne einstreichend, die der Glückliche beinahe jeden Abend machte.

Jetzt sank der angetrunkene Gentleman Jack Stribes auf einen eben frei gewordenen Sessel nieder und äußerte seinen Wunsch, mitzuspielen. Nun, es ist für einen vom Alkohol Umnebelten eine recht aussichtslose Sache, das Glück bei den Karten zu finden, ein Glück, dem oft nicht einmal die Nüchternen begegnen. Aber man ließ ihn gewähren — sein Geld war ebenso gut wie das aller anderen.

Jack Stribes verlor. Wie das aller anderen, so wanderte auch sein Geld hinüber zum Vicomte, der es lächelnd vor sich hinlegte, um dann das Spiel nur hin und wieder auf wenige Augenblicke zu unterbrechen, wenn er aus seiner prachtvollen Platin-Tabaksdose, die vor ihm lag, eine Prise nahm.

Der Vicomte hielt die Bank. Vor ihm häuften sich die Scheine. Mit törichtem Lachen gab ihm Jack Stribes eben einen weißen Zettel. Einen jener weißen Zettel, der meist eine unschuldige Eins und ein paar weit weniger unschuldige Nullen dahinter zu enthalten pflegt und der außerdem mit dem Namenszug des Ausstellers geschmückt ist. So gut wie bares Geld sind solche Zettel. Dann griff der Angetrunkene ungeschickt nach der Platindose, verbeugte sich grinsend vor dem Besitzer, dem Vicomte, nahm eine Prise und legte das Kärtchen gedankenlos vor sich hin.

Jack Stribes übernahm die Bank. Mit der gleichen unerschütterlichen Ruhe des vom Alkohol Umnebelten, mit der er verloren hatte, gewann er nun. Der Banknotenhaufen vor dem Bidvre schmolz zusammen, der von Jack Stribes bekam von allen Seiten Zufluß und wuchs. Die weißen Zettel, die er ausgestellt hatte, wanderten zu ihm zurück, neue kamen dazu. Die Bank hatte Glück heute abend!

Jack Stribes hielt die Bank. Er schien jede Karte seiner Partner zu kennen, spielte immer richtig aus und irrte sich nie. Hin und wieder lallte er ein paar höfliche Worte vor sich hin, nahm eine Prise und strich im übrigen die Gewinne ein, die ihm von allen Seiten zuflossen. Auch vor Jack Stribes schmolz der Geldhaufen wieder dahin, aber nur, um der immer größer werdenden Zahl seiner kleinen Zettelchen Platz zu machen, die so harmlos aussahen und doch so böse Folgen hatten, wenn der Mann, dessen Name unter ihnen stand, sie nicht mit mehr oder weniger hohen Banknoten wieder einlösen konnte.

Jack Stribes gewann! Seinen Gegnern begann der Angstschweiß auf die Stirne zu treten. Wieder mischte er, aber seinen zitternden Fingern entfielen die Karten, und der Diener eilte fort, ein neues Spiel zu holen. Jack Stribes stotterte glücklich und sinnlos vor sich hin, nahm eine kleine Prise und starrte den jungen Morton neugierig an, als dieser bleich und verwirrt aufstand und ihn um eine kurze Unterredung unter vier Augen bat. Die Herren nickten sich verständnisinnig zu. Man wußte, daß Morton nie und nimmer die Summen würde bezahlen können, die er an den Bankhalter verloren hatte. Auch Jack Stribes schien das zu wissen. „Jetzt nicht, lieber Morton", stammelte er ausweichend, „ich muß gleich geben. Und dann habe ich noch etwas anderes zu erledigen!"

Sorgfältig sammelte er alle Zettel, betrachtete liebevoll die vielen Nullen, die auf ihnen verzeichnet waren, — knüllte sie dann rasch zusammen und warf sie in den Kamin. Während sie dort lustig aufflackerten, umdrängten ihn protestierend die anderen Spieler. Spielschulden, selbst in solcher Höhe, bedeuten Ehrenschulden, und Ehrenschulden sind dazu da, bezahlt zu werden. Selbst der junge Morton erhob Einspruch. Aufschub hatte er erbitten wollen, keine Streichung seiner Schuld!

Jack Stribes grinste fröhlich und führte ihn zum Spieltisch zurück. Auch die anderen Herren folgten dem Dahinschwankenden und beugten sich neugierig über seine Schultern, als er die Karten aufnahm, die der Diener inzwischen gebracht hatte. Jack Stribes mischte und teilte sorgfältig an die leeren Plätze aus. Und der junge Morton und alle anderen sahen, wie sich jede einzelne Karte deutlich und gestochen scharf auf der prachtvollen Tabaksdose des Vicomte de Bidvre abhob, deren Platin einen denkbar geeigneten Spiegel abgab.

„Kriminalrat Woods!" stellte sich Stribes freundlich lächelnd vor, brachte mit einer eleganten Handbewegung, die auf Uebung schließen ließ, ein Paar Handschellen aus der Tasche seiner Frackhose hervor und ging dann, mit Schritten, die auf einmal gar nicht mehr schwankend und unsicher waren, sondern sehr fest und energisch auf den Mörder zu, dem ein höflicher Klubdiener sehr erfolgreich den erstaunten Ausgang verwehrte: „Es tut mir leid, Herr „Vicomte"!

Das zweite Gesicht

Eine seltsame Geschichte um E. T. A. Hoffmann

Von Adolf Ness

Im ersten Viertel des vergangenen Jahrhunderts. Seit kurzer Zeit weilte der große Romantiker Ernst Theodor Amadeus Hoffmann als Kammergerichtsrat in der Landeshauptstadt Berlin. Er führte ein geniales Doppelleben. Die Tagesstunden widmete er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit dem Dienst und zeichnete sich als scharfsinniger Jurist aus. Die Abende verbrachte er bis tief in die Nacht hinein in übermütigem Freundeskreis beim Wein. Daneben aber fand er noch Zeit, seine gruseligen Gespenstergeschichten niederzuschreiben.

In diese Zeit fällt auch eines der wenigen Liebesabenteuer, die uns aus dem Leben des Herrn Kammergerichtsrats berichtet werden, und bei dem Hoffmanns Zech- und Zeitgenosse, der berühmte Mime Ludwig Devrient, eine eigenartige Rolle spielte.

Es war an einem besonders schönen Tag. Die Proben im Königlichen Schauspielhause am Gendarmenmarkt war beendet, und Devrient machte sich auf den Heimweg. Da trat an der Tür des Schauspielhauses ein junges Mädchen an ihn heran.

„Sind Sie der Herr Devrient?" fragte sie schüchtern.

„Gewiß, schönes Kind, der bin ich", bestätigte der immer galante Schauspieler. „Was gibt's?"

„Sie möchten doch die Freundlichkeit haben und möglichst schnell zu meiner Madame kommen."

„Gut, meine Tochter, das soll gleich geschehen. Die Madame ist mir zwar nicht bekannt, aber es muß doch eine gute Madame sein, da sie ein so schmuckes Mädel hat", scherzte der große Mime.

Devrient hielt, was er versprochen. Er folgte der seltsamen Einladung und hörte von der jungen und schönen Frau die ihn empfing, folgendes: Auf einer musikalischen Abendgesellschaft hatte sie, die die Musik über alles schätzte, den Dichter kennengelernt. Wie immer, wenn Hoffmann einer Frau begegnete, die schön und musikalisch zugleich war, hatte er eine heftige Zuneigung zu ihr gefaßt und bestürmte sie unaufhörlich mit seinen Liebesbeteuerungen.

Die Frau hatte den Dichter abgewiesen. Sie wollte ihn aber nicht bloßstellen und wandte sich in ihrer Ratlosigkeit an seinen Freund. Der wußte auch nach kurzer Ueberlegung Rat. Er bat die Frau, ihn augenblicklich rufen zu lassen, wenn Hoffmann sie wieder besuche. Er wußte, daß der Dichter eine seltsame Furcht vor dem zweiten Gesicht hatte. Darauf baute er seinen Plan.

Gewissenhaft traf Devrient seine Vorbereitungen. Als „Kammergerichtsrat" verkleidet begab er sich am einem Nachmittag zum Hause der jungen Frau. „Ist Frau . . . zu Hause?" fragte er den Pförtner, der den Dichter kennen mußte.

„Jawohl, Herr Kammergerichtsrat! Die gnädige Frau ist im Garten."

Devrient war mit dem Erfolg seiner schauspielerischen Leistung zufrieden und wandte sich dorthin. In Gedanken versunken fand er die Dame auf einer Bank sitzen. Stürmisch, Gebärden und Stimme des Freundes nachahmend, trat er auf sie zu. Die Frau zwang sich zur Ruhe. Sie bat den Herrn „Kammergerichtsrat" um einen Augenblick Geduld, da sie erst ihren Diener mit einem eiligen Auftrag fortschicken müsse.

Devrient hielt es für geraten, sie in seinen Plan einzuweihen. Er nahm die Perücke vom Kopf, gab sich zu erkennen und begann eine harmlose Unterhaltung mit ihr.

Eilige Schritte ließen sie aufhorchen. In der Ferne erschien Hoffmann. Geschwind trat Devrient hinter ein Gebüsch und beobachtete. Genau so, wie er ihn soeben dargestellt hatte, gab sich Hoffmann. Leidenschaftlich sprach er auf die Dame ein. Seine Erregung steigerte sich von Augenblick zu Augenblick. Da, gerade als er sich der Angebeten zu Füßen werfen wollte, trat Devrient in Erscheinung.

Hoffmann sah auf. Die Glieder versagten ihm den Dienst. Wie angewurzelt stand er da und rief erschreckt: „Was ist das? Wer will mich da narren?"

Die Frau heuchelte Gleichgültigkeit. „Mit wem sprechen Sie, Herr Kammergerichtsrat?" fragte sie ruhig.

Der Dichter starrte noch immer die Erscheinung an. „Sehen Sie denn nicht meinen Doppelgänger?" stieß er erregt hervor.

Die Frau lächelte. „Sie scherzen, mein Freund, ich sehe nichts als die letzten Sonnenstrahlen auf dem Rasen!"

Hoffmann zitterte. Sein Gesicht verfärbte sich. „Und er ist doch da! — Niemals werden Sie mich hier wiedersehen; denn ich möchte nicht noch einmal meinem Doppelgänger begegnen!" Damit stürzte er davon und ward nicht mehr bei der jungen Frau gesehen.

Seinem Freunde, der ihm später die Wahrheit enthüllte, hat der Dichter diesen Streich nicht nachgetragen. Stets aber hat er es vermieden, davon zu sprechen, wie ihn die Kunst seines Freundes von einem Liebeswahn geheilt hatte.

Liebe und Chemie

Eine Kurzgeschichte von Alfred Baresel

Chemie hatten wir mit den Mädchen zusammen. Manche fanden den Chemieunterricht langweilig und benutzten die Gemeinschaftsstunde dazu, an die Mädchen Briefe zu schreiben. Natürlich keine gewöhnlichen, das wäre zu gewagt gewesen. Sondern Briefe mit Geheimtinte, da es nun einmal in der Chemiestunde geschah. Alle Jungens wußten das: man löst etwas Salz in Wasser auf und schreibt mit einer gewöhnlichen, noch unbenutzten Stahlfeder. Man sieht dann garnichts auf dem Papier. Wenn es aber die Mädchen daheim über dem Lampenwinder — die gab es damals noch — träumten, so leuchtete die Geheimschrift mit einem Male deutlich auf. Eine herrliche Sache.

Alle Jungens wußten das; Herr Professor Holtermann wußte es offenbar nicht. Mit Spielereien befaßte er sich natürlich nicht. Nun hing es aber kurz vor Ostern bei Peter Burmer an einem Fädchen, daß er nach Unterprima versetzt würde. Eigentlich konnte ihn nur noch eine anständige Note in Chemie retten, alle anderen Zensuren waren schon verdorben.

„Was wissen Sie vom Chlornatrium?" fragte Herr Professor Holtermann. Peter Burmer wußte nichts. Da flüsterte jemand hinter ihm hilfsbereit: „Kochsalz!" Peters Gesicht leuchtete auf. Einen Augenblick zögerte er zwar noch, ob er das Geheimnis, auf dem die verbotene Korrespondenz der ganzen Klasse beruhte, preisgeben solle . . . Ach was, die Versetzung nach Unterprima war wichtiger. Er begann also die Herstellung der Geheimtinte zu erläutern. „Verräter!" zischelte es hinter ihm von mehreren Bänken zugleich. Peter Burmer ließ sich nicht beirren.

„Unsinn", sagte Herr Professor Holtermann nur. Von solchen Eigenschaften des Chlornatriums hatte er noch nie etwas gehört. Aber Peter erbot sich, den Experimentalbeweis anzutreten. Schön. Er mußte vorkommen, eine Messe Salz, eine unbenutzte Feder, Wasser und ein Bunsenbrenner wurden ihm zur Verfügung gestellt. Das Experiment glückte. Herr Professor Holtermann empfand etwas wie Rührung über so viel Forschendrang und häuslichen Fleiß, der außerhalb der Schulstunden zu eigenen kleinen Entdeckungen geführt hatte. Peter Burmer bekam eine glatte Eins in Chemie, das war damals die beste verfügbare Zensur.

Dies alles hatte sich abgespielt, während ich selbst beim Zahnarzt saß, denn mein linker Backenzahn war nicht in Ordnung, ich mußte die Schule versäumen, erfuhr nichts von der Eins des Peter Burmer, Man vergaß es mir mitzuteilen. In der nächsten Chemiestunde fing Herr Professor Holtermann einen unschuldig aussehenden Zettel zwischen den Bänken auf, er trug ihn eigenhändig zum Bunsenbrenner . . . Und er las, erbleichend: „Herzallerliebste Elise . . ."

Mit der Eins von Peter Burmer wurde es nun nichts mehr. Es tat mir leid um Peter; und auch um Elise. Denn dieser Mädchenname kam nur einmal in der Gemeinschaftsklasse vor und gehörte zur reizenden Tochter des Herrn Professor Holtermann.

Dies nebenbei

Zwei Elefanten, die einem Zirkus zugehörten, fanden Gelegenheit zu flüchten und trieben sich in der Nähe von Rothwell, Yorkshire in England, herum. Als sie ein großes Kohlfeld entdeckten, begannen sie dort ein fröhliches Fest zu feiern, das erstens darin bestand, sich den Bauch mit dem frischen grünen Kohl zu füllen, zweitens aber einen kleinen Tanz aufzuführen, so daß das Kohlkopffeld bald so aussah, als wäre es von einem Steinregen zerschmettert worden. Die Taten der beiden Dickhäuter waren nicht ohne Zeugen geblieben, und einer von diesen lief nach Hause und rief den Besitzer des Kohlfeldes, Mr. J. C. Dempsey, an, um ihn von den Gästen auf seinem Felde in Kenntnis zu setzen. Mr. Dempsey, übrigens kein Verwandter des ehemaligen Box-Weltmeisters, war sehr stolz auf sein Kohlfeld. Der Gedanke, daß dieses auf Gnade und Ungnade zwei Elefanten ausgeliefert sei, erfüllte ihn mit Wut. Er ergriff die nächsterreichbare Waffe, einen Pantoffel, und stürzte mit diesem auf das Feld. Nachdem er sie beide mit dieser nicht gerade geeigneten Waffe bearbeitet hatte, trieb er sie aus dem Feld und dann nach dem Zirkus zurück. Dempsey wurde als Held des Tages gefeiert. Er aber meinte bescheiden: Vielleicht kannten die beiden Elefanten bereits den Pantoffel. Es waren vielleicht Pantoffelhelden . . .

*

Die Jagd nach der Riesenschlange, die drei Tage lang London in Atem gehalten hat, ist auf unerwartete und friedliche Weise beendet worden. Die Schlange war entgegen der allgemeinen Behauptung nicht im Hyde Park, sie hat dort auch keinen Hund gebissen, kein Kind erschreckt, keinen Polizisten angegriffen — lauter Dinge, die mit unbedingter Bestimmtheit erzählt wurden. Sondern während der Kaminkehrer ihretwegen den ganzen Schornstein ausräucherte, Polizisten sie im Hyde Park mit Hunden suchten und ängstliche Gemüter sich ihretwegen kaum noch auf die Straße trauten, lag sie ruhig unter dem Ueberzug eines Sofas und schlief. Als ihr Besitzer, Mr. Conan Doyle, nach einem Sechspencestück, das dazwischen geglitten war, zufällig die Hand zwischen die Kissen steckte, faßte er die lang gesuchte Schlange. Trotz einer gewissen Peinlichkeit, weil er behauptet hatte, die ganze Wohnung mit der Gründlichkeit eines Detektivs durchsucht zu haben, freut der Besitzer sich sehr, sein „Lieblingshaustier" wiedergefunden zu haben. Was aber soll man von den Zeugen denken, die feierlich versicherten, die Schlange durch das Gras des Hyde Parks haben gleiten zu sehen, oder der anderen, die sie in der Serpentine, dem kleinen See mitten im Hyde Park, schwimmend gesehen haben wollten? Und schließlich, was würde zu der ganzen Angelegenheit Sherlock Holmes sagen? —

*

Der schiefe Turm von Pisa ist weltberühmt. Aber er ist durchaus nicht der einzige Turm, der erheblich in seinem Aufbau von der Senkrechten abweicht, vielmehr gibt es eine größere Zahl von älteren Gebäuden, die eine merkbare Neigung aufweisen. Der Turm von Pisa ist auch nicht der am stärksten geneigte in der Welt, diese Eigenschaft hat vielmehr ein Turm in England, der allerdings nicht die gleiche Höhe, aber einen viel stärkeren Neigungswinkel aufweist. Während der Turm von Pisa bei einer Höhe von 53,7 Metern 4,65 Meter von der Senkrechten abweicht, zeigt der schiefste Turm der Welt, der von Caerphilly Castle, etwa 14 Kilometer nördlich von Cardiff, schon bei einer Höhe von 22,5 Metern eine Abweichung von 3,5 Metern von der Senkrechten.

*

Die sogenannte Trepanierung des Schädels gehört zu den schwierigsten Eingriffen der Chirurgie. Um so verwunderlicher ist, daß man aus Bodenfunden feststellen konnte: schon unsere Ahnen in ferner Vorzeit haben die Oeffnung des Schädels zu Heilzwecken gewagt und mit Glück ausgeführt. Die Technik war nicht überall die gleiche. Wie der Leipziger Professor Dr. Walter von Brunn in Novemberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften auf Grund genauer Schädeluntersuchungen festgestellt hat, war am verbreitetsten die Methode des Schabens mit einem scharfen Messer aus Feuerstein oder aus dem vulkanischen Obsidian oder aber mit dem gasharten, messerscharfen Bruchrand einer großen Muschel, wie es heute noch die Südseeinsulaner zu machen pflegen. Bei den Inka und teilweise heute noch bei nordafrikanischen Völkern zieht man es vor, mit dem Drillbohrer einzelne Löcher nebeneinander anzulegen und die schmalen Knochenbrücken dazwischen etwa mit einem starken Messer, das mit einem Hammer geschlagen wird, zu beseitigen. Andere Völker scheinen durch Brennen oder Aetzen ein Stück des Schädelknochens zum Absterben und zur Abstoßung gebracht zu haben. Ob man die Patienten dabei betäubt hat, steht nicht fest; vielleicht hat man durch großen Alkoholgenuß oder mit Hilfe anderer narkotischer Mittel, wie sie seit vielen Jahrhunderten den Völkern bekannt sind (Opium, Haschisch, Alraune, Tollkirsche usw.) den Kranken das Ertragen dieses Eingriffs erleichtert. Die Methode des Schabens, die gerade bei den europäischen Völkern durchweg angewandt worden zu sein scheint, ist zweckmäßiger, als der Laie denken möchte; man hat festgestellt, daß man z. B. bei Kinderkörben mit diesem Verfahren in wenigen Minuten zum Ziel kommt.

Jo.-Jo.

In Karinhall fand die Taufe Edda Görings statt

Der Führer mit Edda Göring und Frau Emmy Göring, der Gattin des Generalfeldmarschalls. (Zander-M.)

Mandschukuos Gesandter traf in Berlin ein

Der neue Gesandte von Mandschukuo, Lü-Y-Wen (Mitte) traf auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin ein, wo er vom Stellvertretenden Chef des Protokolls, Legationsrat von Halen (rechts) und dem japanischen Botschafter Oshima (links) begrüßt wurde.

Der Kriegszustand im Memelland aufgehoben

25 000 Memeldeutsche veranstalteten am 1. Nov. 38 im Memeler Stadion eine große Freudenfeier aus Anlaß der Aufhebung des 12jährigen Kriegszustandes. Unser Bild zeigt den Fackelzug in den Straßen Memels. (Scherl Bilderd., Zander-Multiplex-K.)

Englische Luftflotte will den Langstreckenrekord brechen

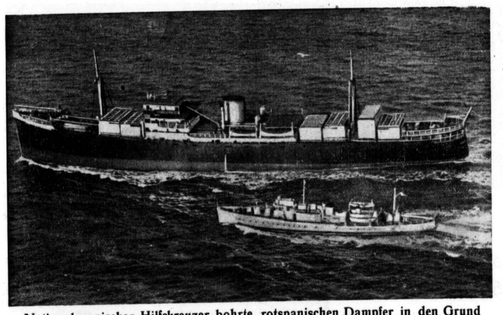
Am 5. November starteten drei englische Flugzeuge von Ismailia (Aegypten), um einen Non-Stopflug nach Australien durchzuführen. Der Flug ist geglückt.

Horthy an der Spitze seiner Armee in Komaron

In Begleitung von Ministerpräsident v. Imredy und Außenminister Kanya nahm Reichsverweser v. Horthy persönlich am Einmarsch der Truppen über die große Donaubrücke bei Komaron teil. Ueberall wurden die ungarischen Truppen begeistert empfangen. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K., 3)

Rudolf Heß am Grabe von Hans Knirsch

Am Grabe des nationalsozialistischen Kämpfers Hans Knirsch in Dux legte Reichsminister Rudolf Heß einen Kranz nieder.



Nationalspanischer Hilfskreuzer bohrte rotspanischen Dampfer in den Grund

An der englischen Küste wurde außerhalb der Dreimeilenzone der 5 000 Tonnen große rotspanische Handelsdampfer „Cantabria" von dem nationalspanischen Hilfskreuzer „Nadir", der dort patrouillierte, versenkt. Unser Bild zeigt die „Cantabria". (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Von der erfolgreichen nationalen Großoffensive am Ebrobogen

Die nationalspanischen Truppen haben in diesen Tagen völlig unerwartet eine neue Großoffensive an der Ebrofront begonnen. Es handelt sich hier um die bedeutendste Schlacht, die sich in diesem Kriege bisher abgespielt hat. Neben reichhaltiger Kriegsbeute wurden auch mehrere tausend Gefangene gemacht. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

Die erste Aufnahme von der Landung der Japaner in der Bias-Bucht

Wie bekannt, landeten die Japaner am 12. Oktober überraschend große Truppenmassen in der Bias-Bucht, überrannten die chinesischen Befestigungsanlagen und konnten in wenigen Tagen die südchinesische Hauptstadt Kanton einnehmen. Hierdurch wurde die Waffenzufuhr aus dem Ausland, die über Hongkong durchgeführt wurde, für die chinesische Armee gesperrt. (Weltbild, Zander-M.-K.)

Größtes Brandunglück in Norwegen seit 100 Jahren

Bei einem Atelierfest in Oslo entstand aus unbekannter Ursache ein Brand, dem sämtliche Gäste — 30 an der Zahl — zum Opfer fielen, da eine nach innen gehende Tür den Ausgang versperrte. — Das Gebäude mit dem völlig ausgebrannten obersten Stockwerk, in dem sich das Atelier befand. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Meine Erinnerungen an Hindenburg

Von Sven Hedin

„Fünfzig Jahre Deutschland" — unter diesem Titel veröffentlicht der berühmteste Forschungsreisende unserer Zeit und treue Freund Deutschlands sein neues Buch, das soeben wie seine zahlreichen anderen deutschen Bücher bei Brockhaus in Leipzig erschienen ist. „Ich habe," so schreibt Sven Hedin darin, „den Aufstieg zu schwindelnd hoher Machtstellung beobachten können, von der das Reich nur gestürzt werden konnte, nachdem 6 Großmächte und 23 kleinere Staaten alle ihre Machtmittel zu seinem Untergang vereinigt hatten und nachdem die zersetzenden Elemente im eigenen Volk den der Übermacht weichenden Legionen in den Rücken fielen. Ich habe gesehen, wie dies so hart geprüfte, unter fremdem Joch geknechtete Volk dennoch nicht unterging, und wie es sich um seinen Führer scharte, als die Stunde der Befreiung und Genugtuung schlug, um dann wieder nach wenigen Jahren zu einer Machtstellung emporzusteigen, die die Achtung der ganzen Welt erweckt." Auf diesem weltgeschichtlichen Hintergrund gibt Sven Hedin seine ihm selbst „kostbaren und unvergeßlichen" Erinnerungen an deutsche Männer aus einem halben Jahrhundert, und es ist eine erstaunliche Reihe von Größen der Kunst und Wissenschaft, der Politik und Wirtschaft, mit denen er im Laufe der Jahre zusammen gekommen ist, es fehlt kaum einer der Namen, die in der deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte genannt wurden. Wir geb.n als Probe seiner spannenden Schilderung seine Erinnerungen an Hindenburg, den er zum ersten Mal am 1. März 1915 in seinem Hauptquartier in Lötzen besuchte.

Die Schriftleitung.

Erste Begegnung mit dem Feldherrn

Niemals werde ich diesen Tag vergessen. Der Stab, Staatssekretär des Reichskolonialamts Solf, Graf Metternich und ich warteten in einem Vorzimmer. Rubige, schwere Schritte ertönten, und Hindenburg trat ein. Er begrüßte die Gäste, machte dem Stab eine leichte

Sven Hedin,
der große Forscher und Freund Deutschlands
Archiv „Der 7. Tag"

Verbeugung und bat uns in das Speisezimmer.

Vom ersten Augenblick an machte Hindenburg einen gewaltigen und achtunggebietenden Eindruck. Er war von stattlichem Wuchs, wuchtig und kräftig gebaut und wirkte wie ein echter Germane aus dem Teutoburger Wald, der gewohnt ist zu roden, zu bauen, Widerstände zu brechen und mit eiserner Stärke die Legionen des römischen Kaisers niederzuschlagen. Sein Kopf war fast viereckig, er hatte eine hohe Stirn, graues, aufrecht stehendes, kurzgeschnittenes Haar, graublaue Augen mit ruhigem und ernstem Blick, eine kräftige Nase, bestimmten Ausdruck um den Mund und einen Knebelbart.

Das Gefühl der Spannung, das man vielleicht vor der Begegnung mit dem Träger eines unsterblichen Namens empfunden haben mochte, verschwand spurlos schon nach einer kurzen Unterhaltung. Hindenburg war weder lebhaft noch impulsiv in seiner Rede. Das Gespräch floß langsam, die Fragen wurden klar und bestimmt gestellt und erforderten eine deutliche Antwort. Er schien keine Nerven zu haben, war stets gleichmäßig und unerschütterlich ruhig; seine Stimmung wechselte nicht, sie war immer beherrscht, und auch in den schwierigsten Lagen hat ihn niemand unruhig gesehen . . .

Einmal fuhr ich in Begleitung eines deutschen Offiziers im Auto an die Front. Dabei kamen wir durch eine Zone, in der Totenstille herrschte; das ganze Land war mit Schnee bedeckt. Ein Kilometer vor uns lag ein Waldstück schneebeladener Tannen. Gerade da stießen wir auf eine Kavalleriepatrouille und hielten an, um uns Aufklärungen geben zu lassen.

Der Anführer sagte:

„Da vorn im Wald liegen Russen. Es ist höchste Zeit, daß Sie umkehren!"

Wir wendeten. Aus einer Scheune am Wege kamen zwei russische Soldaten mit erhobenen Armen auf uns zu gestürzt. Als wir hielten, baten sie, sich ergeben zu dürfen.

„Wo habt ihr eure Gewehre?" fragte ich.

„Die haben wir in der Scheune gelassen."

„Holt sie!"

Es war ja nicht anzunehmen, daß die Scheune voller Russen steckte. Denn einen Hinterhalt hätte man nicht dadurch verraten, daß man zwei Unbewaffnete vorschickte. Sie holten die Gewehre, durften auf die Trittbretter steigen und wurden nach Lötzen gebracht.

Ich erzählte Hindenburg das Erlebnis. Mit seinem gewohnten Ernst und ohne eine Miene zu verziehen, sagte er:

„Sie haben russische Soldaten gefangen genommen. Das bedeutet ja Krieg zwischen Schweden und Rußland."

Hindenburg lachte überhaupt nie. Fand er eine Geschichte lustig, ließ er höchstens ein zufriedenes Knurren oder Brummen hören, während sein Gesicht unverändert wie aus Bronze gegossen blieb.

Wenn wir abends beim Bier saßen, konnte der Sieger von Tannenberg unvermutet äußern:

„Aber jetzt haben wir so viel von diesem Krieg gesprochen, jetzt müssen Sie uns etwas von Ihren Reisen in Asien erzählen."

Und mitten im deutschen Hauptquartier führte ich dann den Oberbefehlshaber, Ludendorff und die andern Herren des Stabes durch die Wüste Taklamakan, nach Lou-lan, an den Lopnor und über die eisigen Pässe des Transhimalaja. Mit Klarheit und weitausschauendem Blick stellte dann Hindenburg viele Fragen über Asiens Zukunft, besonders über Japan, China und Indien. Er hörte gern über meine Eindrücke vom Zaren und Kuropatkin, Kaiser Mutsohito, Admiral Togo und General Nogi, von Kitchener, Curzon, Minto und vielen andern.

Eines Abends kamen wir darauf, wie sich die Welt wohl nach dem Kriege ausnehmen würde; ich sprach die Hoffnung aus, daß ich ungestört von der Unruhe der Welt meine Forschungen in Asien wieder aufnehmen würde.

„Wissen Sie, was ich nach dem Einzug durchs Brandenburger Tor machen werde?" fragte Hindenburg.

„Nein, aber ich hoffe, einen guten Platz Unter den Linden zu erhalten, wenn die siegreichen Truppen vorbeiziehen."

„Das verspreche ich Ihnen. Sie sollen ein ganzes Fenster bekommen. Aber dann, wenn aller Staat und Pomp vorbei ist, wird mich nichts auf der ganzen Welt mehr freuen, als mich ins Privatleben, in mein Heim in Hannover, zurückzuziehen. Da werde ich mir die Pfeife anstecken, mich in einen bequemen Lehnstuhl setzen und ein spannendes Buch lesen."

Das war Anfang März 1915. Wie ganz anders gestalteten sich die letzten 20 Jahre seiner märchenhaft wunderbaren Laufbahn! Aber Hindenburg blieb unentwegt derselbe, der er war. In allen Stürmen der Zeit zeigte er dieselbe Entschlossenheit, die gleiche Selbstbeherrschung und Treue . . .

Festzug für den Sieger von Tannenberg

Am 28. August 1915 war ich zum zweitenmal in Lötzen, als der erste Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg gefeiert wurde. Nach dem Abendbrot saßen wir wie gewöhnlich um den großen Tisch beim Bier, als ein Offizier meldete, daß der angesagte Fackelzug sich nähere. Hindenburg erhob sich. Und Ludendorff und wir andern gingen mit ihm auf den Bürgersteig hinaus. Festlich brauste der Parademarsch vorüber, und der Fackelschein erhellte die ganze Straße. Vor dem Sieger von Tannenberg stellte sich ein Halbkreis lodernder Fackeln auf. Breitbeinig und sicher stand er da, den grauen Mantel offen, die Hände auf dem Rücken. Ueber seine ehernen Züge spielte das rote Licht der Fackeln wie der Widerschein einer brennenden Stadt auf dem Bronzebild eines Imperators.

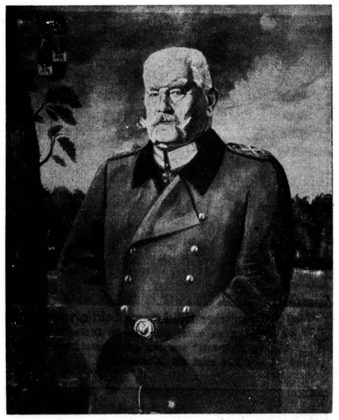
Als der Gesang und die Huldigungsworte verklungen waren, trat Hindenburg vor und sagte einige Worte zu Ostpreußens Jugend. Er sprach von dem großen Krieg, den Deutschland nicht gewollt habe, der die ganze Welt in Trümmer lege und Ströme edelsten Blutes fordere. Sein Herr, der Kaiser, habe ihn zum Wachtdienst an die nordöstliche Grenze des Reiches berufen, und dank der Tüchtigkeit seiner Offiziere und der glänzenden Tapferkeit seiner Soldaten sowie vor allem durch Gottes Hilfe sei es ihm gelückt, den Auftrag auszuführen.

Dann zog die Jugend, Deutschlands Zukunft und Hoffnung, singend und mit lodernden Fackeln weiter. Ueber Hindenburgs Gesichtszüge breitete sich ein Ausdruck von Stolz und Zuversicht.

Während der folgenden Jahre kam ich mit Hindenburg im Großen Hauptquartier in Pleß und auch an der Westfront zusammen.

Mit Hindenburg zu Tisch

Am 20. September 1926 war ich in Berlin; da Hindenburg mich gebeten hatte, nie durch Berlin zu fahren, ohne ihn aufzusuchen, ging ich wieder zu ihm. Im Vorzimmer empfing mich mein alter Freund, der jetzige Reichsminister Dr. Meißner, und führte mich sogleich in das Arbeitszimmer des Reichspräsidenten. Wir



Generalfeldmarschall
Hindenburg
Nach einem Gemälde von Schmidt-Frankenberg, Heiligenstadt

kamen in einen mittelgroßen Raum, am Fenster ganz links stand der Schreibtisch, von dem sich Hindenburg groß und mächtig erhob. Er reichte mir seine weiche und kräftige Hand.

Wir unterhielten uns ungefähr eine Viertelstunde über asiatische Fragen, und zum Schluß sagte er:

„Dies ist alles zu interessant. Ich möchte viel mehr davon hören. Kommen Sie doch um 1 Uhr zurück und essen Sie bei mir."

Zur festgesetzten Zeit fand ich mich wieder ein. Im Salon traf ich meinen lieben Freund, Hindenburgs Schwiegersohn, Joachim von Brockhusen, Landrat von Kolberg und Herr auf Groß-Rustin in Pommern, in dessen Gesellschaft ich so manches spannende Abenteuer während des Krieges an der Ostfront erlebt hatte. Er und ich waren die einzigen Mittagsgäste. Wir waren also nur drei Mann hoch bei Tisch und konnten ungezwungen von allem sprechen, von Asien und der europäischen Politik. Hindenburg war der Königin von Schweden sehr zugetan und erkundigte sich stets nach ihr, wenn wir zusammen waren. Das tat er auch diesmal, und wie gewöhnlich formte er seinen Gruß an die Königin in altväterlich ritterlichem Stil:

„Bitte, legen Sie Ihrer Majestät meine tiefen, verehrungsvollen Grüße zu Füßen."

Er hatte die Königin schon als junge Prinzessin gekannt; als er in Karlsruhe Divisionär war, war er oft mit ihr zusammengekommen.

Das Essen war einfach und bestand nur aus zwei Gerichten. Aber es wurde Sekt gereicht; die Gläser waren übermäßig groß und wurden bis zum Rand gefüllt. Hindenburg hob mit sicherer Hand sein Glas:

„Nun, Herr Doktor, wollen wir einen Schluck auf Ihr ganz besonderes Wohl trinken!"

Damit leerte er sein Glas in einem Zug.

Gut, dachte ich bei mir, hier gilt es meine Ehre und mein Wohl, auf das er getrunken hat, ich darf ihn nicht enttäuschen. Und obwohl ich so kräftige Züge nicht gewohnt war, kam ich doch gleichzeitig mit Hindenburg auf dem Grund meines Glases an. Das ging noch an, aber ehe ich mich dessen versah, war das Glas wieder bis zum Rand gefüllt.

Brockhusen, ein ganz prächtiger und überaus vielseitiger Mensch — munter und geistreich, Dichter, Schriftsteller, Sänger und Landrat —, erzählte Anekdoten und Witze, und wir verlebten äußerst angeregte Stunden zusammen. Erinnerungen an denkwürdige Ereignisse von vor vierzehn Jahren wurden aufgefrischt. Nach dem Essen gingen wir in ein kleineres Zimmer, sanken dort in bequeme Sessel und unterhielten uns weiter. Kaffee und Zigaretten wurden gebracht; aber als der Diener mit Kognak kam, machten Brockhusen und ich eine abwehrende Handbewegung. Hindenburg dagegen nahm seinen Kognak und sagte:

„Die Jugend taugt heutzutage gar nichts. Da muß ich wohl allein trinken."

Für seine kräftige Natur bedeuteten einige Glas nicht viel. Sie hatten nicht den geringsten Einfluß auf seine Stimmung. Ganz verstohlen hatte ich inzwischen auf meine Uhr geschaut, und Punkt halb drei Uhr erhob ich mich, um mich zu verabschieden.

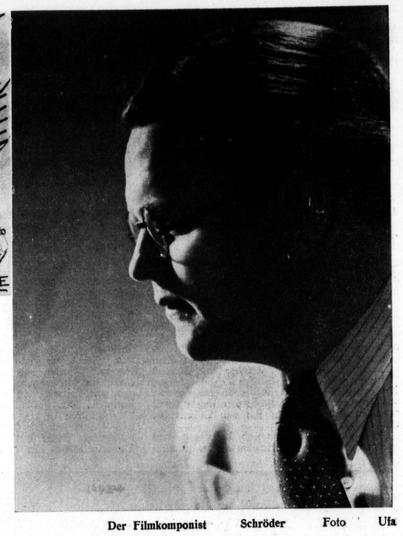
„Nun, weshalb diese Eile?" fragte er.

„Aus Lötzen erinnere ich mich sehr gut, Herr Reichspräsident, daß Sie während des Feldzuges immer Punkt halb drei Uhr Ihren Mittagsschlaf zu halten pflegten."

Er ließ ein kurzes, tiefes Lachen hören, und über seine Züge flog ein kaum merkbares Lächeln.

„Oh, haben Sie das nicht vergessen! Ja, ich habe genau dieselben Gewohnheiten im Frieden. Es ist wirklich schon so weit. Nun gut, da muß ich mich hinlegen. Morgen fahre ich nach Innsbruck, um im Gebirge Gemsen zu schießen. Leben Sie wohl, lieber Doktor, und auf baldiges Wiedersehen!"

Diesen Schröder den schätzt jeder



Der Filmkomponist Schröder Foto Ufa

Mit Vornamen heißt er Friedrich und er ist ein Prachtkerl von Musikus. — Unter den Filmkomponisten der Gegenwart steht er in der ersten Reihe

Sonderbericht für den „7. Tag" von unserm nach Berlin entsandten Kunstschriftleiter

Schröder? Friedrich Schröder? Wir wollen unseren Lesern gleich auf die Sprünge helfen. Dieser Friedrich Schröder komponierte das so überaus bekannt gewordene Walzerlied „Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein".

Also mit einem Musikus haben wir es zu tun und zwar mit einem Komponisten, der so voll von Ideen ist und so mit guten Melodien gesegnet, daß er bei der großen Energie und dem unermüdlichen Fleiß, mit dem er jagaus-tagein an der Arbeit ist, sich noch weitmehr durchsetzen wird, als ihm dies in den letzten Jahren gelungen ist.

Wir hatten Gelegenheit, mit diesem Mann der Notenfeder in Berlin mehr als ein Wörtchen zu wechseln. Es zeigte sich dabei, daß der Künstler, so ernst er auch auf unserem Bilde dreinschauen mag, ein überaus lustiger, lebensfreudiger und zu Kapriolen aller Art aufgelegter Mensch ist. Kunststück! Schröder verbrachte den größten Teil seiner Jugend in Stuttgart, so daß daher der eine oder andere Schwabenstreich geradezu sein gutes Vorrecht ist. In Stuttgart ging er auch zur Schule. (Latein mangelhaft, Zeichnen und Fußballspielen sehr gut.) So hat es den Anschein, daß die hohe Wissenschaft den anfangs etwas bockigen, aber dann sehr aufgeweckten und fidelen Knaben nur wenig oder sagen wir bescheidener, nur in dem üblichen Sinne interessierte. Die Fiedel hatte es ihm nämlich angetan. Und so strich er denn tapfer darauflos. Ein besonderes Vergnügen war es dabei für den Violinisten Friedrich, es im Duett mit seinem Bruder aufzunehmen. Da aber dieser fünf Jahre älter war, ging er naturgemäß aus diesem edlen Wettstreit der Töne auch als der Stärkere hervor. Friedrich hingegen wußte sich im Vollgefühl seiner Virtuosität nicht anders durchzusetzen, als eine Kissenschlacht (ein derartiges Getummel hat im Schröderschen Haushalt eine gewisse Berühmtheit erlangt) vom Zaun zu brechen. Ob der so ehrgeizige junge Geiger auch bei dieser Gelegenheit Federn hat lassen müssen, verschweigt er.

Unterdessen rollte Jahr auf Jahr ins Stuttgarter Ländchen. Und eines Tages war das Abitur da. Schröder bestand und gab seiner Freude über dieses zwar erhoffte, aber anfangs doch nicht ganz sichere Ergebnis dadurch deutlichen Ausdruck, daß er mit den Musikern ein Freundschaftsabkommen schloß und auf Knall und Fall für die Abschlußfeier eine Ouvertüre komponierte. Eine Ouvertüre für alle Schüler, die überhaupt ein Instrument handhaben konnten. Auch der gemischte Chor fehlte nicht, wobei er sich, wie Schröder uns trefflich mitteilte, das „Gemischte" für die Knaben und das „Tiefe" für die Lehrer dachte. Aber wie die Komposition auch gelungen haben mag, sie hatte einen Bombenerfolg, stärkte mit Recht das Persönlichkeitsgefühl des Komponisten und, das aber ist das Wichtigste, überzeugte den Vater Schröder endgültig davon, daß dieser sein Sohn das Zeug dazu in sich trage, der ach so geplagten Menschheit keck ein Liedel zu pfeifen. Der Papa lieh daher dem Schicksal seinen Lauf und Friedrich nahm Kurs auf Münster in Westfalen, allwo er sich als Musikwissenschaftler in die Listen der Universität eintrug und auf der Musikhochschule sein Wissen in Theorie und Praxis, sofern dazu die westfälischen „Körner" Zeit ließen, nach Kräften vervollkommnete. Bald hatte man spitz, was in diesem Musikus steckte. Er volontierte am Münsterschen Stadttheater und hatte dort reichlich Gelegenheit, sich mit der Welt der Instrumente bekannt zu machen. Aber so sehr ihm Münster ans Herz gewachsen war, länger hielt er es doch nicht aus. Zum Bahnhof stürmen, eine Fahrkarte lösen und nach Berlin fahren, das war so ziemlich eins.

Wie man sich das leicht vorstellen kann, hatte Schröder es in der Reichshauptstadt zunächst nicht leicht. Konzertpianist wollte er werden. Und zwar kein mittelmäßiger, sondern einer, der das Rennen machen würde! Wenn auch anfangs die Aktien günstig standen, wofür mehrere Konzertkritiken in Berliner Blättern einhellig Zeugnis ablegen, so war dennoch das Schlamassel deshalb nicht abzuwenden, weil das Geld (auch „Marie oder Moos" genannt), die soeben begonnene vielversprechende Laufbahn insofern zu nichte machte, als Schröder sich vor einer grenzenlosen Pleite sah. Den Mut sinken lassen? Die Flinte ins Korn werfen? Dazu müßte dieser Mann nicht Friedrich Schröder heißen! Dazu ihm der Zufall in Form einer Bekanntschaft mit Kapellmeister Werner Schmidt-Boelcke, der damals am Berliner Metropoltheater den Taktstock schwang, entgegenkam, war nur ein schöner Lehn für die Ausdauer und den zähen Willen Schröders. Und so wurde er denn zweiter Kapellmeister und Instrumentator an dem genannten Hause.

Eine Komposition von Schröder spielen sie noch mal so gern (Foto: Scherl)

Lilian Harvey sang erstmals das Walzerlied „Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein!" (Foto: Ufa)

Inzwischen aber hatte er sich aus der Menge der Berlinerinnen, wie er sagt, „seine Frau herausgepickt". Auch sie hat tapfer durchgehalten und lächelt heute über jene traurigen Zeiten, in denen sie mit ihrem Mann, ihrem Kind, sich selbst und 98 Wanzen irgendwo Wohnung bezogen hatten. (Also zu 96 insgesamt.) Dann aber kam die große Wende. Und langsam aber sicher wurden jene Tage Vergangenheit, in denen der junge Musiker für 30 Pf. Noten abschrieb und ähnlichen, wenig erfreulichen Beschäftigungen obliegen mußte, um sein Dasein zu fristen. Schröder lernte nämlich durch den immer so rührigen Meisel-Verlag keinen geringeren als Peter Kreuder kennen, der unterdessen seinen stolzen Höhenflug begonnen hatte. Und diesem Peter Kreuder („Sag beim Abschied leise Servus", „Komm spiel mit mir Blindekuh") hat es unser Friedrich zu verdanken, daß er noch viel, viel dazulernte. Soviel, daß er zusammen mit eben diesem Freunde sich an die Komposition und Bearbeitung mehrerer Großfilme heranmachen konnte. „Mazurka", „Allotria", „Glückskinder", u. a. m. sind die Früchte dieser gemeinsamen Tätigkeit. Für die menschliche Qualität des Komponisten Schröders vollends spricht es, daß er diesen Peter Kreuder auch heute noch musikalisch und auch rein persönlich hoch einschätzt.

Inzwischen hatte man nämlich Schröder dazu ausersehen, als Alleinverantwortlicher Filmmusik zu Papier zu bringen. Wir nennen u. a. „Weiße Sklaven", „Kleiner Mann ganz groß", „Fortsetzung folgt" und vor allen Dingen die „Sieben Ohrfeigen", also jenen Film, indem Lilian Harvey das Walzerlied „Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein" aus der Taufe hob.

Das also ist Friedrich Schröder! Und nun kennst selbst du ihn, der du noch nicht nach einer seiner Weisen getanzt hast. Paß auf, in diesen Tagen macht gerade wieder ein langsamer Walzer die Reise durch die Lande. Es ist dies die Komposition „Es steht ein Stern in hoher Nacht"; und dann noch eins; wer in Kürze Gelegenheit hat, den Film „Mann für Mann" zu sehen, der wird sich daran erinnern, wie dieser Friedrich Schröder, der auf der Leinwand als Komponist angegeben wird, seinen Bog machte. — Der Komponist trug uns beim Abschied viele Grüße an die Leser des „7. Tages" auf. Und auch Sust, die Tochter des Hauses, machte einen allerliebsten Knicks und meinte es ebenso.

Dr. Gustav Rötger.

Beschwingte Musik — im Tanz gestaltet (Foto: Ufa)

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

Ein Freudenfest im Araberdorf

Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterling, Emden

2. Fortsetzung

Tanzende Araberinnen

Freudig schlägt das Seemannsherz bei dem Anblick des Meeres; das ist sein Element! Aber Schritt vor Schritt mühselig durch Land waten — nein, das ist nicht seine Sache.

Wir befinden uns auf dem Marsche. Wir reiten bei Nacht, denn am Tag zu reisen ist undenkbar. Mitten in der Wüste machen wir Rast. Kein Dach, kein Strauch, der uns schützt, aber sonderbar, hier mitten in der Wüste liegen, wie von einer ungeheuren Hand geschleudert, einige haushohe Felsbrocken. Welches Naturereignis mag sie hierher gebracht haben. Im ersten Dämmerschein bieten wir sie für das Araberdorf Hatschile, das wir in der Nacht erreichen wollten, wenn sich der Dolmetscher nicht geirrt hätte.

Nachdem wir für Essen und Trinken gesorgt hatten, packen wir die Kranken an die geschützten Stellen der Felsen, um dann selbst einen Ruheplatz zu suchen. Bald lagen wir kameradschaftlich nebeneinander und schliefen ermattet ein. So mochten einige Stunden vergangen sein, als wir durch ein Geschrei geweckt wurden. Ein Wüstenwind war aufgekommen und hatte uns mit Flugsand völlig eingeweht. Jemand schreit „Alle Mann auf", den Kranken zur Hilfe, wir sind ja lebendig begraben. Schnell krabbeln wir uns aus dem Sande. Die Tiere, durch den Tumult auch munter geworden, rennen wie wild durcheinander; sie trampeln auf den noch Liegenden herum, Kranke stöhnen. Getretene fluchen und brüllen, schlagen nach den Tieren, kurz, ein fürchterliches Durcheinander. Langsam kommt wieder Ruhe in die kleine Schar, selbst kleine Späße werden gemacht. Nun bleiben alle, bis auf die Kranken, die wir mit dem Rücken hochlegen und bewachen, sitzen. Jetzt gesteht auch der Dolmetscher, daß er sich geirrt habe, wir würden erst in der kommenden Nacht das Dorf erreichen. Hier sollten auch die völlig ermatteten Tiere ausgewechselt werden.

Langsam setzt sich die Karawane in Bewegung. Die Sonne ist im Untergehen, der Horizont ist ein einziges Feuermeer. Ruhig verläuft der Nachtmarsch, nur unterbrochen vom Bellen und Heulen der um uns schweifenden Raubtiere. So graut der Tag. Noch ist die Sonne nicht zu sehen, da taucht in der Dämmerung das erwartete Dorf Hatschile auf. Wir retten mitten durch das Dorf, das noch in tiefem Schlummer liegt. Links und rechts der Gasse stehen ganz primitive Hütten aus Flechtwerk, kein massives Haus, kein Stein, ein armes, elendes Nest. Das Dorf liegt wie ausgestorben, ab und zu das Krähen eines Hundes, sonst nichts. Schußfertig halten wir die Waffen in der Hand. Vor einigen Hütten machen wir halt. Die Kranken und das Gepäck werden von den Tieren genommen und alles in die Hütten gebracht. Müde und matt verkriechen wir uns. Alles, bis auf die Posten liegt in dieiernem Schlafe, die entsicherte Waffe liegt auf dem Leib.

So haben wir einige Stunden geruht, bis wir Besuch erhalten. Erst kommen nackte Wüstenkinder, dann schwer bewaffnete Wüstensöhne. Mißtrauisch mit stahlharten Augen mustern sie uns, wir sind nach ihren Begriffen eben Christenhunde. Mittlerweile ist es Mittag geworden. Einige schlafen, andere sitzen in Gruppen zusammen, immer die Umgebung beobachtend. Selbst den Eingeborenen ist es zu heiß, und sie suchen ihre Hütten auf.

Da hören wir leise, von irgendwoher das Wimmern einer Frauenstimme. Später wird es in kürzeren Abständen lauter, ab und zu tönt eine andere Stimme dazwischen. Wir werden alle munter und raten, was das wohl

Kanton brennt!

Kurz vor der Einnahme Kantons durch die Japaner wurde die Stadt von den Chinesen an verschiedenen Teilen angezündet. So landen die Japaner die Stadt vor.

(Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

das Eingen kommt. Einige Hütten haben vor schon umgangen, wir müssen schon ganz nahe sein, denn wir können schon ganz deutlich einzelne Stimmen unterscheiden. Noch einmal um eine Ecke, noch ein kleines Stück Weg und wir stehen vor der Hütte des Neugeborenen.

Doch eine hohe, dicht aus Strauchwerk geflochtene Wallfadenwand versperrt den Einblick. Vorsichtig drücken wir mit den Händen das Flechtwerk auseinander — und stehen wie Steinbilder. Im Halbkreis sitzen Frauen ohne Schleier, die bronzenen Gesichter matterhellt vom Scheine einer trüben Lampe, singend und das Tamburin schlagend. In der Mitte des Hofes aber zwei junge Araberinnen beim Tanz. Wie Gerten so schlank sind sie. Wir wagen nicht zu atmen, aus Furcht, man könnte uns hören. Wie Schlangen bewegen sie die Arme, machen ein paar Schritte, rollen mit dem Bauch, dem Kopfe, springen auf wie von einer Natter getrocken, um sich wieder wie eine Katze zu ducken, bleiben plötzlich ganz stehen, um dann wieder in Windungen und Drehungen die schlanken Körper zu wiegen — ein phantastischer Anblick! Wie lange schauten wir diesem Tanz schon zu? Wir wußten es nicht, hatten keine Gefühle für die Zeit, wir sahen nur die tanzenden Mädchen. Ihre Bewegungen werden langsamer, der Sing-Sang ruhiger — soll der Tanz zu Ende sein? Nein, jetzt wird es wieder lauter. Wie wild schlagen die sitzenden Frauen das Tamburin, ekstatisch wird das Drehen, Biegen und Wirbeln der Leiber. Jetzt hat der Tanz seinen Höhepunkt erreicht, die ungehemmte Natur dieser Menschen bricht sich Bahn. Wir stehen und staunen, haben vergessen, wo wir sind . . .

Plötzlich werden wir durch ein vielstimmiges, zorniges Aufbrüllen von drohenden Männerstimmen in die Wirklichkeit zurückversetzt. Wie vom Blitz getroffen, fahren wir zusammen — die Musik verstummt — Frauen rennen durcheinander, schreien und schimpfen — und wir — greifen nach den Waffen — und haben keine. Pistolen sind auf uns gerichtet, sichelartige Dolche, die in der Dunkelheit blinken, guden in braunen Fäusten; wir stehen klar zum Sprung. Auge bohrt sich in haßerfülltes Auge — Tollkühnheit in dem einen, Tod und Verderben in dem andern. Wie lange dauerte dieses regiose, kampfbereite Anstarren? Es dünkte uns wie Stunden. Da löst einer den uns Fremden diese furchtbare Spannung, bei deren Entladung wir den Kürzeren gezogen hätten, mit einem durch die Zähne gepreßten „schettischeck urda" (d. h. fort von hier).

Da kommt Bewegung in uns. Langsam, aber scharf die Araber im Auge haltend, gingen wir rückwärts, bereit jeden Angriff von den Gegnern. Nach einigen Minuten bleiben sie unter Drohungen und Verwünschungen stehen; und wir beeilen uns, unsere Hütte zu erreichen. Endlich sind wir angelangt. Der ausdrückliche Befehl lautete: „Niemand verläßt wegen der großen Unsicherheit die Hütte." Bange fragen wir uns: Ist hier wohl alles noch in Ordnung? Oder? Wir wagen den Gedanken nicht auszudenken. Wir packen im Dunkeln den einen und anderen, rufen und schütteln sie — sie schimpfen wegen der Störung. Uns fällt ein Stein vom Herzen.

Bald ist unsere Wache vorüber. Die Ablösung wird geweckt, und wir strecken uns aus. Aber lange können wir keinen Schlaf finden, und noch im Traume sehen wir: tanzende Araberinnen.

Aufstieg in 3600 Meter Höhe

Wir liegen in einem kleinen arabischen Flecken; der Name des Ortes ist mir entfallen. Wie allerwärts hier zu Lande war man seines Lebens nicht sicher. Karawanen sind das Ueberliche. Uns scheint, als wären überhaupt nur Raub und Mord der Lebenszweck der Eingeborenen. Eine Karawane ohne genügende Bedeckung ist hier undenkbar. Fortwährend sind schwer bewaffnete Araber um uns und scheinen uns ganz freundlich gesinnt zu sein. Aber, uns können sie nicht mehr täuschen, wir sind auf der Hut. Schon längst haben wir erkannt: wenn die lachen, dann lacht der Teufel. Drum lassen wir sie nicht aus den Augen. Tag und Nacht, zu jeder Stunde wachsam sein, das ist die Losung. Wir alle wünschen uns weiter. Nur fort von hier. Die „Sehenswürdigkeiten" der Wüste sind uns hinreichend bekannt. Aber wir müssen wieder einmal warten, bis genügend Tragtiere zusammengetrieben sind. Diesmal heißt es, bei der Auswahl der Tiere doppelt sorgsam sein, denn es gilt in den nächsten Tagen ein Aufstieg in ein 3600 Meter hohes, wildzerklüftetes Felsengebirge, das sich hier mitten in der Wüste erhebt. Endlich ist alles zusammen! Drei Tage hat es immerhin gedauert. Hier zu Lande kennt man keine Eile, nur immer „jawasch, jawasch", (d. h. langsam). Oder ob die Araber mit der Verzögerung nicht etwas im Schilde führen?

Nun sind wir fertig zum Abmarsch. Die Tiere machen einen kräftigen Eindruck, sie sind gut genährt. Der Zug setzt sich in Bewegung, und fort geht es aus dem Räubernest. In der Ferne erblicken wir das Gebirge, in drei aufragenden Nachtritten sollten wir es erreichen. Sicher, daß die Araber etwas im Schilde führten! Oefter sahen wir nachts auf kleinen Erhöhungen Gruppen von zwei bis vier Kamelreitern auftauchen und ebenso schnell wieder verschwinden. Die Nacht verging, und es blieb wider Erwarten ruhig. Auch in den beiden nächsten Nächten ereignete sich nichts. Nur die Silhouetten von Kamelreitern sahen wir immer wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Der Besitzer des größten Store in dem Städtchen Lancester (Ontario) hielt darauf, in seinem Laden jeden Artikel zu führen, der nur irgendeinmal verlangt werden konnte. So führte er auch Lippenstifte, obwohl er im Lauf der letzten Jahre von diesem Artikel nur wenige Stücke abgesetzt hatte. Denn die Damen des Städtchens waren hauptsächlich Angehörige von Farmern, die weig Gott was anderes zu tun hatten, als ihre Lippen künstlich rot zu färben. Um so erstaunter war er daher, als plötzlich die Frage nach Lippenstiften ungeheuer anstieg. Er mußte immer wieder neue Sendungen bestellen. Trotzdem konnte er bei der weiblichen Bevölkerung von Lancester keine Folgen dieses Massenlippenstift-Verkaufs entdecken. Der Kaufmann wunderte sich und ging der Sache auf den Grund. Und da entdeckte er folgendes: Seine Lippenstifte waren nicht zu ihrem eigentlichen Zweck benutzt worden, sondern die Farmer gebrauchten sie dazu, ihren Hühnern und Hähnen, die sie auf den Markt brachten, die Kämme schön rot zu färben, so daß sie ein kräftiges und gesundes Aussehen erhielten.

*

In einem Hofe zu Dessau erklangen letzthin frohe Weisen. Ein Gesangverein wollte einem Sangesbruder ein Ständchen bringen. Da plötzlich verstummte der Gesang; fünf Männer waren auf einmal verschwunden, und zwar in einer — Abortgrube, deren Bedeckung die Belastung nicht ausgehalten hatte. Mit Stricken wurden die edlen Sänger aus der zwei Meter tiefen Grube herausgeholt. Mit dem Morgenständchen war es plötzlich vorbei, denn die zur Feier notwendige Hochstimmung war glatt zum Teufel. Kunststück! Fallen Sie mal in den Mist!

*

In einem Dorf der Hochalpen, in Montegnin, leben die beiden Brüder Henri und Gabriel Paulin, Bauern in höherem Alter, die sich des Besitzes von 1500 Goldmünzen zu 10 und 20 Francs erfreuten. Bei ihnen erschienen im letzten Sommer zwei Zigeuner und erzählten ihnen, sie wären durch Zauberei imstande, Gold zu machen. „Gebt uns Goldstücke", erklärten sie den beiden Brüdern, „und wir werden sie Euch verdoppeln". Tatsächlich ließen sich die Beiden bereden, den Zigeunern 50 Goldstücke zu diesem Zweck anzuvertrauen. Einige Tage darauf kehrten die beiden Zigeuner zurück und gaben den Brüdern nicht nur die eigenen 50 Münzen, sondern noch 50 andere, die sie, wie sie sagten, mit ihrem Zaubermittel aus den alten gewonnen hatten. „Gebt uns alles Gold, das Ihr habt", führen die Zigeuner fort, als sie sahen, wie groß der Eindruck ihrer Zauberei auf die beiden Bauern war, „je mehr Geld da ist, umso leichter ist auch das Zaubern." Die Paulin ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern vertrauten den beiden Goldmachern 100 000 Francs in Goldmünzen und außerdem ein Paket Banknoten und Wertpapiere, im Ganzen 350 000 Francs an. Die Zigeuner zogen befriedigt ab, und es braucht kaum noch gesagt zu werden, daß sie das Wiederkommen vergaßen.

Um nicht aller Welt als Tölpel zu erscheinen, sprachen die beiden Betrogenen mit niemand über ihr Erlebnis, so schwer sie auch daran trugen. Als nichts geschah, wurden die beiden Gauner noch verwegener und schickten vor einigen Tagen einen Mitverschworenen zu den Brüdern Paulin, der sich ihnen als Polizist vorstellte und ihnen mitteilte, daß er Kenntnis von dem Betrug erhalten hätte und ihnen das Verlorene wiederbeschaffen könne. Es wäre ein Freundschaftsdienst, der nicht ohne Gefahren wäre, er brauchte für diesen Zweck nur 10 000 Francs. Das schien den Brüdern ein glänzendes Geschäft, sie suchten alles Gold zusammen, das sie noch besaßen, und weitere 9 000 Francs wanderten in die Taschen des dritten Betrügers. Als sie wieder nichts hörten, fiel den beiden Einfältigen die Binde von den Augen. Sie entschlossen sich endlich, die Polizei zu benachrichtigen. Dieser gelang es sehr schnell, den falschen Polizisten zu verhaften, und sie sucht nun nach den beiden Zigeunern, die auf so einfache Weise für sich Gold zu machen verstanden hatten.

*

Ein lustiges Kleinbahnidyll spielte sich auf der Station Rhynern-West ab. Während der Zug dort einen längeren Aufenthalt hatte, kamen zwei Puten vom Hofe der benachbarten Molkerei und beschauten sich neugierig die Eisenbahn. Dabei müssen sie Luft bekommen haben, doch auch einmal mit einem solchen Ding eine Fahrt zu machen. Sie kletterten auf das Dach eines Wagens. In demselben Augenblick gab der Zugführer, der die beiden blinden Passagiere nicht bemerkt hatte, das Signal zur Abfahrt. Der Besitzer der Puten aber war auf seine Ausreißer aufmerksam geworden. Er kam schleunigst herbeigelaufen, jedoch war es zu spät. Die Kleinbahn verschwand bereits aus der Station und mit ihr die Puten auf dem Waggondach. Der Molkereiinhaber befürchtete nun, die schwerfälligen Vögel würden mit der Zeit Angst bekommen und bei dem Versuch, vom fahrenden Zuge wieder hinabzugelangen, verunglücken. Die Puten aber dachten gar nicht daran, auf diese Weise die Fahrt zu unterbrechen. Sie fuhren mit bis zur Endstation, und auch dort zeigten sie nicht die geringste Lust, dem Rufe „Alles aussteigen" zu folgen. Sie wechselten nur das Wagendach und blieben hocken, bis der Zug wieder zurückfuhr zu ihrer Heimatstation. Dort ertönte sie ihn und kehrten aufgeregt gluckernd auf den Geflügelhof zurück.

Xaver Xanten.

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

3. Fortsetzung

Aber Else setzte sich zu ihnen; denn es war noch viel Platz in dem Raum, und es würde lange dauern, ehe alle die blauen Plüschsessel und Sofas gefüllt waren.

Else Strette saß mit den anderen sehr lange. Es kamen auch noch ein paar Bewerberinnen dazu. Aber das machte fast gar nichts mehr aus. Die Aussichten der einzelnen waren auch ohnedies denkbar gering.

Da Else keine Uhr bei sich trug, konnte sie nicht sagen, wie spät es war, als sich eine Dementia, die wohl nach dem Hotel führte, öffnete und eine junge, aufgekleidete Frau einließ.

Beim Anblick der vielen Frauen und Mädchen schlug Marie Tijano einen Augenblick faltungslos die Hände zusammen und sagte: „So viele?" Dann wandte sie sich mit einem gewinnenden Lächeln den einzelnen zu.

Elses Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf. Diese Frau gefiel ihr. Ihre Einfachheit und Schlichtheit hatte eigenen Stil. Und ihr Gesicht hatte ein Lächeln, das gut tat. Aber jetzt zeigte es sich, daß Marie Tijano auch einen Blick hatte, der bis in die tiefsten Tiefen drang. Auch Else erfuhr diesen Blick. Aber erst viel später. Zuerst drangen Marie Tijanos Augen auf jene ein, die ihr zunächst saßen, und sie überschlug keine, denn sie prüfte gerecht. Als sie Else begegnete, stutzte sie und verweilte länger bei ihr.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen!" sagte sie. „Aber die anderen sollen noch warten."

Elses Knie zitterten so stark, daß sie kaum gehen konnte. — Reisen?! Fort von hier . . .!

Eine Tür klappte. Ein neuer Raum tat sich auf, und man war ohne die anderen.

„Bitte, nehmen Sie Platz!" forderte die weiche, dunkle Stimme Marie Tijanos auf. „Wie heißen Sie?"

„Ich heiße Else Strette. Seit heute habe ich eigentlich keine Wohnung mehr. Mit einer Freundin zusammen unterhielt ich ein Schneideratelier; meine Freundin nahm aber eine gut bezahlte Stellung an, ich blieb allein und hatte durch die ungünstige Lage meiner Wohnung bald nichts mehr zu tun. Das heißt: ich hatte zu nähen, aber ich bekam meine Rechnungen nicht bezahlt." Sie atmete zitternd. „Es war eine abscheuliche Zeit."

Während Elses Rede hatte Marie Tijano kein Auge von ihr verwandt, und sie machte sich auch ihre eigenen Vermerke in Gedanken: sehr scheu, durch Sorgen verängstigt, froh, eine Stellung zu bekommen, einfach und nicht neugierig.

„Sie haben keine Eltern und keine Verwandten, die für Sie sorgen könnten?"

„Ich stehe vollkommen allein."

„Und — Sie nähen einwandfrei?"

Else nestelte an ihrer Handtasche herum. „Ich habe hier Diplome und Zeugnisse . . ."

Es schien Marie Tijano merkwürdigerweise zu genügen, was sie sagte.

„Sie könnten heute noch zu mir kommen? Sofort?" fragt sie.

Elses Kehle wurde eng.

„Hierher? — Ins Hotel?"

„Na: Sie würden vorerst hier wohnen und vielleicht schon in kurzer Zeit mit mir abreisen. Wohin, das weiß ich selbst noch nicht. Ich bin Künstlerin, Schauspielerin. Daß ich dazu einen entsprechenden Kleiderschatz brauche, wird Ihnen klar sein. Sie sollen ihn in Ordnung halten und ergänzen. Ich müßte mich da ganz auf Sie verlassen können! Sie erhalten siebzig Mark Lohn bei freier Wohnung und Verpflegung. Sie können das erste Geld empfangen, wenn Sie mit Ihren Sachen bei mir einziehen. — Wollen Sie?"

Marie Tijano empfand sehr wohl die tiefe Glückserschütterung dieses heimatlosen Menschenkindes; sie erwartete keine Antwort, sondern nickte Else nur zu und klopfte ihr auf die Schultern.

„Also holen Sie gleich Ihre Sachen! Sie sind angenommen!"

*

Else Strette verließ den „Mittelsbacher Hof" fast fluchtartig, einmal um den anderen Bewerberinnen nicht mehr zu begegnen, zum andern, weil sie es eilig hatte, ihre neue Stellung anzutreten.

Sie traf Frau Schnüllgen, die zum Markt gegangen war, leider nicht an und überaus froh darüber, die staunende und verständnislose Miese mit einer Flut zusammenhängender und unverständlicher Erklärungen. Aus ihren Koffern nahm sie nur, was sie zum Anziehen brauchte; alles andere überließ sie weiterhin der Schnüllgenschen Obhut. Das einzige, was Miese aus den Reden wirklich verstanden hatte, war dies, daß Else Strette am nächsten Tage schon kommen würde, um ihre rückständige Miete zu bezahlen. Miese ließ Else Strette also mit vielen Glück- und Segenswünschen ziehen und konnte es nicht erwarten, daß Frau Schnüllgen nach Hause kam, um ihr die große Neuigkeit mitzuteilen. —

Frau Schnüllgen wurde denn auch bereits am Eisreingang von Miese überfallen.

„Fräulein Strette ist weg!"

„Wieso weg?" fragte Frau Schnüllgen und hielt Miese Einkaufskorb und Netz hin.

„Sie hat eine pikfeine Stellung angenommen! Sie war ganz aus dem Häuschen!"

„Wo? Bei Wem?"

Fest stockte Miese schon.

„Wo? Ja — — das hat sie wohl gesagt, aber das hab ich wieder vergessen."

„Vergessen!?" erboste sich Frau Schnüllgen. „Da hört man hin! Es ist doch wichtig für uns, daß wir wissen, wo Fräulein Strette steckt."

„Sie war aber so aufgeregt und — — —"

„Aufgeregt?" fragte Frau Schnüllgen argwöhnisch.

„Ja, vor Freude! Ich glaube, sie verdient viel Geld!"

„Wo denn nur?"

„Ich glaube — in einem Hotel. Oder nein: auf Reisen! Mit einer einzelnen Dame! Sie wird gar nicht mehr lange hierbleiben."

„In welchem Hotel?" Frau Schnüllgen keuchte vor Zorn. „Liederliches Ding, kannst du nicht anständig hinhören!? Die Strette steht doch ganz allein. Kann ihr da nicht mal was passieren? Und kein Mensch kümmert sich dann um sie, weil niemand weiß, wo sie steckt!? Ich hab aber die Pflicht, mich ein bißchen um sie zu kümmern. — Du dummes, blödes Ding, du!"

Die Miese heulte in ihre Schürze. Sie hatte so darauf gebrannt, Frau Schnüllgen die aufregende Neuigkeit mitzuteilen, und nun wurde sie für sie eine solche Enttäuschung.

Frau Schnüllgen zürnte: „Nun heul' nicht! Wenn sie morgen kommt, um die Miete zu bezahlen, dann erfahren wir ja was Näheres. — Wenn sie bis dahin nicht schon — verschleppt ist!"

„Frau Schnüllgen . . .!"

„Nun ja, hört man nicht oft so allerhand von jungen, alleinstehenden Dingern? Und Else Strette ist ein nettes, hübsches Ding . . ."

Die arme Miese schluchzte noch heftiger. Else Strette war so ein netter Mensch: ihr letztes Unglück mit dem Stoff und ihre Angst hatte sie mit ihr geteilt. Und nun sollte ihr vielleicht etwas Schlimmes geschehen . . .? Nicht auszudenken war das! —

Die Haustürklingel ging. Miese stürzte zur Tür. Von der Küche her hörte Frau Schnüllgen eine Auseinandersetzung an der Treppe, und sie beschloß, gleich selber nachzusehen. Da stand in seiner ganzen schwarzen Größe der Schornsteinfeger Toni Schrader und verlangte, Fräulein Strette zu sprechen.

„Sie haben mir gerade noch gefehlt!" schnaubte Frau Schnüllgen den Verblüfften an. „Sie sind an der ganzen Sache schuld!"

„Wieso?" verteidigte sich Schrader. „Ich bin ein Mann, der Glück bringt."

„Den Stoff haben Sie verdorben!"

„Ich habe ahnungslos nur meines Amtes gewaltet. — Und nun möchte ich zu Fräulein Strette."

Frau Schnüllgen sagte böse: „Die ist nicht da!"

Aber Schrader nahm sie nicht ernst. Sicherlich war sie ihm gram wegen des Schadens.

„Wann ist Fräulein Strette denn zu treffen?" fragte er sanft.

„Ueberhaupt nicht!"

„Ueberhaupt nicht? — Wie soll ich das verstehen?"

„Sie wohnt nicht mehr hier!"

„Das verstehe ich nicht! Sie kann doch nicht von heute auf morgen ausziehen?!"

„Doch, sie kann! Wenn jemand seine Miete nicht bezahlt, muß er eben ausziehen."

Toni schwoll eine Kornader auf der Stirn.

„Sie haben also das heimatlose Mädchen auf die Straße gesetzt?! Eine nette, gefühlvolle Tat!"

„Was eine gefühlvolle Tat ist, lasse ich mir von Ihnen nicht vorschreiben!"

„Eine Künstlermutter' hat eine so krasse Erwerbsseele!"

Damit traf er etwas Wundes in Frau Schnüllgens Seele, und sie setzte sich zur Wehr:

„Ich muß auch leben!"

„Auf Wiedersehen!" sagte Toni Schrader und schlug die Tür unsanft hinter sich zu. Es stand fest bei ihm, daß man ihm nicht die Wahrheit gesagt hatte. Er aber würde Else Strette schon wiederfinden! Und wenn er zu ihrem „Asteliek" emporklettern sollte. Schließlich — wozu war er Schornsteinfeger, wenn ihm das nicht ein leichtes sein sollte.

Der Briefumschlag mit dem einkassierten Geld knisterte in seiner Tasche. Himmel, das arme Ding! Sie brauchte doch das Geld so notwendig. Wenn diese störrische Alte ihm doch wenigstens verraten hätte, wann sie wieder daheim war. Aber er würde es wohl auch so herausbekommen. — — —

Der Schornsteinfeger Toni Schrader stellte sich einen ganzen Abend lang in die Nähe der Haustür von Mutter Schnüllgen auf. Vielleicht kam Else Strette heraus, vielleicht kehrte sie auch von einem Gang zurück und ging hinein. Es mußte doch möglich sein, ihr zu begegnen, auch wenn man nicht zu ihrer Wohnung hinaufkam. Aber nur Kerzen betraten das Haus und sicherlich deswegen, weil sie dort zu Abend aßen oder ein Zimmer gemietet hatten. In der Masse fielen selbst zwei so seltsame Erscheinungen wie Peterling und sein Mäzen nicht auf, obwohl sie absonderlich genug aussahen; der närrische Maler und der junge Fritz Wandel, der durchaus den Eindruck eines Schwärmers und weltfernen Idealisten machte. Nur Else Strette erschien nicht, und Toni Schrader konnte nicht im entferntesten ahnen, daß es diese beiden Männer waren, die jetzt zur Wohnung des jungen Mädchens emporstiegen und sich dort häuslich einrichteten. Er stand nur da und wartete vergebens. —

— — — — — — — — — —

Am nächsten Tage kamen leider beim Kehren andere Straßenzüge daran, die nicht so sehr in der Nähe von Else Strettes Wohnung waren, daß man einmal vom Dache her einen Besuch hätte machen können. Dienst ist Dienst, und daran gab es nichts zu rütteln! Schließlich konnte man ja auch schreiben, nicht wahr? Es gab eine Post und einen beförderndenden Briefträger. Wenn Schrader bis morgen Else Strette nicht erreicht hatte, wollte er ihr schreiben. Zuerst aber konnte man es doch einmal persönlich versuchen; er wollte sie zu gern wiedersehen. —

Schrader zog das Fell seiner Kappe fester über das helle Haar und ließ den Besen am langen Seil in einen neuen Kaminschlund hinab. Das polterte ordentlich. ‚Na', dachte er, ‚da werden sie unten im Polizeirevier wohl tüchtig fluchen!' Aber da war doch irgend ein Hindernis im Schlot? Entweder stand ein Kaminstein vor, oder ein Ofenrohr war falsch eingesetzt. Schrader stand pfeifend auf zwei Steinen und zog das Besenseil wieder hoch. Er stand auf dem weitaus höchsten Haus der ganzen Umgebung. Prächtig war der Blick in die Runde. Was sich da zu alles tat in der Tiefe! Die Menschen waren klein wie geschäftige Käfer: die Fahrzeuge sahen aus wie willkürlich gelenktes Spielzeug. Drüben schimmerte der Rhein. Die Kastanien hatten so dicke Knospen, daß man jeden Augenblick mit ihrem Platzen rechnen mußte. Die Luft flimmerte in ihrer Bläue.

Aber der Frühling war auch ganz nahe gerückt. Er war nahe im Lied der Vögel, die auf den Kaminen oder auf den höchsten Baumspitzen saßen und jubilierten, in Gestalt der Menschen, die an kümmerlichen Fensterbänken breite, strahlendgrüne Blumenkästen befestigten, Samen in das weiche Erdreich gaben oder aar Pflanzen einsetzten, die schon bald zu blühen versprachen.

Frauen sangen dazu. In langausgegangen, schwingenden Tönen, wie es klingt, wenn man dazwischen Arbeit verrichtet. Ein Mädchen trat nach außen auf das Fensterbrett, um ein Fensteroberlicht von außen zu putzen. Schrader dachte: ‚Ist die so schwindelfrei wie ich?' Und ein gelindes Erschauern ging durch seinen Körper, als er das lange Ding so dastehen sah — vier Stockwerke hoch. Eine kleine Unsicherheit, und der blühende Körper zerschellte iäh auf dem Steinpflaster eines Innenhofs.

Schrader turnte durch ein Dachfenster ins Innere des Hauses zurück. Else Strette stand wieder vor ihm, wie sie sich leichtfingerweise nach rückwärts so weit aus dem Atelierfenster gelehnt hatte, um ihn zu entdecken. Auch sie hatte stürzen können . . . Wo war sie jetzt wohl, und wie ging es ihr? Die Schnüllgen war sicherlich nicht allzu sanft mit ihr umgegangen. Aber Schrader war überzeugt, daß sie dennoch nichts Unmenschliches gesagt hatte: Unter einer rauhen Schale soh bei ihr doch ein unendlich guter Kern. Nur daß sie ihm keine Auskunft gegeben hatte — nein, das war nicht schön gewesen.

In der Volkszeitmache wurde erheblich gearbeitet. Schrader klopfte freundlich an und bat, nach dem Ofenrohr sehen zu dürfen, da sei etwas nicht in Ordnung.

Es zeigte sich, daß auch das Auge des Gesetzes nicht frei von Aberglauben war: man begrüßte den ‚schwarzen Mann' mit einem lauten, freudigen Hallo.

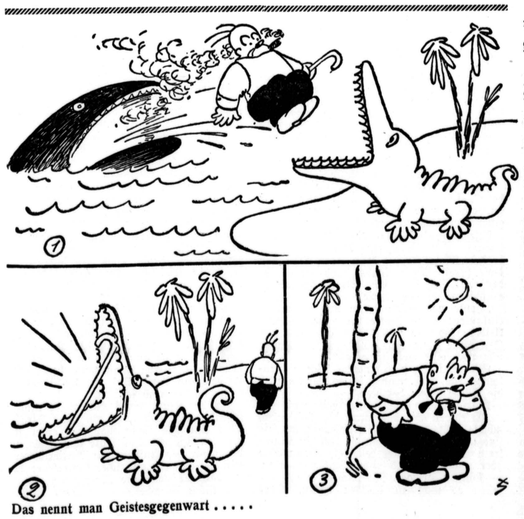
„Na", meinte der Wachtmeister, „wenn es mir heute nicht gelingt, den Falschmünzer zu fassen, dann weiß ich's nicht. Am frühen Morgen schon ein Schornsteinfeger . . .!"

‚Ich hab' schon bald Angst vor dem Glück, das ich verbreite', meinte Toni Schrader tiefsinnig und kletterte auf die Ofenklottform.

„Hören Sie mal, Herr Wachtmeister, Sie müssen aber die Rohre vorschriftsmäßig einsehen!"

„Davon wissen wir nichts. Das hat der Klempner getan. Wofür haben wir denn einen Fachmann?"

„Nun, nun, lachen Sie ihn nur nicht gleich ein", begütigte Toni. Doch fiel ihm plötz-



Das nennt man Geistesgegenwart . . . . .

sich etwas Praktisches ein, und er sagte: „Geben Sie mir dafür lieber eine Auskunft."

Der Wachtmeister, der ihm bei seinem Tun zusah, knurrte: „Wenn es erlaubt ist, gern."

„Das Schnüllgenhaus gehört doch zu ihrem Revier?"

„Natürlich!"

„Hat sich daraus jemand abgemeldet? Ich meine polizeilich abgemeldet? Eine Dame? Ein Fräulein vielmehr, eine junge Näherin —?"

Der Wachtmeister ließ ein gemütliches Lachen hören.

„Wer ist Ihnen denn da durch die Lappen gegangen? Die Herzallerliebste? In Herzensdingen bin ich weich wie Butter. Da wollen wir doch gleich mal nachsehen!"

Schrader entgegnete ernst: „Es handelt sich um eine durchaus wichtige Angelegenheit. Der Name der Dame ist Else Strette. Ich habe ihr etwas Wichtiges zu übergeben, kann sie aber nicht erreichen."

„Wenn es so ist", meinte der Beamte, „dann lassen Sie es doch durch uns überbringen. Wir erreichen einen jeden, wenn es sein muß."

„Nun, zuvor habe ich noch einen weniger aufregenden Boten: die Post. Erst wenn alles nichts nützt, dann komme ich wirklich zur Polizei."

„So ernst ist's?" meinte der Wachtmeister und blätterte in seinen Papieren.

Toni Schrader schüttelte mit einem Male sein ganzes beklommenes Herz aus. Er erzählte die ganze Geschichte, wie er sie erlebt hatte. Nur von dem Geld sagte er vorderhand noch nichts.

„Sie steht ganz allein, kein Mensch kümmert sich um sie. So ein armes Ding, wenn das nun mal — Dummheiten macht? Geflern früh hatte das Mädchen nicht mal was zum Frühstücken da! Und die Schnüllgen ist wütend auf mich und läßt mich nicht zu ihr rauf!"

Der Beamte hatte die Papiere durchgesehen: „Nein", sagte er, „polizeilich abgemeldet ist da niemand."

„Dann hat die Schnüllgen mich belogen!"

„Sollen wir mal nachsehen?" meinte autmütig ein Beamter, dem der junge Schornsteinfeger leid tat.

Aber Schrader wehrte ab.

„Wenn Sie nur mal das Haus ein bißchen beobachten wollten — hin und wieder. Ich weiß nicht — — ich hab' so 'ne komische Ahnung, als ob sich da bald etwas täte; hoffentlich nichts Schlimmes!"

Einer der Beamten meinte mit schallendem Pochen: „Ich hab' gar nicht gewußt, daß die Schornsteinfeger so ängstlich sind."

Schrader lachte mit.

Mir ist es hammelernst, meine Herren. Wenn man so ein Gefühl nicht los wird, ist meistens ein Körnchen Wahrheit dran. Das lasch ich mir nicht ausreden. — Guten Morgen meine Herren!"

*

Um die gleiche Zeit, da Toni Schrader sich so ernsthafte Sorgen um Else Strette machte, wachte diese in einem hübschen Zimmer unter einer seidenen Steppdecke auf. Sie dehnte die Glieder und schaute auf die Uhr. Um neun Uhr sollte sie bei Frau Tiziano anklopfen. Es war erst sieben. Noch zwei Stunden! Sollte sie da nicht aufstehen und einen Lauf durch den Hofgarten unternehmen? Nein, sie unterließ es lieber für heute, öffnete nur das Fenster weiter und sog die frische, reine Luft ein. In ihrer Atelierwohnung hatte sie immer allen Kaminqualm der umliegenden Häuser einatmen müssen. Hier aber war reine Luft, saubere Luft, schöne Luft! Und die Vögel sangen. Und ein Kastanienzweig griff mit langen Knospenästen fast in das Fenster herein. Wie schön! Bald war der Frühling ganz erblüht. Ob sie dann noch einmal — Toni Schrader begegnete, wenn er mit — seinem Mädchen durch den Hofgarten oder am Grafenberg spazieren ging?

Sie warf sich mit einem Ruck auf die andere Seite — mit dem Gesicht zur Wand — und betrachtete das Tapetenmuster. Alle Blumen verdoppelten sich vor ihren tränenerfüllten Augen. — Wie lange würde Frau Tiziano noch hierbleiben? Würde man bald reisen? Ach, lieber heute als morgen! Nur ihm nie wieder über den Weg laufen!

Ob er denn wirklich die Rechnungen überall eingeworfen oder abgegeben hatte? Vielleicht hatte er es längst vergessen? Mitleid mit ihr und ihrer Lage hatte ihn damals übermannt; das würde wohl längst vergessen sein. Aber ehe sie reiste, mußte sie da noch selbst hingehen und das Geld abholen. Blanke Bahn und glatten Tisch wollte sie machen — und dann fort! Fort!

Frau Tiziano hatte sicherlich nicht solche Sorgen nicht solch abscheuliches, kümmerliches Leid. Sie war reich. Sie reiste umher. Sie konnte sich alles erlauben. Um diese Zeit schlief sie sicher noch. Ihre Decke war um eine Kleinigkeit leichter und flaumiger als die, welche sich über Elses Knie breitete, ihr Bett war breiter ihr Zimmer größer. — Um bald neun ließ sie sich das Frühstück ans Bett bringen . . .

Ach, Else dehnte sich auf ihrem Lager und verbiß ein leises Glücksgefühl, weil sie für diesen und einige kommende Tage und Wochen versorgt war und keine Angst zu haben brauchte. Sie stellte ihre zwei langen schlanken Beine auf die weiche Bettvorlage, erhob sich und kleidete sich mit einem Lied auf den Lippen langsam an.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, ging sie mit zögernden Schritten über den Korridor. Ein Zimmermädchen, das schon ein verlassenes Zimmer bearbeitete, ahnte ihre Unsicherheit und wies ihr ohne Aufforderung den Weg zum Frühstückszimmer. Else dankte der Kameradin mit einem hellen Blick. „Arbeitende sind wir beide", dachte sie, „du und ich — jeder auf seinem Platze."

Ja, jetzt frühstücken! Else verbürte einen gewaltigen Hunger. Silberne Kannen, silberne Bestecke waren auf dem Tisch. In einer Porzellandose lockte goldgelbe Orangenmarmelade, in einer anderen Schale Honig, auf einem Kristallteller die Butter, in einem Körbchen allerlei Brotsorten und frische Knusperbrötchen. Der Kellner brachte noch Schokolade und bestellte, daß Frau Tiziano bereits auf ihrem Zimmer frühstücke. Else lächelte vor sich hin: Es war alles genau so, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Aber es war doch noch etwas anders. Es war nämlich einen Herrn Tiziano von dessen Dasein Else Strette nichts wußte, und der auch Frau Tiziano im Augenblick sehr ungelegen kam. Aber er hatte sich nicht abweisen lassen.

Er saß nun mit ärgerlichem Gesicht in einem Sessel, während Marie, seine Frau, in einer absonderlichen Aufmachung vor dem Spiegel stand und sich betrachtete. Sie hatte sich in eine ganz alte Frau verwandelt. Ab und zu griff sie nach einem Happen von der Frühstücksplatte und führte ihn nach ihrem fahlaschminkten Mund.

„Was soll der Unsinn?" sagte ihr Mann in offenem Unmut, „du weißt, daß ich das nicht mag!"

„Unsinn?" begehrte sie auf. „Arbeit ist nie Unsinn!"

„Ach laß das, du kennst meine Einstellung zu dem, was du hier unter Arbeit verstehst."

Da trat sie von dem Spiegel zurück, in dem sie sich kritisch und auch wohlgefällig betrachtet hatte, und setzte sich zu ihrem Mann auf den Sesselrand.

„Du bist gereizt, mein Herz", sagte sie leise und beguitioend.

Er warf den Kopf, aus dessen Augen zärtliche Liebe sprach, zurück, um nichts von seinen Gefühlen merken zu lassen, und sagte dabei abwehrend: „Deine Ruhe ist erstaunlich. Du bist mehr als unverschämt, wenn du dich in solcher Kostümierung auf der Straße zeigst. Weißt du eigentlich, daß man deine haargenaue Beschreibung in diesem Aufzuge hier", er zupfte an ihrem Kleid, „losgelassen hat?"

„Die Hauptsache ist es für mich, daß ich überzeugend und echt wirke. Und wenn dies öffentlich festgestellt worden ist, so kann mir das nur angenehm sein", scherzte sie, „Dir, wie ich sehe, leider nicht, du — Unaebener!"

„Nein!" Er blieb unwillig. „Du brunzt dich damit noch in öffentlichen Verdacht; ich deutete es schon an."

„Man wird mich bald in noch anderen Kostümen sehen, und der ‚Verdacht' wird zerteilt und erschüttert worden. Ich habe mir einen eine Schneiderin für meine Garderobe genommen."

Der Mann seufzte. „Ist sie wenigstens zuverlässig? Ich meine: ist sie nicht schwatzhaft?"

„Sie ist ein kleines, scheues Ding, Waise und heimatlos. Ich habe den Eindruck, daß sie hier kaum Bekannte besitzt. Du darfst also ganz beruhigt sein, sie wird nichts ausposaunen. Alles bleibt vorläufig unser Geheimnis."

„Wenigstens etwas!" Halb besänftigt streckt er seine Arme nach ihr aus und zog ihren Kopf an seine Brust.

„Sprechen wir nun von etwas anderem" bat sie daraufhin schmeichelnd. „Was macht Peterling?"

„Ach, der gute Junge ahnt ja nicht, wer ich eigentlich bin; er weiß auch nicht, daß ich verheiratet bin. Aber eines Tages muß du doch kommen und sehen, was der Kerl für Fortschritte macht, seit er nicht mehr die täglichen krampfhaften Sorgen hat. Gewiß, es rinnt sich ein Talent wohl auch durch Not und Widrigkeiten durch; doch die bergen ebenso Gefahren in sich, die ein Talent leicht sich verströmen lassen; und Peterling schien mir dieser Gefahr nahe zu sein. Jetzt kann er sich wieder sammeln."

Sie streichelte sein Haar, seine Stirn, seine Augen.

„Glaubst du, daß etwas Großes aus ihm wird?"

„Die Professoren äußern sich sehr lobend."

„Dein ewiger Traum, Mäzen zu sein! Wenn du es nur für mich einmal sein wolltest!"

„Du bist meine Frau!" sagte er kurz.

„Gewiß. Aber mein Ziel ist weiter gesteckt! Siehe nur zu, daß du mich noch verdient, wenn du so oblehnend bleibst."

„Das hat doch damit nichts zu tun", wehrte er ab. „Ich will dich vor einer Gefahr schützen, die deine Leidenschaft, dein Tätigkeitsdrang nach meiner Auffassung für dich in sich schließt."

„So laß mich doch erst beweisen, daß ich etwas kann!" bat sie. „Du wirst dich dann mit mir versöhnen und mich sein lassen, was ich sein muß. Sonst . . ."

„Sonst?" horchte er auf.

„. . . werde ich es durchsetzen, auch wenn ich mich dir entziehen muß!" sagte sie sehr bestimmt.

„Ich werde dich zu finden wissen!"

Es klopfte.

„Olle Kamellen — beliebte Kapellen." Diese Parole wird auch in diesem Jahre wieder vom Deutschlandsender ausgegeben. Und somit spielt auch

Otto Kernbach

(„Otto — Otto") erneut eine besondere Rolle. Für seine Grüße aber danken wir ihm bestens.

Olle Kamellen — beliebte Kapellen grüssen die Leser des "7. Tages"

Otto - Otto (Kernbach)

„Wer ist da?" rief Marie Tiziano überrascht.

„Ich — die Näherin!"

„Gut, ich komme!"

„Du mußt doch erst fertig frühstücken!" sagte ihr Mann besorgt. Sie lächelte ihn an. „Macht das etwas, wenn soviel auf dem Spiel steht? — Auf baldiges Wiedersehen, mein gutes Herz!"

*

Else Strette stieß einen kleinen Schrei aus, als Marie Tiziano ins Zimmer trat, in dem sie wartete.

„Bin ich Ihnen so fremd?" fragte Marie lachend.

„Wenn Sie nicht sprächen, würde ich Sie nicht erkennen", stammelte Else fassungslos.

Marie Tiziano nahm Else in ihrer bezwingenden Art um die Schultern.

„Das ist nur eine Erscheinung, liebes Kind. Sie werden sich daran gewöhnen müssen, mich in allen möglichen Gestalten zu sehen. Ich sagte Ihnen ja schon: es ist mein Beruf!"

Else nickte und betrachtete Marie noch immer mit einiger Beklemmung.

„Zudem werden Sie das Kleid ganz ändern", fuhr diese fort. „Ich kann es so keinesfalls mehr tragen. Machen Sie mir einen Vorschlag, wie es abzuändern ist."

Else sammelte sich zu einer klaren Ueberlegung. Sie schwieg eine Weile und unterbreitete Marie Tiziano dann einen Plan, den diese bereitwillig aufnahm, und der es ihr bestätigte, daß sie in Else Strette die richtige Hilfskraft gefunden hatte.

„Heute nachmittag gehen wir zusammen einkaufen: Neue Stoffe für neue Blühnenkleider. Und noch eins: Ich möchte nicht, daß Sie heute ohne mich ausgehen. — Haben Sie noch eine Verfügung?"

Else erwiderte nach einigem Zögern kleinlaut: „Ich muß meiner letzten Wirtin noch die fällige Miete bezahlen."

Marie Tiziano dachte eine Weile nach.

„Erledigen Sie das durch die Post! Ich möchte nicht, daß man Sie ausfragt, wo Sie sind und bei wem Sie sind! Ich bin Künstlerin und werde viel belästigt. Ich möchte aber unerkannt und unbelästigt hier leben. — Können Sie ganz für mich da sein? Sie sollen es nicht zu bereuen haben. Oder haben Sie einem Menschen Rechenschaft über sich abzulegen?"

„Nein, keinem!" gelobte Else fast heftig.

„Dann machen Sie es so, wie ich Ihnen sagte", wiederholte Marie Tiziano. „Glauben Sie nicht, daß es eine — Laune ist. Es muß sein!" Und damit ging sie aus dem Zimmer, Else mit dem Kleid, das sie inzwischen abgelegt hatte, einer Nähmaschine und einer Schachtel Stecknadeln zurücklassend. —

Sechstes Kapitel

Toni Schrader hatte einen Brief an Else Strette geschrieben. Er war nicht zurückgekommen, hatte aber auch keine Antwort gebracht. In dieser Nacht oblag es Toni Schrader, den Schornstein einer Gießerei zu reinigen. Eine verdammte Arbeit. Tagsüber ließ sie sich nicht ausführen, weil da in der Gießerei gearbeitet wurde und der Schlot rauchte. Schrader führte eine Thermosflasche voll Milch mit — als Mittel gegen den giftigen Bleistaub, den man bei dieser Gelegenheit einatmen konnte. Nüchterne konnte er niemals sein als jetzt, da er zuletzt die viele Milch getrunken hatte.

Er plauschte, als er fertig war, noch eine Weile mit dem Pförtner des Betriebs und einem Werkmeister über alles Mögliche. Dann ließ er den Platz, wo täglich bei wildem Lärm, roter Feuerglut und kochender Hitze heiß gearbeitet wurde, hinter sich und empfand die kühle Nacht als doppelt still, frisch und friedlich. Der Himmel hatte sich bezogen, und es hab aus, als wolle es noch in dieser Nacht regnen. Schrader blickte auf seine Uhr und stellte fest, daß es noch sehr früh am Abend war, so früh, daß man fast noch — Besuche machen konnte. Ob Else Strette vielleicht noch an der Nähmaschine saß? Er dachte unabläßig an sie, das Geld drückte ihn, allerlei Unausgesprochenes lastete zu dem auf ihm. Und ein tollkühner Gedanke wurde wach in ihm.

In der Kluft seines Handwerks ging er schnellen Schrittes durch ein paar Straßen. Dort war das flache Pappdach einer stillgelegten Fabrik. Das sollte ihm Ausgangspunkt für den Aufstieg zur Atelierwohnung sein. — Schnell und sicher kletterte er hoch. Er hatte es unzählige Male getan; es war ihm nichts Fremdes. (Fortf folgt.)

Welt der Frau

„Ich sehe was, was du nicht siehst"

Wenn die Kinder schwindeln . . . sagen sie oft die Wahrheit

Eine Betrachtung für Eltern von Dr. K. Schmeing

Ein kleiner Junge in Bonn am Rhein hört von draußen her Sprengschüsse aus einem Steinbruch in das Zimmer schallen und wiederholt jeden Knall mit dem Ausruf: „Romps! Romps! Dann hört das Donnern auf, und der Kleine vermißt jetzt den „Romps". Er wendet sich bittend nach der Seite des verstummten Geräusches und sagt: „Bitte, lieber Romps, komm doch wieder!"

Seit dieser Zeit herrscht die Gestalt des Romps in seiner Einbildungswelt. Romps zieht als Spielgefährte in das Haus ein, er wohnt im großen Kleiderschrank, der Kleine spricht im Spiel mit ihm, bei Tisch muß besonders für Romps gedeckt werden, die Mutter muß Romps die Hand geben, Romps wird vollkommen als wirkliche und gegenwärtige Person behandelt. Einmal macht die Kinne sie einen Spaziergang. Plötzlich drängt der Kleine die Erwachsenen seitlich der Landstraße in den Graben, denn: „Siehste nich, da kommt doch der Romps auf'n Rad!" Breitbeinig stellt er sich vor die Erwachsenen, bis Romps vorüber ist.

Die Szene läßt mit ihrer Eindringlichkeit vermuten, daß der Junge den Romps wirklich sah. Aber niemand von der Erwachsenen hat etwas von ihm wahrgenommen. Hat das Kind nun geschwindelt?

Ein anderer Junge, heute Universitätsprofessor, hatte von der Cholera gehört und sah die Cholera als eine Mischung von Tausendfuß und Drache am Himmel. Er erzählte das auch zu Hause und wurde von seinem Vater, der ihm das Schwindeln austreiben wollte, verprügelt. Er nahm das sehr übel, denn er hatte das Untier wirklich beobachtet. Ebenso erging es einem Jungen in Schleswig, der Soldaten an der Straße gesehen hatte, obschon keine da waren. Ein junger Lehrer, der eine Klasse von achtjährigen Mädchen betreute, erhielt eines Tages den Besuch eines Vaters, der um die geistige Gesundheit seines Töchterchens sehr besorgt war und mit dem Kinde zum Nervenarzt gehen wollte. Denn, sagte der, das Kind unterhält sich immer mit einem toten Lehnstuhl!" Der Lehrer sprach nun am nächsten Tage mit seiner kleinen Schülerin, die ihm mit naiver Selbstverständlichkeit erzählte:

„Da wenn ich im Zimmer spiele, dann öffnet sich die Tür, eine alte Frau kommt herein, setzt sich in den Lehnstuhl, erzählt mir Märchen, und wir sprechen dann miteinander." Man kann verstehen, daß die Eltern, die von der alten Frau nichts sahen und nur die einseitige Unterhaltung des Kindes hörten, beforgt wurden.

Derartige Erlebnisse sind ein Ausdruck der sogenannten „eidetischen" Anlage, die erst in den letzten Jahrzehnten, hauptsächlich durch Professor E. R. Jaensch in Marburg, untersucht wurde und bei Kindern weit häufiger auftritt als bei Erwachsenen. Man kann sie im psychologischen Experiment nachprüfen und dabei merkwürdige Dinge erleben. Lehrer, die ihre Schulkinder jahrelang kennen, sind bei einer solchen Untersuchung oft höchst überrascht, daß die Kinder viel mehr sehen, als sie selbst. Hochgradig eidetische Kinder sitzen dann, manchmal ernst, manchmal fröhlich lachend, vor dem dunkelgrauen Versuchsfeldern und schildern, was sie dort sehen. In einigen Fällen ist es wie ein kleiner Film, der vor ihren Augen abläuft, und von alledem sieht der Lehrer nichts. Manche Kinder verneinen diese Anlage im Unterricht. Ein Mädchen brauchte kein Gedicht auswendig zu lernen, sondern sah sich morgens vor dem Schulgang nur das Gedicht genau an. Wurde es aufgerufen, so erschien vor seinen Augen sichtbar in der Luft stehend, das Druckbild des Gedichtes, das dann einfach abgelesen werden konnte. Ein anderes Mädchen wurde für die Aufnahme auf eine höhere Schule geprüft und nach einer mineralogischen Reihe von Gesteinen gefragt, die es nicht mehr wußte. Aber rechtzeitig erschien an der Wandtafel des Prüfungszimmers die Reihe der Gesteinsnamen, in der gleichen Schrift, in der sie sechs Wochen vorher von der Lehrerin angeschrieben worden waren. Die eidetische Anlage ist also unter Umständen auch für Examenszwecke verwendbar. Ein Junge sollte im Reichsmunterricht sein Elternhaus zeichnen und wurde beobachtet, wie er dabei fortgesetzt in die offene linke Handfläche sah. Er schaute darin das Bild seines Elternhauses, das er nur abzuzeichnen brauchte. Manche Kinder haben eidetische Erscheinungen auch im Halbdunkel des Schlafzimmers; wilde Tiere, Teufel und andere erschreckende Gestalten bedrohen sie. Mit Erzählungen dieser Art muß man infolgedessen vorsichtig sein, die Vorgänge wiederholen sich möglicherweise abends sichtbar im eidetischen Bilde vor den erschreckten Augen der Kinder.

Im allgemeinen geht diese eidetische Anlage, die nur bei einem Teile der Kinder und in sehr verschiedenen Graden zu beobachten ist, im Laufe der Kindheit zurück und verschwindet in den Reifungsjahren, etwa um das 14. Lebensjahr. Aber sie kann in sehr seltenen Fällen auch lebenbleiben oder neu entstehen, und die eidetischen Gesichte der Erwachsenen werden nun vielfach als Visionen, als ernste Erlebnisse aufgefaßt, die eine starke Einwirkung auf die seelische Entwicklung haben können. Auch die „Spätlektiker" und „Geisterseher", von denen ich viele untersucht habe, sind Eidetiker. Goethe war Eidetiker, ebenso sind es Gustav Frenssen und Hermann Stehr. Der General von Steinmetz, der Sieger von Nachod und Spichern, der als Vorbild des rücksichtslosen Soldaten galt, hatte vom 58. Lebensjahre an, als er im Jahre 1864 noch Kommandant von Magdeburg war, viele visionäre Erscheinungen. Sie setzten mit dem Tode seiner einzigen Tochter Selma ein und haben weder seine spätteren Siege noch sein Vorrücken zum Generalfeldmarschall verhindert. Er hatte die Erscheinungen gern und ging völlig gelassen mit ihnen um.

So führt eine eidetische Linie von der eidetischen Anlage des Kindes bis zu den visionären Erlebnissen großer Männer, auch das ist ein Kennzeichen, daß diese Vorgänge, so befremdend sie manchmal wirken können, dennoch grundsätzlich nicht als krankhaft angesehen werden dürfen. Es gibt körperlich und geistig gesunde Kinder, die hochgradige Eidetiker sind. Ihre Fähigkeiten sind ihnen oft so selbstverständlich, daß sie glauben, andere Leut- könnten das auch ebenso sehen, was sie selbst mit offenen Augen beobachten. Sie erzählen deshalb häufig auch ganz selbstverständlich davon und geraten dann in Konflikt mit dem Erzieher, der seinerseits das Ganze für Schwindel erklärt. Er hat insofern recht, als den Angaben des Kindes keine objektive Wirklichkeit entspricht, aber das Kind hat auch recht, wenn es das schildert, was es wirklich gesehen hat. (Es ist deshalb nicht zweckmäßig, gegen das Kind strafend vorzugehen, sondern man soll ihm verständlich machen, daß manche Dinge dieser Art nicht wirklich sind, obschon sie mit offenen Augen gesehen werden. Eine eidetische Untersuchung des Kindes kann in solchen Fällen viele Sorgen und Mißverständnisse klären.

Behutsames vom Hut

Eine kleine Plauderei von Hans J. Toll

Dies ist die Zeit, in der die Frauen hingehen und sich einen neuen Hut kaufen. Wie sie von heute auf morgen mit anmutiger Selbstverständlichkeit von einem Hut unter den andern kommen — die Männer sehen es nicht ohne innere Ratlosigkeit, und mit neidvollem Staunen betrachten sie die Frauen, die sich mit vollendetem Liebreiz und unerschöpflicher Sicherheit einer Art Pendelstaffette zwischen den Vorräten und den Spiegeln eines Hutmagazins befleißigen. Denn sie selbst, die Männer, sind beim Einkauf eines Hutes von beschämender Unbeholfenheit und in keiner Weise durch Liebreiz auszuzeichnet. Ja, sie haben angesichts eines auf sie wartenden Herrenhutlagers das deutliche Gefühl, eine komische Figur zu sein. Die Frauen wiederum begreifen nicht, warum ein Mann erst nach umständlicher Selbstüberwindung den Weg in den Hutladen findet, und sie werden nie mit Rühen können, was sie einem Mann antun, dem sie sagen: „Du mußt dir einen neuen Hut kaufen". Es haben Fälle von sich reden gemacht, wo diese sieb-n Worte der Anfang lebenslänglicher Zerwürfnisse wurden, garnicht zu reden von anfrengenden Wortwechseln und bedauerlichen Ausschreitungen.

Die Frauen, denen der eigene Hut eine Angelegenheit der Mode ist — der Hut ist tot, es lebe der Hut! — verstehen nicht, daß der Charakter seines Herrn noch nicht angepaßt, es führt sein Dasein noch auf eigene Faust. Beschwingtes wandeln sie selbander daher, und wiegt der Hut nur fünfzig Gramm — der Mann trägt schwer daran.

Und die Frauen ahnen nichts. „Hübsch, dein neuer Hut, viel hübscher als dein alter: sagen sie, und Männer begreifen, daß es auch in ihrem Leben melancholische Stunden gibt, in denen sie sich einsam und unverstanden fühlen, verlassen von Frau und Hut.

dern gleicher Kopfweite gut zu Gesicht steht, sich erheiternd und albern ausnimmt. Und dennoch auch beklommert es einen Mann, wenn er sich von einem Hut, der nach einem Stück gemeinsamen Lebens seine Wesensart widerspiegelt, trennen muß.

Es sind wahrhaftig nicht nur Gesetze der Trägheit und der Hang zur Bequemlichkeit, die einen Mann vom Hutladen umsehen lassen. Aber die Frauen werden es nie einsehen. Sie, die freudig und anmutig in vier Modehäusern Hut um Hut verluchen, haben keinen Begriff von der Hilflosigkeit, die einen Mann beim Hutkauf befällt. Jeder Hut, der da glatt und neu vor ihm liegt, ist ihm Hekuba, ein unversöhnlicher Gegenstand, der ihm fremd ist und in dem er sich fremd vorkommt. Wenn ein Mann, zum erstenmal den neuen Hut auf dem Kopf, vor den Spiegel tritt, hat er Minderwertigkeitskomplexe und Sehnsucht nach seinem lieben, schäbigen Hut. Es kann acht Tage oder länger dauern, bis sie sich aneinander gewöhnt haben, bis sie zusammengehören, der Hut und sein Herr. So lange der Mann sich in seinem Hut nicht wiederfindet — womit nicht gesagt sein soll, daß er ihn sich zu groß kaufe — so lange wird er seiner Tage nicht froh. Das Ding auf seinem Kopf ist noch kein Stück von ihm, es hat sich dem Charakter seines Herrn noch nicht angepaßt, es führt sein Dasein noch auf eigene Faust. Beschwingtes wandeln sie selbander daher, und wiegt der Hut nur fünfzig Gramm — der Mann trägt schwer daran.

Und die Frauen ahnen nichts. „Hübsch, dein neuer Hut, viel hübscher als dein alter: sagen sie, und Männer begreifen, daß es auch in ihrem Leben melancholische Stunden gibt, in denen sie sich einsam und unverstanden fühlen, verlassen von Frau und Hut.

Frühstück gut - alles gut!

Von Ursula von Kardorff

Nur der Genießer, der auch aus alltäglichen Dingen Freude und Behagen zieht — wird mich verstehen, wenn ich meine kleine Hymne auf das erste Frühstück singe. Ich spreche nicht vom kärglichen Junggesellenmahl, in schneller Hast mit zu dünn aufgebrühtem Kaffee und den mit Wichtigkeit auf die Uhr gestrichenen Butterstullen. Nein, ich möchte mich auslassen über die Wonnen einer gemütlich genossenen Morgenmahlzeit, etwa am Sonntag oder auf Reisen. Gerade auf dem Lande, von der Pfiche des Stadtbüros befreien, der sich dort ja nur höchstweilig aufhält, ist dieses morgendliche Zeremonie von ganz besonderer Bedeutung.

Für Auge und Magen ist der weißgedeckte Tisch gleich ansiehend. Zwischen frischen Blumen stehen Früchte oder Beeren aus dem Garten, dicke Eier bilden einen Kontrast zu dem zarten Rosa des Schinkens und den anentsprechenden Scheiben der Hausmacherwürste; knusprige Semmeln heben sich von dem satten Schwarz des Landbrotes ab, und die Skala der Marmeladen, von hellen Rot bis zum schwarzen Dunkel des Johannisbeergelees, bietet eine besondere Labung. Der Kaffee, von einem brennenden Flämmchen warmgehalten, muß von unbestreitbarer Güte sein, würzig und tiefbraun, damit er sich gut mit der schaumig geschlagenen Milch vermählen kann. Solch ein Tagesbeginn in voller Muße ausgekostet, ist schon die halbe Erholung.

Aber nicht nur auf dem Lande und in den Ferien, auch in der Stadt kann man sich das Frühstück zu einem Sondervergnügen gestalten, wenn man etwa im Sommer sich entschließt, morgens ganz früh mit nüchternem Magen einen Spaziergang zu machen, um in einer kleinen Schankwirtschaft im Freien einen ländlichen Imbiß zu sich zu nehmen, wobei es nicht stört, wenn die Dicke der Tassen in keinem Verhältnis zu der Dünne des Kaffees steht. Aber dieses Mahl am rotkarierten Tischtuch, umwoben von aufdringlichen Spatzen und bei heißem Sonnenschein, hat fast den lockenden Reiz eines kleinen Abenteuers; zum mindesten beschwingt es.

Soll man vom Essen auf die Mentalität der Völker schließen? Verallgemeinerungen sind immer dumm, aber eins steht fest: je nördlicher das Land (mit Ausnahme der Eskimos, die sich vermutlich Ueberessen einverleiben), desto üppiger das erste Frühstück.

Bekannt aus allen Romanen ist dem, der es nicht selbst erlebt hat, die raffinierte Art des Engländers: ganz früh noch im Bett nimmt er eine Tasse Tee zu sich, um aufzuwachen (die Kinder kommen ja dort unsäglich leitkindend zur Welt). Dann erst folgt nach Bad und Ansiehen die ausgeklügelte Tafel mit dem unfehlbaren Haferflockenbrei, dem gebratenen Hering, geräucherten Fisch, dem Spiegelei und allen anderen Genüssen, unter denen die berühmten Jams nicht die schlechtesten sind. Hinzu kommt die heilige Handlung des Toaströstens, die man eigentlich nur mit mindestens vier englischen Ahnen richtig ausführen kann, denn das Brot muß bei außen gleichmäßiger Bräunung innen weich und weiß sein und vor allem direkt vom Röster zum Essen gereichen, damit die Butter noch darauf schmelzen kann.

Als Gegensatz dazu scheinen mir Italien, Spanien und Frankreich auszusprechen. Lieblose Frühstückländer zu sein. In ersterem ist es außer in den großen internationalen Orten in kleinen Hotels, die wenig Ausländer beherbergen, fast unbekannt. Jedenfalls erzählen Freunde, die ihre Hochzeitsreise dorthin machten, daß sie in einem winzigen Ort einmal auf größtes Unverständnis, ja Mißbilligung stießen bei ihrem unstillbaren Verlangen, morgens um zehn Uhr etwas zu essen. Das Speisezimmer war noch im Zustand der auf den Tisch gestellten Stühle und gestreiften Kellnerjacken. Mühsam wurde nach langem Palaver ein Café Expresso aufgebrüht und ein Küchenjunge zum gegenüberliegenden Bäcker geschickt, der dort, um den seltsamen Sitten der Fremden Genüge zu leisten, welches Brot

Der See im Herbst

Einmal bin ich heute noch Spiegel.
Licht beschreitet mich mit weichen Schuhn.
Alle Winde haben reine Flügel,
alle hohen Wolken in mir ruhn.

Träumend, daß ich Leben wäre,
halte ich den Frühlingswiderschein,
bin dem Monde Silberfähre,
fange schmeichelnd alle Schatten ein!

Bilder flimmern wie Libellen.
Junge Worte geben sich wie Gras . . .
Aber Kälte würgt die Wellen.—
Es erstickt mich der gefrorne Haß.—

Paul Gurk

erstehen mußte, das schließlich mit etwas Butter serviert wurde; aber mehr war nicht zu erlangen.

In Frankreich, dem Land der göttlichen Küche, ist das petit Dejeuner ein vernachlässigtes Stiefkind. Brillat-Savarin, der klassische Philosoph des Essens, läßt sich über diese Mahlzeit überhaupt nicht aus. Man nimmt es im Bett zu sich, was ja nicht jedermanns Geschmack ist, denn erstens drücken einen die ständig hereinfallenden Krümel, und so auf einen Ellbogen halb gestützt, kann man so auch nicht genießen mit Genuß essen. Es gibt den sehr starken Kaffee, der halb mit Milch aufgefüllt wird, und dazu Hörnchen, die allerdings wunderbar sind und auf der Zunge schmelzen, oft aber auch einen harten, eben unmöglichen, leblosen Toast. Viele Franzosen, vor allem die Pariser, frühstücken gar nicht zu Hause, sondern gehen auf dem Wege zur Arbeit in ihr Stammcafé, in dem sie, ungemütlich an einer Art Zinktar stehend, ihren Café-Crème zu sich nehmen, der meist in einem Glas serviert wird, das man, solange es heiß ist, kaum anfassen kann. Ein bizarrer Reiz ist es, dort den arbeitsamen Bürger friedlich neben den bleichen Nachtwölen stehen zu sehen, die nach einer durchfeierten Nacht, in deren Verlauf sie ihre anfängliche Heiterkeit meist verloren haben, nun mit abwesenden Blicken wie planlose Schiffchen ohne Steuer herumtreiben oder mit maschineller Automatenstimme aufeinander einreden, ohne zu hören, was ihnen geantwortet wird und ohne zu realisieren, wovon sie selber eigentlich sprechen.

Allerlei hat sich auch Amerika erdacht. An den großen modernen Hotels zum Beispiel öffnet sich jeden Morgen um Punkt sieben Uhr eine kleine Klappe an der Wand, und es prasselt mit einem leichten Klick-Klack in einem dafür eingebauten Kasten eine Cornflakesflasche mit Kaffee und in Kellophanpapier verpacktes Eihaterial hinein. Der Gast kann dann aufstehen, wann er will, er wird seinen Kaffee wohl warm und seine Brötchen äußerst hygienisch vorfinden, aber es wird in diesen rationellen und praktischen Land ein Frühstück ohne Seele sein. Anders ist es in der Familie. Schickt man ein Magazin auf, so wird man feststellen, daß ein großer Teil der Reklame sich ausschließlich mit der Frühstücksnahrung befaßt. Zahlreiche Vorrichaes und Haferarüben werden in allen erdenklichen Variarten angepriesen: neben Puffed-Rice und Bananenmehl, alles Dinge, die für die Kinder die feltsamsten Kakaomixturen und Nährmittel. Fast jeder Amerikaner ist zunächst einmal frisches Obst oder den ausgepreßten Saft der Pampelmuse oder Tomate, ja manche bevorzugen sich zu rohem Sauerkrautsaft und schwören auf die ihm innewohnende Urkraft. Erst dann folgt das gewöhnliche Frühstück, wie wir es kennen, stets begleitet von einem großen Glas Eiswasser. In Mexiko wird ein dicker Bohnenbrei gegessen.

Ganz besonders gut soll das Frühstück in Norwegen sein; dort erfrischt man sich unter anderem schon morgens an Apfelmust und verschiedenen Arten von dicker saurer Milch. In Dänemark gibt es als Vorgericht eine dicke Bierwuppe an manchen Orten, und in Holland soll der Tisch geradezu brechen von der Fülle des Gebotenen, wobei eine besondere Art von Käse eine ausschlaggebende Rolle spielt. Dies alles, wohlgemerkt, nur als Zutat zu dem Grundstock von Kaffee, Eiern und Schinken.

Unser deutsches Frühstück scheint mir nach diesen Betrachtungen das erstrebenswerteste zu sein. Sein Reiz liegt in dem Mittelmaß und in der Gemütlichkeit.

Wer wichtig sollte es sein für Leute, die es heiraten wollen, zunächst einmal festzustellen, ob sie auch die gleichgesinnten Frühstücksleelen haben. Man sollte sich vorher einigen, ob man morgens am liebsten überhaupt nicht spricht, sondern seine Zeitung und Briefe liest, oder ob man gerade sehr zum Reden aufgelegt ist. Es können zu leicht Unstimmigkeiten entstehen, wenn der eine Teil gerade dann völlig ausgeschlafen seine aktiven Stunden hat und die abgrundtiefe Trübseligkeit auf den Tisch serviert, während der andere noch gar nicht bei sich ist und nichts sehnlicher wünscht, als in Ruhe gelassen zu werden. „Du hast wohl schlechte Laune?" heißt es dann, und der Tagesanfang ist statt in hoffnungsvolles Rosa in kriegerisches Grau gehüllt. Auch sollten alle, die meinen, eine Liebesheirat eingehen, sich zunächst einmal immer wieder genau prüfend fragen: „Dieses Gesicht wird du also nun tagaus, tagein morgens beim Frühstück sehen." Ist man es gewillt, kann man mit Ruhe den Ereignissen entgegensehen.

Wieviel leichter tritt man doch „einer See von Wogen" gegenüber, bereit, sie „durch Widerstand zu enden", wenn man

Hurra, die Enten!

Ein Jagdtag auf dem Dümmer / Abseits der Welt in Schilf und Rohr

Enten wollen wir heute jagen auf dem weiten Dümmer, dem herrlichen Vogelparadies Nordwestdeutschlands, das jetzt im Herbst in tiefer Einsamkeit träumt. In Hüde finden wir uns zur Mittagsstunde zusammen, wohl an die 20 Jäger, unter uns der alte Harling, der „Entenkönig vom Dümmer", der nun schon an die 50 Jahre den Dümmer bejagt. Er war Lehrer in Lemförde, wo er auch heute im Ruhestande lebt, weit und breit als Mensch und Weidmann geschätzt und geachtet. Mehrfach wurde ihm ohne andere Stelle geboten, er schlug sie alle aus, der Dümmer ließ ihn nicht los. Kein Wunder, daß er dieses Stück Urnatur kennt wie wohl kein zweiter . . .

Hinaus auf das Wasser — glückliche Jagd!

Es ist ein Herbsttag in Blau und Gold. Die Sonne scheint warm und läßt das von leichter Brise gekräuselte Wasser helle Wellenlinien auf den sandigen Grund malen. Es ist nicht das rechte Wetter zur Entenjagd. Dazu muß es stürmisch und diesig sein, dann sind die Enten in Bewegung und streichen niedrig über Wasser und Schilf. Aber daran läßt sich nun einmal nichts ändern . . .

Inzwischen haben die bestellten Boote am Ufer des schmalen Stichkanals festgemacht. Ein Boot ist auch dabei, wie die Dümmerfischer es zum Fang gebrauchen, mit eingebauten Wasserbehälter. Der ist noch voll von zappelnden, quirlenden Aalen und wird nun schnell mit dem Netz leergefischt. Ein kleiner Aal geht wieder über Bord: „Der muß noch wachsen" — lacht der Fischer über sein wetterhartes Gesicht und stapft dann mit seiner geschulterten Last von dannen.

Nach und nach sind alle Jagdgäste eingetroffen, und nun fährt Boot um Boot, außer dem Staker jedesmal mit zwei Jägern besetzt, auf den See hinaus. Leise plätschern die Wellen am Bug, wie wir langsam auf den breiten Schilfgürtel am Oldenburger Ufer zusteuern. Schimmernde Bahnen zieht die Sonne in die weite, graue Wasserfläche.

Hunderte von Kiebitzen wirbeln in der Luft und ziehen dann, ein dichter Schwarm, dem Ochsenmoore zu. Bis in den Dezember hinein bleiben die Vögel bei solch' lauer Witterung hier am Dümmer, wo sie noch ausreichend Lebensmöglichkeit finden.

Jetzt wird es lebendig auf dem See. Die ersten Schüsse fallen, überall in der ungeheuren Fläche sind die Boote verteilt. Auch über unser Unterkriech braust ein Schoof Enten hinweg. Die Flinte hoch und drauf: Bums, Bums . . . Sie fliegen zu hoch, eine Folge des schönen Wetters, die wir noch mehrfach unangenehm zu spüren bekommen. Dahinten kommen schon wieder zwei, drauf — eine fällt und wird unsere Beute, ein paar Schrotkörner durchschlugen ihr den Hals.

Es ist eine Tafelente, eine der schmackhaftesten Entenarten auf dem Dümmer. Wie uns der alte Harling nachher erzählte, gibt es an die 15 Arten von Enten hier, fast alle Arten, die in Nordwestdeutschland vorkommen.

Die Schwimmenten sind durchweg Brutenten, außer der Pfeifente, die sich regelmäßig im Oktober als Gast aus Nordland auf dem Dümmer einstellt und bis zum Frühjahr dort verbleibt.

Von den Tauchenten ist am meisten die Tafelente vertreten, die von den Leuten um den Dümmer auch als Braunkopf bezeichnet wird. Häufig kommen auch die Reiherente und die prächtige Kolbenente vor, die ebenso wie die Eiderente, die größte aller Tauchenten, nach dem Reichsjagdgesetz unter Schutz steht. Gäste auf dem Dümmer sind dann noch die Bergente, die Schellente, die ein Höhlenbrüter ist, und vereinzelt auch die Samtente.

Daß der Dümmer, der mit seinen Brüchen und Mooren ein einzigartiges Naturdenkmal darstellt, ein Vogelparadies ist, dürfte bekannt sein. Etwa 45 Arten von Brutvögeln sind hier gezählt worden, darunter die so seltene kleine und große Rohrdommel. Fischreiher gibt es in großer Zahl. Sie horsten in den nahen Stemweder Bergen und fliegen von dort zum Dümmer, um zu fischen. An die 60 Horste waren in diesem Jahre im Lemförder Walde besetzt.

Von den Raubvögeln ist Standvogel die Wiesenweihe, die unter Schutz steht, und die gefährliche Rohrweihe. Als Gast kommt, sobald sich die Enten aus Nordland einstellen, der majestätische Seeadler zum Dümmer. Vor einigen Tagen noch hat Vater Harling ihn beobachtet. Auch der Fischadler ist als Gast zu finden. Doch genug davon . . .

Wir haben lange Zeit keinen Anflug mehr gehabt und wollen nun unseren Standort wechseln. Langsam staken wir durch einen engen Kanal, der in das Schilfdickicht gehauen ist, gewinnen das offene Wasser und fahren gegen die Mitte des Sees auf einen Schilfhorst zu, den die Nachmittagssonne wie blankes Gold erglühen läßt.

Gewehr hoch und — Schuß!

Hier legen wir uns von neuem auf Lauer und haben, wenigstens was den Anflug anbetrifft, mehr Glück als vorhin. Ganze Flüge von Enten sind jetzt sekundig, überall knallt es. Auch wir kommen mehrfach zu Schuß, ohne daß uns aber das Jagdglück hold ist.

Nun haben wir wieder eine Zeitlang Ruhe. Unser Staker steht auf „Ausguck", während wir in aller Gemütlichkeit Thermosflasche und Butterbrote aus dem Rucksack holen. Kaum haben wir aber den Becher gefüllt, da ruft uns der Staker leise „Achtung" zu. Im Augenblick haben wir die Flinte zur Hand und das Schiff. Die Sonne ist verschwunden, ein Abglanz ihres Leuchtens liegt noch auf den Wolken über Hüde, die in violettem Licht erstrahlen. Immer mehr bricht die Nacht herein, schon steht drüben im Westen der erste Stern am Himmel. Da kommen die Enten, die heute abend fleißig streichen. Fast dauernd haben wir Anflug, ebenso unsere Nachbarn, bei denen es tüchtig knallt. Mehrfach bricht sich der Schall am Ufer und rollt wie ein ferner Donner über das abendstille Land.

Eine Ente stürzt drüben geflügelt in das Wasser, schnell werden ein paar Fangschüsse hinterher geworfen, die ihr Ziel auch nicht verfehlen. Denn der Kahn stößt aus der Schilfgasse vor und nimmt, wie wir durch das Jagdglas beobachten können, die Beute an Bord.

Auch wir können noch fünf Enten erbeuten in dieser Dämmerung. Dann aber schwimmen

Im Abendleuchten gleitet das Boot heimwärts

Fotos: Fenske

Hallen los — vorbei, es war schon zu spät. In der Hitze des Gefechtes haben wir wenig mehr an unseren Kaffee gedacht, der selbstverständlich nun auf dem Boden des Kahnes schwimmt. Schade . . .

Wir kommen auch nicht mehr dazu, neu einzuschenken, denn immer wieder brausen nun Enten über uns hin, leider viel zu hoch, unerreichbar für unsere Schrote. Aber in Bereitschaft sein muß man trotzdem, denn man kann nie wissen . . .

Auch Gänse kommen, durch ein Flugzeug aufgeschreckt, vom Huntedurger Ufer herübergestrichen, aber auch zu hoch. Etwas wütend sehen wir dieser unaufhaltsam davonschwindenden Beute nach, die uns lieber gewesen wäre, als die schönste Ente. Aber noch ist die Jagd ja nicht zu Ende . . .

Es will Abend werden. Rosenwölkchen schwimmen am Himmel, groß und golden sinkt die Sonne dem Horizonte zu und wirft ihr Bild in das stille Wasser des Sees, der wie ein heller Spiegel um diese Stunde liegt. Ruhig ist die große Weite, fast unwirklich klar schallt jedes Geräusch vom Ufer herüber.

Wir warten auf den Abendtrich. Es wird merklich kühler, härter geht der Wind durch Himmel und Wasser ineinander, nur hören kann man die Enten noch, wenn sie mit surrendem Flügelschlag über uns hinwegstreichen. Da brechen wir die Jagd ab.

Sternenklar ist die Nacht, als wir langsam durch das Dunkel heimwärts staken. Keiner spricht ein Wort, um dieses wunderbare Schweigen nicht zu stören. Mit traumwandlerischer Sicherheit steuert unser Fährmann das Boot genau nach Hüde hinüber zu dem Kanal, aus dem wir heute mittag abgefahren sind.

Nach und nach kommen alle Boote in kurzen Zwischenräumen zurück. Als wir nachher die Strecke feststellen, gibt es wohl hier und da ein enttäuschtes Gesicht. Aber wenn die Beute an diesen blaugoldenen Herbsttage auch nicht allzugroß war, so waren es doch köstliche Stunden, die wir in der Einsamkeit des Dümmers verleben durften, bei der Jagd auf Enten.

Gustav Meyer

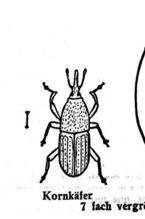
Herdfeger besser denn je

Haus, Hof und Garten

Kornkäfer vernichtet für 100 Mill. RM Getreide

Zu den schlimmsten Feinden des Getreides gehört der Kornkäfer, der schon vor Jahrhunderten, wahrscheinlich aus dem Orient, nach Deutschland eingeschleppt worden ist. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieses Schädlings, daß er sich nicht im Freien fortpflanzen vermag. Daraus ergibt sich sein Hang, in Lagerräumen und Silos sich aufzuhalten. Der Kornkäfer ist also ein ausgesprochener Vorratsschädling. Für rund 100 Mill. RM Schaden richtet er jährlich an, fürwahr ein Umstand, der es erfordert, ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Der Kornkäfer ist ein kleiner, braunschwarzer Rüßler, der bis 5 Millimeter groß wird. Das Weibchen legt seine Eier in Getreidekörner ab. Es bohrt dazu mit dem Rüssel ein Loch in das einzelne Korn. Bei sommerlicher Wärme schlüpft schon nach 8 Tagen die Larve aus dem Ei, und wenige Tage später ist der Käfer entwickelt, der schon am dritten Tage wieder fortpflanzungsfähig ist. Der Schädling hat eine Lebensdauer von mehreren Monaten. In der Regel legt das Weibchen während der Hauptvermehrungszeit alle 8 Tage 2 Eier ab, insgesamt bis zu 200 Stück. Die Nachkommenschaft eines Weibchens erreicht in einem Jahr die erstaunlich hohe Zahl von 4000, denn die jungen Käfer aus der ersten Brut sind bei der zweiten Brut ihrer Mutter ebenfalls an der Fortpflanzung beteiligt, zu denen in der dritten Brut wieder die Nachkommen der zweiten Brut hinzutreten. In

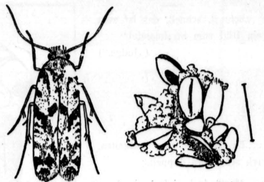


Kornkäfer — Fraßbild
7 fach vergrößert

dieser großen Fortpflanzungsfähigkeit beruht auch die ungeheure Schädlichkeit des Kornkäfers. Seine verhältnismäßig lange Lebensdauer kommt hinzu, und so richtet er bei seiner Gefräßigkeit großen Schaden an den Getreidevorräten an. Weizen, Roggen, Gerste und Hafer bevorzugt der Kornkäfer, er verschont aber auch Teigwaren, Mais und Reis nicht. Er frißt die stärkehaltigen Stoffe aus den Körnern. Diesen Schaden, den der Käfer von außen anrichtet, richtet die Larve im Innern des Korns an. Getreidevorräte, die stark vom Kornkäfer befallen sind, schaffen auch anderen Schädlingen, besonders den Milben, günstige Entwicklungsmöglichkeiten. Bei Massenauftreten des Käfers wird das Getreide warm und feucht und es weist zu Schimmelbildungen, in denen sich die Milben besonders wohl fühlen. Bei der Verfütterung stark von Schädlingen befallenen Getreides ist größte Vorsicht anzuraten.

Ein weiterer, gefährlicher Getreideschädling ist die Kornmotte, die zwar nicht so allgemein verbreitet ist wie der Kornkäfer, dennoch aber erheblichen Schaden anrichtet. Die Motte ist etwa 5 Millimeter lang. Das Weibchen legt im Jahr etwa 100 Eier zwischen die Getreidekörner. Die daraus schlüpfenden Raupen fressen die Getreidekörner, vorzugsweise Weizen und Roggen, von außen an und verspinnen die Körner zu Klumpen. Die Puppen überwintern gern im Getreide. Im Frühjahr schlüpft die Motte, die Fortpflanzung setzt ein.

Es versteht sich, daß bei der Gefährlichkeit des Kartoffelkäfers den Bekämpfungsmaßnahmen besondere Bedeutung zukommt. Die erste Vorbedingung für jede Bekämpfung ist: Sauberkeit der Lagerräume. Da sich der Käfer auch gern in Ritzen und Fugen aufhält, soll man, besonders nach der Entleerung der Vorratsräume, dort mit Sorgfalt nachsehen halten und etwa zurückgebliebene Getreidekörner entfernen. Was man dabei an befallenem Getreide findet, wird am zweckmäßigsten gleich verbrannt. Bei Neuanlagen von Vorratsräumen vermeide man alle Fugen und Ritzen, damit die Schädlinge keine Schlupfwinkel finden. Glatte Böden und Wände sind am zweckmäßigsten für den Vorratsraum. Vor der Einlagerung des Getreides soll man die Vorratsräume nach der Säuberung mit Spritzmitteln vorbeugend behandeln. Der ganze Raum muß von der Spritzflüssigkeit erfaßt werden, also auch die Decke. Am schwierigsten gestaltet sich die Bekämpfung des befallenen Getreides. Um hier wirksame Abhilfe zu schaffen, bleibt fast nur die Begasung. Diese Art der Bekämpfung ist aber nicht ungefährlich. Da das Gas auch den Menschen schadet, darf nur in solchen Räumen vergast werden, die nicht an menschliche Wohnungen angrenzen. Auf alle Fälle ist es ratsam, sich beim Auftreten der Getreideschädlinge an die Biologische Reichsanstalt, Berlin-Dahlem, zu wenden, die nach Kenntnis der örtlichen Verhältnisse die zweckmäßigste Bekämpfungsweise empfehlen wird.



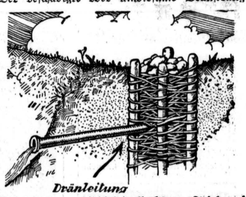
Kornmotte — Fraßbild
7 fach vergrößert — 2 fach vergrößert

Diese kleinen Schädlinge richten jährlich für mehr als 100 Millionen RM Schaden an

Praktischer Ratgeber

Die Dränage muß in Ordnung sein

Bei dränierten Aeckern kommt es nicht selten vor, daß nasse Stellen auftreten. Dann ist oft guter Rat teuer, da vielfach kein genauer Dränplan mehr vorhanden ist. Zur Feststellung der Lage der Dränrohre ist der Dränsucher gut zu verwenden. Wie Karl Denks, Kiel, in Nr. 43 der „Mitteilungen für die Landwirtschaft" ausführt, benutzt man zu diesem Zweck eine fingerdicke Eisenstange von 1,80 Meter Länge, die unten spitz und oben mit einem passenden Handgriff versehen ist. Der beschädigte oder unwirksame Dränstrang



Dränleitung

Das ist ein vorbildlich geflochtener Steinkessel „Landw. Bilderdienst" M

wird mit dieser Stange zunächst einmal festgestellt, die Lage markiert man durch Einstecken von Büschen. Nach Freilegung eines Rohres kann man dann sehr leicht feststellen, ob die Verlustquelle oberhalb oder unterhalb dieser Stelle liegt. Zur Reinigung der Dränleitung ist der Dränbohrer sehr gut geeignet, der aus einzelnen, verstellbaren Ketten-Gliedern besteht, deren vorderes einen Bohrer trägt. Diese Kette wird in den Dränstrang eingeführt und so lange gearbeitet, bis der Bohrer auf Widerstand stößt. Vielfach läßt sich das Hindernis schon so beseitigen, sonst muß diese Stelle eben ausgegraben werden.

Billiger — und genau so gut

Die Hofakohle erfreut sich als diätisches Beifutter großer Beliebtheit, sie hat nur den Nachteil, daß sie reichlich teuer ist. In Nr. 44/1938 der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse" wird darauf aufmerksam gemacht, daß man den gleichen Erfolg mit angebrannten Maiskolben erzielen kann. Getrocknete Maiskolben werden aufgeschichtet und angesteckt. Sobald die Oberfläche genügend verkohlt ist, zieht man den Haufen auseinander. Um den Rauchgeruch zu entfernen, läßt man die angekohlten Kolben einige Zeit frei liegen. Die Tiere fressen die verkohlten Maiskolben sehr gern, dabei schadet es nichts, wenn die Kolben im Innern noch einen weißen, unverkohlten Kern besitzen.

Wer **Rindfleischbraten recht saftig** haben will, lege das Fleisch vor dem Braten einen Augenblick in kochendes Wasser. Dadurch schließen sich die Poren.

Himbeeren gehören in jeden Garten

Wenn man unsere Gärten betrachtet, wird man heute keinen Garten mehr entdecken — und sei er auch noch so klein — in dem ein Erdbeerbeet fehlt. Wie selten findet man aber eine Himbeerpflanzung. Sehr zu Unrecht fehlen sie in unseren Gärten. Die Himbeeren liefern, auf die Fläche umgerechnet, etwa die gleichen Erträge wie die Erdbeeren, dabei ist ihre Kultur sehr viel einfacher und die Frucht steht im Geschmack nicht hinter der Erdbeere zurück. Wie lecker schmecken die Früchte und wie gut läßt sich die Beere zu Saft und Marmelade verarbeiten, aus deren Rückständen die Rote Grütze bereitet wird. Da die Reifezeit der Himbeeren mit der der Johannisbeeren zusammenfällt, lassen sich diese Früchte besonders gut zusammen verarbeiten. Die Himbeere mildert dann leicht den etwas herben Geschmack der Johannisbeere.

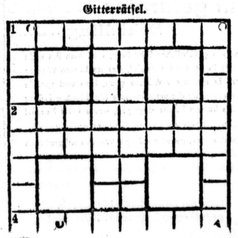
An den Boden stellt die Himbeere keine besonderen Ansprüche, auch auf einem leichten Boden gedeihen viele Sorten noch sehr gut. Die Pflanzung der Ruten erfolgt am besten im Herbst, so lange der Boden nicht fest gefroren ist, also bis in den Dezember hinein. Die Ruten werden in 60 Zentimeter Entfernung voneinander gepflanzt. Sieben sie nicht am Zaun entlang, ein Platz, für den sie sich sehr eignen, sondern in geschlossenen Quartieren, so beträgt der Reihenabstand 1,50 Meter. Nach der Pflanzung werden die Ruten auf 4 Augen zurückgeschnitten. Dies ist wichtig, denn im nächsten Jahr sollen sich die am Wurzelhals sitzenden Triebknospen kräftig ausbilden. Man muß bei der Beschaffung der Pflanzen also darauf achten, daß der Wurzelhals mit kräftigen Knospen besetzt ist.

Da die Himbeere am zweijährigen Holz trägt, gibt es im ersten Jahr noch keine Ernte. Das Land zwischen den Reihen kann aber gut mit einer Frühkultur (Salat, Spinat, Kohlrabi) ausgenutzt werden. Später beschränkt man sich beim Schnitt der Himbeeren darauf, die abgetragenen Ruten dicht über dem Erdboden fortzunehmen. Hierbei werden auch gleich zu dünne und zu dicht stehende Ruten entfernt. Das trockene Reisig eignet sich, ins Feuer gehackt, sehr gut zum Feueranzünden. An vorhandenen Kulturmaßnahmen verlangt die Himbeere, daß sie ständig sauber gehalten wird und jeden Herbst eine reichliche Düngung bekommt. Die letztere ist notwendig, will man in den vielen Jahren, in denen die Himbeere am gleichen Platz steht (15—20 Jahre) immer eine gute Ernte bekommen. Hierbei werden auch gleich zu dünne und zu dicht stehende Ruten entfernt. Das trockene Reisig eignet sich, ins Feuer gehackt, sehr gut zum Feueranzünden. An vorhandenen Kulturmaßnahmen verlangt die Himbeere, daß sie ständig sauber gehalten wird und jeden Herbst eine reichliche Düngung bekommt. Die letztere ist notwendig, will man in den vielen Jahren, in denen die Himbeere am gleichen Platz steht (15—20 Jahre) immer eine gute Ernte bekommen. Eine sehr wichtige Frage ist noch das Befestigen der Ruten. Wachsen diese am Zaun entlang, dann ist die Frage leicht gelöst. Pflanzt man sie freistehend im Garten, so nimmt man zweckmäßig aufrechtwachsende Sorten, bei denen sich ein Anbinden erübrigt. Sonst ist man gezwungen, einen Draht durch die Reihen zu ziehen, an dem die Ruten im Frühjahr mit Bast angebunden werden. Da dies eine mühsame Arbeit ist, ist es einfacher, zweimal um die Himbeerreihen einen Draht zu ziehen, zwischen dem die Ruten sich selbst halten. Wird solch ein Gestell genügend fest hergestellt, so hält es so lange wie die Himbeeren am gleichen Platz stehen. Die Kultur der Himbeeren ist also wirklich einfach und hoffentlich wird sie bald in gleichen Mengen neben den Erdbeeren im Garten zu finden sein.

G. Meyer-Victor.

Die Himbeerruten finden an dem Draht genügend Halt
„Landw. Bilderdienst" M (3)

Gitterrätsel.



a a a, c, e e e e e e e e e e e e e, h h h h, i i i i i i, l l, m m. n n n n n n. r r r r, s, t t t u u.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1 dünnes Gewebe, 2 militärischer Dienstgrad, 3 geldlicher Gewinn 4 Truppe zu Pferde.

Silbenrätsel.

Aus den 31 Silben:

ar — brin — de — di — e — ent — ern — gent — grimm — hoch — in — in — kirch — ling — mie — min — ne — neu — no — not — or — pi — re — scha — si — sol — ster — sti — tri — tur — way

forme man 13 Wörter mit folgender Bedeutung:

1. Stadt in Rußland 2 Schlachtort im Freistaat Sachsen, 3. musikalische Form 4. weiblicher Personenname, 5. größter Held der deutschen Geschichte, 6. italienische Hafenstadt, 7. anderes Wort für Seuche. 8 stellvertretender Herrscher, 9. verhaltener drohender Zorn, 10. Golf zwischen England und Schottland, 11. Stadt in Südtirol, 12. anderes Wort für Anfänger. 13. Fluß in Ostpreußen.

Nach richtiger Zusammenstellung der Wörter ergeben deren Anfangsbuchstaben und die vierte Buchstabenreihe, in beiden Fällen von vorn nach hinten gelesen, einen Sinnspruch.

Rechenaufgabe.

Für 1,00 Mark sollen 100 Stück verschiedene Bilder gekauft werden, und zwar solche zu 10 Pf., 3 Pf. und ½ Pf. für das Stück. — Wieviel Stück bekommt man von jeder der drei Sorten?

Verwandlungen.

Das Ganze ist der Ausdruck des Gefühls, Das man dem Unglück gegenüber hat. Wenn „Er" jedoch dem Worte fehlt, So ist's im Westen Deutschlands eine Stadt. Nimm Kopf und Fuß noch dieser Stadt geschwind, So bleiben Menschen, die nicht zu beneiden sind.

Synonym.

Für jedes der nachfolgenden Wörter soll ein synonymes sinnverwandtes Wort gesetzt werden. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben von oben nach unten gelesen den Namen eines bekannten, regelmäßig wiederkehrenden Sternschnuppenschwarms.

1. verlieren, 2. fehlen 3. vergrößern, 4. schlagen 5. anpreisen, 6. kugeln, 7. vergewissern, 8. verlieren, 9. besitzen, 10. auslegen, 11. berichten, 12. mästen.

Denksportaufgabe.

Sechs Personen sitzen bei einer Flasche Wein. Wie oft erklingen die Gläser, wenn ein jeder mit dem andern einmal anstößt? — Die Lösung soll lediglich durch Nachdenken gefunden und bewiesen werden.

Das Stellbichein.

Verbindungsaufgabe.

Apfel — Berg — Bogen — Distel — Eis — Fink — Isle — Kaffee — Kraut — Lampe — Laub — Licht — Luft — Satz — Schiff — Schirm — Stein — Wald.

Aus den vorstehenden 18 Wörtern sind durch Zusammensetzen zweier Wörter 9 neue Wörter zu bilden. Sind diese gefunden und richtig geordnet, ergeben deren Anfangsbuchstaben aneinandergereiht ein Fettkleid der Damenwelt.

Anagramm.

1 2 3 4 5 ist ein Haustier und leicht zu erraten
doch ist dieses ungeeignet zum Braten.
1 2 5 3 4 ist gar vielfach als Spiel in Gebrauch
doch dienet sie ferner zum Schreiben uns auch.
1 5 4 3 2 eine Insel im Süden und wohl dir bekannt
gelegen ist sie in Griechenland.

Mahnung.

Jüngst ging bei Sonnenschein sie aus
Und ließ, weil's schön, den Schirm zu Haus.
'nen „eins", den sie im Winkel fand,
Nahm sie gedankenlos zur Hand. —
Da, plötzlich ging ein Guß hernieder.
Ihr zitterten vor Frost die Glieder.
Am andern Tag hat sie „zwei—drei"
Und hohes Fieber nebenbei.
Bis schließlich kam „eins—zwei—drei" raus:
Gib acht! — Laß nie den Schirm zu Haus!

Auflösungen aus voriger Nummer:

Füllrechteck: 1. Burg, 2. Gras 3. Hese, 4. Erde, 5. Hain 6 Nabe. 7. Mole. 8. Erle. 9. Bier. 10 Nabe, 11. Aida, 12 Aige, 13. Kiel, 14. Luna. 15 Pulk 16 Salm 17 Kant, 18 Toga 19 Lama 20. Aloe 21. Laub 22. Bali. — Generalstab.

Auszählrätsel: Die Auszählung beginnt mit dem elften Buchstaben. Das Sprichwort lautet: „Zanken zwei so haben beide unrecht!"

Silbenrätsel: 1. Mutlosigkeit, 2. Terrier, 3. August 4. Andernach 5. Meiningen, 6. Nero. 7 Wiedehopf 8. Genua, 9. Wachtmeister, 10 Testament 11 Dutzend 12. stets 13 Stundung 14 Denkmal, 15. Laufe. — „Mutterauge" an meiner Wiege wacht" bei off stundenlang . . ."

Gleichklang: Floh — flob.

Silben-Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1 Vadua 2 Gama 3 Laura 4 Jason 5 Magenta 6 Eixani 7 Depesche 8 Kochat. 9 Pinne 10. Rhblaus 11 Adar 12 Schneehuhn 13 Atka 14 Kapella 15 Rosmarin. 16 Hekuba 17 Bali 18 Krone 19 Male. 20 Matrone — Senkrecht: 1 Parana 2 Gamasche 3 Laner 9 Pindar 10 Rebhuhn 11. Ikaros 12 Schneewehe 14 Kadale 21 Asa. 22 Magen 23 Sonde 24 Taberne 25. Nikolaus 26 Peters 27 Opel 28 Lava 29. Matrone 30. Minne 31. Kuma 32 Lima.

Dreierlei Bedeutung: Absatz.

Stimme von drüben?

Eines Morgens liest Wippermann seine eigene Todesnachricht in der Zeitung. Eine fröstelnde Gänsehaut auf dem Rücken, ruft er seinen Freund Süßmilch an:

„Hallo, Egon — hast du meine Todesanzeige gelesen?"

„Ja", stammelt der. „Von wo sprichst du?"

Sammelbegriffe

Lehrer: „Hans, nenne mir zwei Sammelbegriffe!"

Hans: „Papierkorb und Staubsauger, Herr Lehrer!"

Lausejunge

Fritzchen steht an der Gartentür und bittet eine vorübergehende Dame: „Wollen Sie mir bitte die Tür aufmachen?"

„Freilich", sagt die Dame und öffnet, „aber weshalb öffnest du die Tür nicht selbst?"

„Weil sie ganz frisch gestrichen ist!"

Unterschied

„Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Liebesroman und einem Kriminalroman?"

„— — — — — —!"

„Na, ganz einfach, im Liebesroman kriegen sie sich, und im Kriminalroman kriegen sie ihn!" (Lustige Blätter.)

Unüberlegt

„Ich sage Ihnen, mein Sohn ist tot für mich! Der Nichtsnutz hat mich so gekränkt, daß sogar sein Name nie mehr über meine Lippen kommt!"

„Wie heißt er denn?" — „Eberhard!"

Nicht schlimm

Hocke besuchte nach langer Zeit plötzlich Hockes.

Hocke guckte erstaunt und flüsterte Hocke zu: „Aber Ihre Frau hat ja gänzlich weißes Haar bekommen?"

Hocke meinte: „Oh, das ist nur vorübergehend!"

Beruf

Die Fortbildungsklasse hat Moralunterricht. „Nichts braucht das Licht des Tages zu scheuen. In eurem Beruf müßt ihr alles, was ihr tut, so tun, daß jeder euch immer beobachten kann. Nichts braucht das Licht des Tages zu scheuen!"

„Das geht nicht bei mir", meldete sich Braun.

„Und warum nicht?" — „Ich werde Photograph!" (Fliegende Blätter.)

Das dicke Ende

Autor: „Wie hat Ihnen mein Buch gefallen?"

Schriftleiter: „Ich habe dreimal bis Seite 4 gelesen und mußte immer wieder von vorne anfangen."

Autor: „Ist es denn so schwer verständlich?"

Schriftleiter: „Ich war jedesmal eingeschlafen!"

„Schnell, schnell, das ist neu: ein Bild vom Strafmandat."

(„Judge.")

„Es ist nicht zum Aushalten, ich sehe alles doppelt."

„Mach' doch einfach ein Auge zu!" („Politiken".)

Eine lange Dame hat als Tischherrn einen Arzt. Sie beschließt, diesen ein bißchen zu hänseln. „Nicht wahr, Herr Doktor", sagt sie, „Sie sind sozusagen der Zugführer auf der Bahn ins Jenseits."

„Das nun nicht gerade, mein Fräulein, ich bin nur — Bremser."

*

„Du bist und bleibst ein Tölpel! Die Eier sind ja steinhart! Ich sagte dir doch, du solltest sie drei Minuten kochen! Wie lange hast du sie denn gekocht?"

„Zwölf Minuten, Schatz!"

„Aber warum denn?"

„Es sind doch vier!"

(Neue Ig.)

*

„Gestern habe ich getanzt, sage ich dir . . ."

„Ich meinte immer gehört zu haben, daß du gar nicht tanzen kannst."

„Hast du dir schon einmal den Daumen mit einem Hammer breitgeschlagen? Da geht's aber!"

Erkannt

Scholle und Molle besuchen einen Vereinsball. Scholles Vergeßlichkeit ist chronisch. Er schleicht zu Molle und flüstert geheimnisvoll: „Im Vertrauen! Ich habe keinen Pfennig Geld bei mir!"

„Ich erzähle es bestimmt keinem", wehrt Molle den fingierten Pumpversuch ab.

Eignungsprüfung

Chef: „Werden Sie auch die nötige Geduld haben, die der Posten erfordert?"

Bewerber: „Ganz gewiß, Herr Direktor! — Ich bin verheiratet, Vater von fünf Töchtern, habe eine Schwiegermutter, ein Motorrad, einen Papagei, ein Taschenfeuerzeug, Radio, einen Dackel, eine — — —"

Chef (mit Grausen): „Hören Sie auf! Genügt! — Sie können sofort eintreten!"

*

„Aber, Hans, der Arzt hat dir doch verboten, zum Essen Bier zu trinken."

„Du hast recht, liebe Frau, daran habe ich gar nicht gedacht. Ober, nehmen Sie das Essen wieder fort."

Warum so eilig?

Ein aufsehenerregender amerikanischer Wagen sagte durch Salzburg. Die Bremsen kreischten, und mit hohem Ruck hielt er. „Bitte, geht es hier zu Mozarts Haus?" fragte der Fahrer in leidlichem Deutsch. „Ja, bitt schön", war die Antwort, „aber so pressiern brauchts Sahna net. Der ist schon seit 2ahren tot."

(Jugend.)

*

Ruckmich fährt ein Kleinauto. Ein kleines Kleinauto. Kürzlich überfuhr er damit einen Mann. Entsetzt sprang Ruckmich aus dem Wagen.

„Um Gottes willen", schrie er, „ist was passiert?"

„Ja", sagt der Ueberfahrene und kam hervorgekrochen, „ich habe gleich nachgesehen. Die Kardanwelle hat sich ein bißchen verbogen."

*

Das Wartezimmer des Arztes ist überfüllt. „Wer hat am längsten gewartet?" fragt die eintretende Schwester.

Schnellt Mimme hoch: „Ich, Fräulein! Ich wollte schon vor einem Vierteljahr zu Ihnen kommen!"

*

„Liebst du mich wirklich?" flüsterte sie zärtlich.

„Ueber alle Maßen!" versicherte er ihr.

„Und denkst du auch Tag und Nacht an mich?" wollte sie weiter wissen.

Der junge Mann war außerordentlich wahrheitsliebend — nie hätte er eine Lüge vorbringen können. Er zögerte mit der Antwort. „Weißt du", meinte er schließlich, „wenn ich ganz ehrlich sein soll — manchmal denke ich auch noch an die Fußballmeisterschaft am nächsten Sonntag!"

*

Pimke hat eine Riesenwut auf Schulze. Rachedurstig wartet er endlos auf ihn, um ihm eins hinter die Ohren zu geben.

„Jetzt stehe ich schon über eine Stunde", seufzt er schließlich besorgt, „es wird ihm doch nichts passiert sein?"

*

„Wieviel Grad hatten wir heute Nacht?"

„Zwei Grad unter Null."

„Das ist ja nicht der Rede wert."

„Nein, ich hätte auch nichts gesagt, wenn Sie nicht gefragt hätten."

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Natürlich hätte Tante . . .

„Tante, warum hast du nicht geheiratet, wolltе dich keiner haben?"

„Pfui, Lotti, so zu deiner Tante zu sprechen! Selbstverständlich hätte ich heiraten können; an jedem Finger habe ich einen gehabt! Aber ich habe nicht gewollt. Und schließlich ist er nach Amerika gefahren und so verschollen."

(Tidens Tegn.)

Ein schönes Kleid wirkt erst an guter Figur. Sorgen Sie deshalb für gesunde Schlankheit und bekämpfen Sie das überschüssige Fett durch den weltberühmten Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee auch als Drix-Tabletten – Drix-Dragees

....je öfter Sie inserieren, um so bekannter wird Ihr Geschäft

Flußkrebspest (auch Schuppenflechte) Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich meine ausführliche Aufklärungsschrift. Aus dieser ersehen Sie, durch welch einfach anzuwendendes Mittel mein Vater u. zahlr. andere Kranke nach jahrelangem Leiden in ganz kurzer Zeit befreit wurden. Max Möller, Heilmittelvertrieb, Bad Weißer Hirsch b. Dresden-N.

RW Stahl-Holz-Betten Stahl-Holz-Matratzen Anfrage Nr. 1 Nur gute Qualität. Tausende freiw. Anerkennungen. Verkauf an alle. Katal. fr. Eisenmöbelfabrik, Suhl i. Th.

Laubsägerei Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Lindenfurt/Pfalz 11

"alles nichts für mich!" sagen viele vor den neuen Modellen, weil die Figur zu rund und behäbig wurde. – Auch Sie können schlank und jugendlich-elastisch werden durch Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee auch als Drix-Tabl. und Drix-Dragees

Liguster immergrün 100 Pflanz. für 20 m prächt. Hecke 30/60 cm hoch 6 RM, Thuja (Lebensb.) 100 Bäumchen 10 RM, 10 Johannisbeer. 2,50 RM, 10 Stachelbeeren 3,50 RM, 10 Himbeeren „Preußen" 1,80 RM. Preisliste über alle Pflanzen f. d. Garten kostenl. Rudi Hartmann Versandbaumschule Pinneberg 14 (Holstein)

Rehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Handwerksmeist., 27 J., 1,63, dunkelblond, lebenslustig, 2500 RM Ersparn., möchte mit einem gesund. Mädel mit gut. Vermögenb., im entspr. Alter, z. Geschäftsgründ. zu

Heirat

bekannt werden. Zuschr. w. mögl. m. Bild, unter Nr. 1122/2 an „Der 7. Tag," Paderborn.

Kath. Handwerk, 30 J. alt, m. Eigenheim u. 13 Morg. Land, wünscht lb. Mädel v. Lande zwecks

Heirat

kennenzulernen Zuschr. mit Bild (Bild zurück) sind z richten unt. Nr. 1122/3, „Der 7. Tag" Paderborn.

Bekanntschaft

m. sol. nett. Herrn Zuschr. m. Bild u. Nr. 1113/3 „Der 7. Tag," Paderborn

Nett. geb. Mädel, 28 Jahr., kath., gut. Vermögenh., a. d. Familie, wünscht

Deutliche Schrift im Anzeigen-Manuskript hilft Fehler und Verzögerungen vermeiden!

Weihnachtskrippe aus starkem Holz grün bemalt mit Moos verziert und mit hübschen Figuren versehen: Maria und Josef, 3 Könige, das Christkind in der Krippe und 2 Schafe. 9×35×19 cm hoch per Stück RM. 1.88 zuzügl. Porto

Weihnachtskrippe Extra große und starke Ausführung. Fein grün bemalt mit Strohdach und reichlich Moos behängt. Besonders schöne große Figuren. Maria, Josef, 3 Könige, Christkind in der Krippe, 2 Schafe, 25 cm lang, 16 cm breit, 24 cm hoch, im Karton RM. 3.25 Versand p. Nachn. Bei Nichtgefallen Geld zurück!

UMSONST und portofrei versende an jedermann meinen großen Hauptkatalog über weitere Krippen, Krippenfiguren und andere Geschenke

Emil Jansen Solingen-Wald 270

Gute Musik Instrumente von Hugo Spezialwerk Nr. 15 Markneukirchen/Sa. Katalog kostenlos! HEROLD & Co. Markneukirchen/Sa. 15 Fabrik für Musikinstrumente

Inserieren bringt Gewinn

1937er Rheinwein 20 Mk. 19 Mk. Nachn. Weinhaus b Wallertheim b Bingen.

Neue Geschäftsverbindungen vermittelt erfolgreich die Anzeige in unserer Zeitung!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. VI. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 47 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 20. November 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Hände...

Von Karl Burkert

Mancherlei Hände habe ich schon in meinem Leben gesehen: Geigerhände, Malerhände, Gelehrtenhände, Hände von Generalen, Rednern, Baumeistern, Kaufleuten, Ringkämpfern. Von Tänzerinnen, Lehrerinnen, Schauspielerinnen. Von Dienstmädchen, Briefträgern, Totengräbern, Lokomotivführern, Dorfschmieden, Polizisten, Matrosen und allen möglichen Menschen. Ich war verwundert, erstaunt, beglückt, bedrückt bei den einen, ich fühlte mich bedroht, belogen, geborgen, erhoben, beruhigt, beschützt, erniedrigt und nachdenklich gestimmt beim Anblick der andern — aber ergriffen, in tiefster Seele ergriffen, haben mich immer wieder die Bauernhände.

Bauernhände, dünkt mich, sind anders als alle übrige Menschenhand. Keine so rindig, so rissig wie sie, keine so grob, so hart, so wunderlich gebildet. Wie Baumwurzeln sehen die meisten aus. Wie Wurzeln, die sich in die Scholle krallen müssen. Breit, wie wenn sie viel Erdreich umspannen wollten, spreizen sich die krummen, nägelstarken Finger. Sobald sie feiern müssen, haben sie nicht mehr das rechte Gefühl, sind sie fremd untereinander, können sie sich nicht eng zur Faust zusammenfügen. Immer meinen sie, sie müßten etwas zwischen sich haben: die Sense, den Pflugsterz, den Steinschlägel, die Reuthaus, den Wiesbau, eine Hand voll Körner.

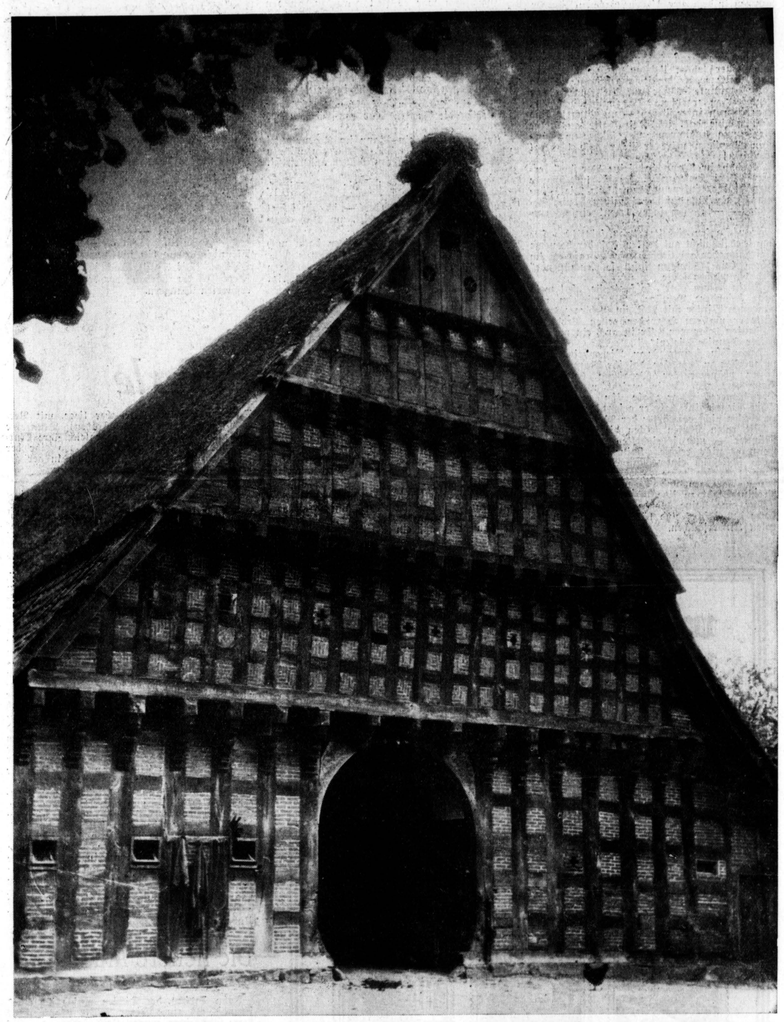
Bauernhände denken nie mit einem Gedanken an sich selber und fragen auch kaum darnach, was andere Menschen von ihnen halten. Sie wissen, daß sie nicht schön sind im landläufigen Sinn; doch haben sie davon keinen Kummer. Sie sind sich ihrer Kraft, ihrer Sendung bewußt, aber sie prahlen nicht damit, wollen es keinem zeigen. Sie spüren bei jedem Hieb, Griff, Armschwung den großen, schweren Segen, der in sie gelegt ist, aber sie mögen sich des nicht berühmen. Sie glauben, man wird es schon wissen.

Bauernhände schauen aus, als ob sie die Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft ihres Landes und Volkes, nein, des ganzen runden Erdkreises zu tragen und alles hohe und edle Erbe der Menschen und Menschheit zu überkommen, zu sichern und zu mehren hätten. Allerlei geheimnisvolle Runen sind ihnen in die spröde, schrundige Haut gekerbt. Treue, Ehrlichkeit, Selbstgefühl, Gottvertrauen und anderes bedeuten sie dem, der sie zu lesen versteht.

Bauernhände duften nach Ackerfurchen und Fichtenharz, nach Heuwind und Weizengarben, nach tauigen Mähderstunden, nach bitteren Hopfendolden, nach der räßen Kartoffelblüte und der warmen, beruhigenden Nähe der starken, gesunden Stalltiere.

Bauernhände sehen mitunter aus, wie wenn sie droben eine schwarzgeballte wetterdräuende Wolke in Stücke reißen wollten. Dann schockt ihnen ein Zorn in den Adersträngen und sie bäumen sich auf wie Nattern. Ein andermal fahren sie feinlächelnd über das glatte, nußbaumene Tischblatt und das soll heißen: „Nachbar, es ist mir gut so; es ist wieder alles eben zwischen uns!" Aber schön sind sie auch, wenn sie ihren stummen Dank sagen für gutbeimgebrachte Ernte.

Bauernhände, fertig und getrost ineinandergelegt in der Totenruhe! Auch dieses Bild ist mit nicht fremd und ich habe es schon mehr denn einmal vor Augen gehabt. — Aber nein. Mich deucht, es schickt sich nicht, davon zu reden.



Altes Bauernhaus im Artland (Foto: Fritz Carl)

Auch Häuser haben ihr Gesicht. Man kann darin leicht erkennen, was für Menschen sie gebaut und darin gewohnt haben, wie sie auf dieser Erde standen und welche Haltung sie in den großen Dingen dieses Lebens hatten, ob sie der Zeit und Zukunft vertrauten und über allem Wandel des Tages sich eine tiefe Sicherheit bewahrten, mit der sie dem Leben so über ihre Zeit hinaus dienen konnten. Unter den hochaufgezogenen Giebeln der alten Bauernhäuser steht von all dem vieles zu lesen, jedes hat sich auf eine geheimnisvolle Weise in das Gesicht des Hauses eingegraben, in das kunstvolle Fachwerk und die geschnitzten Balken, in Jahreszahl und Spruch, in Tor und Tür, in seine gesamte Anlage, mit Hof, Scheuer und Stallung. — Ob nun die grelle Sonne Schatten um Giebel und Balken zeichnet, ob Wolken sich schwer über den First lagern oder der Sturm in den Dachsparren reißt, immer begegnet uns hier das Bild eines ungebeugten Daseins, fest im Boden verwurzelt, unwandelbar einer großen Aufgabe dienend: Leben zu bergen und in Treue zu bewahren.

Ein Schirm und die echte Liebe

Von Eugen Hobein

Diesmal fand das Gränzchen bei Frau Petermann statt. Vielleicht duftete es im Hause nach Kaffee und Kuchen.

Für die Teilnehmerinnen war es jedesmal ein Ereignis.

Man sprach von den Freuden und Leiden einer Hausfrau, von dem wundervollen letzten Film mit Zarah Leander, erging sich in Betrachtungen, warum die Kleider wieder kurz getragen werden und der Modellhut bei Haase & Co. so teuer sei.

Es war ein kalter, trüber Nachmittag im Spätherbst. Behaglich saßen die Frauen zusammen in dem gemütlichen, warmen Zimmer.

Da kam das Gespräch auf die Männer. Mit heißen Wangen und offenbarer Begeisterung versuchte jede ihren Ehepartner herauszustreichen.

Die kleine Frau Heidenreich, deren Mann nach seinem letzten Urlaub befördert worden war, hatte wohl damit angefangen. Schon lange brannte es ihr auf der Zunge, diese Neuigkeit zu erzählen. Das mußte doch ihre Freundinnen interessieren — unbedingt! Und nicht alleine das, ihr Fritz hatte auch eine Belobigung bekommen. Bei solchen militärischen Vorzügen wäre er sicher bald General geworden!

„Auch mein Mann hat seine Vorzüge", erklärte Toni Liesegang. „Er ist im Grunde garnicht der trockene Aktenmensch. Die schönsten Theaterstücke kann er schreiben — und Gedichte — —!? Ich sage Ihnen: einfach entzückend!"

Frau Jansen lächelte etwas spöttisch. Sie konnte es sich nicht gut denken, daß der bequeme Liesegang, der am liebsten nach Bürofchluß im Büro beim Schoppen saß, so „entzückende" Gedichte machen sollte.

„Mein Mann aber", so sagte sie, „hat wohl ganz besondere Vorzüge. Als wir im vergangenen Winter mit KdF. im Gebirge waren, bitte er um ein Haar den ersten Preis im Skilaufen bekommen. Er ist auch ein meisterhafter Tennis-Spieler!"

Daraufhin konnte Frau Bievenbrink nicht unterlassen zu bemerken, daß ihr Mann infolge seiner phänomenalen Begabung bald zum Hauptwerk nach Berlin versetzt werden soll. Der Generaldirektor habe ihn angefordert. Ohne Bievenbrink, habe er gesagt, kommen wir in Berlin nicht vorwärts; der Mann muß her!

Mit roten Köpfen lobten die Frauen ihre Männer — und schwindelten nachher hinzu, wenn es nicht reichte. Keine in der Runde hatte schließlich einen Mann, der nicht ein Juwel gewesen wäre — viel zu schade mit seinen Vorzügen und Talenten, hier in der Provinz-Stadt zu sitzen.

Nur eine Kleine, blonde Frau sah still am Ende des Tisches und kämpfte an einem rosaroten Kinderjäckchen.

„Hat Ihr Mann denn keine Vorzüge, Frau Müller?" fragte man.

„Ich — ich weiß nicht — nein, wirklich — ich kann nichts besonderes sagen. Mein Mann hat seinen Beruf und seine Familie. Er singt wohl oft mit den Kindern alte Volkslieder. Das ist dann sehr schön — ich höre das so gerne . . ."

„Singen lernt man schon in der Schule", sagte Frau Liesegang und nahm das letzte Sahnetörtchen. „Na ja, schließlich kann nicht jeder Mann seine besonderen Vorzüge haben . . ."

Inzwischen war es Zeit geworden, an den Aufbruch zu denken.

Als die erste Dame die Haustür öffnete, rief sie entsetzt: „Mein Gott — es regnet ja! Und ich habe keinen Schirm!"

„Ich auch nicht!" jammerte eine andere.

„Wer hätte auch gedacht, daß das Wetter so umschlagen kann!" ließ sich eine dritte hören.

Wie ein Schwarm aufgescheuchter Hühner schwirrten die Frauen über den Kiesweg des Vorgartens.

Am Tore stand ein Mann im Regenmantel und grüßte höflich. Da huschte ein Lächeln über seine Züge, als Frau Müller angetrippelt kam.

„Hier, Liebes, bringe ich Dir den Schirm", hörten die Frauen eine klangvolle Stimme. „Du sollst nicht naß werden — ich bin sofort von der Arbeit hierher geeilt, um Dich abzuholen . . ."

Arm in Arm gingen die beiden dann nach Hause. Sie hatten es garnicht eilig.

Aber um so schneller liefen die anderen davon. Jede dachte dabei: Der Mann scheint doch seine Vorzüge zu haben!

Der Paukenschlag

Der Fagottist Balzer war bei seinen Kollegen in der fürstlichen Hofkapelle zu R. recht beliebt — nicht zuletzt wegen seiner Trunkfestigkeit. Gefürchtet wurden nur zwei seiner Eigenschaften: seine Wettleidenschaft und sein Pumpgenie. Die älteren Kollegen wußten sich vor seinen Pumpversuchen freilich zu schützen, die aber, die neu ins Orchester eintraten, fielen ihnen trotz aller Warnungen doch wenigstens einmal zum Opfer.

Sehr schlimm erging es einem Paukenschläger, der am ersten Tage seiner Anwesenheit zur Hofkapelle von Balzer um einen Taler erleichtert worden war. Vergeblich versuchte er, seinen Schuldner zur Rückzahlung zu bewegen. Balzer ließ sich weder durch Bitten noch durch Drohungen rühren, und als ihm die Mannen schließlich sämtlich wurden, nahm er an seinem Gläubiger schlimme Rache.

Am nächsten Opern-Abend im Hoftheater — es war der erste der Saison und der Fürst in der Hofloge dicht über dem Orchester anwesend — ergab es sich, daß die Pauken am Schluß des ersten Aktes nichts mehr zu Nasen hatten. Schlechter Gewissen gemäß schoben sie sich vorsichtig aus dem Orchesterraum hinaus. Balzer aber trat zu dem Paukenschläger, der leise die Töne mitzählte, weil er auf seinen hohen Einsatz wartete. Während der Unselige seine ganze Aufmerksamkeit zwischen Partitur und Dirigent teilen mußte, zählte Balzer ihm den Taler in lauter einzelnen Pfennigen auf das Paukenfell. Der Paukenschläger bemerkte es und wurde bleich vor Schrecken. Er zählte die Pfennige, mein die Takte, starrte bald auf das Geld, bald auf den Dirigenten. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Da gab der Dirigent das Zeichen zum Einsatz. Bumm! — sauste der Schlegel auf das Paukenfell. Schmetternd spritzen die Pfennige empor bis ins Parkett und in die Hofloge. Die Musik brach jäh ab, und rauschend fiel der Vorhang vor den in ihrer Pose erstarrten Sängern.

Kurt Lützen

Dies nebenbei

In der Gemeinde Lanslebourg in Savoyen ist dieser Tage ein Standbild enthüllt worden, das zu Ehren eines — vierbeinigen Postboten errichtet wurde. 10 Jahre lang hat „Flambeau", auf deutsch „Fackel", ein Schäferhund, die Post von Lanslebourg nach dem in 2700 Meter Höhe liegenden Fort Sollieres gebracht, auf dem eine Abteilung französischer Alpenjäger stationiert ist. Kein menschlicher Briefträger hätte mit solcher Pünktlichkeit und Ausdauer diesen schwierigen, fast unbegehbaren Weg über Felsen und Schluchten hinweg zurücklegen können, wie es „Fackel" tat, der Liebling des Regiments. Weder Schneesturm noch Nebel hielten das treue Tier von seinem Botengang ab, und als es vor einigen Monaten starb, da schämten sich die Soldaten von Fort Sollieres nicht der Tränen, die sie um ihren Postboten vergossen. Gemeinsam mit dem Tierschutzverein von Savoyen errichteten sie in Lanslebourg ein Standbild von „Flambeau" in natürlicher Größe. Auf diesem Denkmal stehen die Worte „Chien Vaguenestre", auf deutsch „Hunde-Briefbesorger". Das kuriose Wort „Vaguenestre" ist übrigens seiner Herkunft nach interessant. Es ist nämlich das ins Französische übernommene gute alte deutsche Wort „Wagenmeister".

*

Auf der englischen Werft Dartmouth ist das modernste Forschungsschiff der britischen Admiralität nunmehr fertiggestellt worden. Die „Research" ist einschließlich all ihrer Einrichtungsgegenstände ohne Zuhilfenahme von Metall gebaut worden, denn sie soll ein „nichtmagnetisches" Schiff sein, um, von allen magnetischen Einflüssen unberührt, ihre Messungen vornehmen zu können. Hier gibt es weder Metall-Kochtöpfe, noch eine eiserne Ankerkette, weder Messingbeschläge noch Metallknöpfe an der Uniform der Besatzung. Für alle Gegenstände, die normalerweise aus metallischen Stoffen bestehen, haben die Konstrukteure der „Research" einen geeigneten Ersatzstoff gefunden. Nur das Problem von nichtmetallischen Rasierklingen konnte nicht gelöst werden. Darum muß sich die Mannschaft der „Research" verpflichten, auf jegliche Mitnahme von Rasiergeräten zu verzichten und sich während der Forschungsreise einen Bart wachsen zu lassen.

*

Das berühmte Wort „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein" hat einen neuen Klang bekommen durch eine Untersuchung des amerikanischen Industrie-Forschungs-Instituts. Man hat die — Körpergewichte aller erfolgreichen Unternehmer der Vereinigten Staaten gesammelt und dabei festgestellt, daß die sogenannten Erfolgs-Männer mit wenigen Ausnahmen wohlbeleibt sind. Während die schlanken Männer nach diesen Untersuchungen mehr dazu neigen, Professoren, Ingenieure, Organisatoren und tüchtige Angestellte zu sein, sind die „Proportionierten" berufen, Unternehmer zu werden. Sie verstehen es besser, Verhandlungen zu führen und bei ihren Geschäftspartnern Vertrauen zu erwecken: sie sind beherrschter und nicht so sehr den Schwankungen ihres Temperamentes unterworfen. Es ist freilich nicht erwähnt, ob diese erfolgreichen Unternehmer bereits wohlbeleibt waren, ehe sie Millionäre wurden, und ob ihre Rundlichkeit nicht vielleicht nur eine Folge des Wohllebens ist, dem sie sich heute auf Grund ihrer finanziellen Erfolge hingeben können.

*

An verkehrsreichen Autobushaltestellen gibt es in London eine Vorrichtung, die dem zuerst Gekommenen die Möglichkeit gewährt, auch als erster in den Omnibus einzusteigen. Man zieht aus einem an der Haltestelle angebrachten Automaten einen numerierten Zettel und stellt sich in der Nummernreihenfolge vor dem eintreffenden Fahrzeug auf. Ist der Wagen überfüllt, so müssen immer jene Passagiere zurückbleiben, die zuletzt gekommen sind. Diese zwar etwas umständliche, aber zweifellos nützliche Einrichtung, die dazu dienen soll, Rücksichtslosigkeiten in öffentlichen Verkehrsmitteln zu unterbinden, krankte bisher daran, daß es eben nur die anständigen Menschen waren, die von ihr Gebrauch machten und sich nach der Nummernreihenfolge richteten, während die sogenannten „Ellenbogenmenschen" sich den Teufel um die Nummern scherten und sich einfach vordrängten, wenn der Autobus da war. Nun werden derartige Verstöße gegen die Verkehrsdisziplin mit Geldstrafen bis zu 40 Schillingen bestraft. Haben sich mehr als drei Personen an einer Haltestelle angesammelt, müssen sie sich in der Folge der gezogenen Nummern hintereinander anstellen. Jeder Polizist hat das Recht, dafür Sorge zu tragen und jeden, der sich unbefugt vordrängt, zu Strafe zu nehmen.

*

Ein ungewöhnliches Preisausschreiben veranstaltet gegenwärtig ein großer amerikanischer Buchverlag, der das beste Werk eines Schriftstellers, der seit 20 Jahren in den Vereinigten Staaten lebt und gleichwohl noch nie ein Buch über Amerika und die Amerikaner veröffentlicht hat, mit 2000 Dollar prämieren will. Man begründet diesen Gedanken damit, daß ein Schriftsteller, der seit 20 Jahren in den USA. lebe und dennoch so viel Verantwortungsgefühl besitze, mit seinem Urteil über Land und Leute zurückzuhalten, besondere Anerkennung verdiene. Nun sollen sich also die „Zurückhaltenden" über Amerika äußern, und das beste dieser Werke wird den Preis erhalten. Hoffentlich hat Amerika keinen Grund, sich zu freuen, daß diese „Zurückhaltenden" so zurückhaltend (aus Rücksicht!) waren . . . Jo—Jo.

HANS B. WAGENSEIL

Die Perle

Zu dem berühmtesten Goldschmied seiner Zeit kam einmal ein Abgesandter des Königs und brachte ihm eine Perle, die war größer als ein Taubenei. Diese Perle sollte der Meister so fassen, daß sie aufrecht und wie ein schwebender Stern auf einen goldenen Reifen zu sitzen käme, um das Haupt der Königin zu zieren. Der Meister hielt das unschätzbare Juwel in der einen Hand und kraulte sich mit der anderen bedenklich den Kopf. Um so zu verfahren, sei nötig, die Perle anzubohren, um sie fein artig auf ein Stiftlein oder einen Dorn zu nadeln. Hier aber liege, mit Verlaub zu sagen, der Hund begraben! Denn eine Perle von solcher Größe habe leicht ihre Mucken und könne im Augenblick, wo ihr der Stahlbohrer ins Herz fahre, auch in der geschicktesten Hand zerspringen.

So aber wollte der Abgesandte das Geschäft nicht wahrhaben. Er habe, sagte er und ließ ein wenig die Mundwinkel fallen, wohl zu Unrecht so viel des Lobes von des Meisters Kunst und Können gehört. Wer sein Geschäft verstehe, der sei des Erfolges auch gewiß. Kurz und gut: entweder sei der Meister mit Haupt und Habe Bürge, oder er solle auch den Preis und die Ehre nicht haben.

Dem Meister schoß das Blut in den Kopf. Erst wollte er den Handel abschlagen. Dann aber ging er um der Ehre seiner Zunft willen dennoch darauf ein. Kaum aber war der Abgesandte fort, da bereute er seine Eilfertigkeit bitter und raufte sich den Bart und hatte von Stund an nicht Ruhe mehr noch Rast. Die Meisterin hatte bald heraus, wo ihren Mann der Schuh drückte, sie sann, wie sie ihm helfen könnte. Eines Tages holte sie entschlossen die Perle aus dem Behältnis und ging hinüber in die Werkstatt. Dort stand gerade der Lehrbub an der Drehbank und hatte vor sich eine Schachtel mit allerhand Tand stehen. Nagperlen und böhmische Glaskugeln und Zierat aus Italien. Die Meisterin warf ihm so, als sei es billiger Tand, die kostbare Perle hin und sagte leichtsinn: „Geh, Theodor, bohr mir mal eben den Klunker an." Damit drehte sie sich um und schlug ein Kreuz.

Der Bub griff zu, es knirschte und splitterte ein wenig — und das Werk war getan. Der Bub wunderte sich nicht wenig, als ihm die Meisterin um den Hals fiel. Als der Meister heim kam, lag die Perle fein säuberlich auf einem roten Samtkissen. Vor Staunen konnte er kein Wort hervorbringen. Da lachte die Meisterin und sagte, ihn am Ohr zupfend: „So mußt du denn wieder beim Lehrbuben in die Schul' gehen. Oder weißt du nicht mehr, daß an einem guten Handwerk vor allem eins gehört: munteres Draufgehen und eine frohe Unbefangenheit?!"

Die heitere Muse

Von Halerkorn

John Dryden, der Dichter, mußte sich eines Abends, als eines seiner Stücke uraufgeführt war, über einen jungen Lord ärgern, der auf seine Weise ebenso laut wie dämlich Kritik übte. „Sitzt das Liebespaar in Ihrem Stück des Nachts auf der Bank und verbringt die Zeit mit Schwatzen! Ich weiß bei solchen Gelegenheiten etwas besseres zu tun, als Ihr Held!"

„Das kann ich mir denken", sagte Dryden freundlich, „aber Sie sind ja auch kein Held."

*

Foote, der englische Possendichter, Schauspieler und Theaterdirektor, der von 1720 bis 1777 lebte und in meisterhaften satirischen Lustspielen Schwächen und Eigenarten seiner Zeitgenossen geißelte, verfügte über eine wahre Schlagfertigkeit. Einst befand er sich mit Herzog Cumberland in einer Gesellschaft, und der Herzog war so entzückt über die Witze des Dichters, daß er sagte: „Herr Foote, ich verschlinge alle die guten Einfälle, die Sie sagen."

„Mitnichten?" entgegnete Foote. „Dann haben Hoheit aber eine schlechte Verdauung, denn Sie geben keinen wieder von sich!"

Winterhilfswerk-Briefmarken 1938

Gültig bis 30. Juni 1939

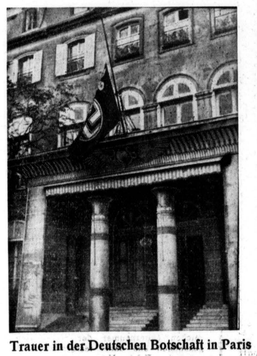
Wertzeichen der Winterhilfswerk-Postkarte

HJ.-Führer in Japan

Ein Bild von der in Japan weilenden deutschen Jugendführer-Abordnung. Wie man sieht, haben sie in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes im Gastland bereits mit den Reisstäben umzugehen gelernt. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Der Führer empfängt deutsche Pressevertreter

Der Führer gab im Führerbau zu München einen Abendempfang für die deutsche Presse, zu dem über 400 namhafte deutsche Journalisten und Verleger geladen waren. — Der Führer spricht zu seinen Gästen; rechts vom Führer Reichsminister Dr. Goebbels. (Presse-Hoffmann, Zander-M.)



Trauer in der Deutschen Botschaft in Paris

Die Flagge weht auf Halbmast

(Associated Preß, Zander-Mult.-K.)

Die Ueberführung der sterblichen Ueberreste vom Raths in die Deutsche Botschaft

Alle Mitglieder der Deutschen Kolonie in Paris folgten in tiefer Ergriffenheit dem Sarge mit den sterblichen Ueberresten des Gesandtschaftsrats Ernst vom Rath, der von feiger jüdischer Mörderhand heimtückisch ermordet wurde. Unser Bild zeigt den Trauerzug vor der Deutschen Botschaft. (Pressephoto, Z.-M.-K.)

Gesandtschaftsrat Ernst vom Rath im Parteidienst beim NSKK.

Dieses Bilddokument aus dem Archiv der Korpsführung des NSKK. zeigt NSKK.-Mann Ernst vom Rath im Jahre 1932 mit seinen Kameraden vom Motorsturm 13/M. 30 in Berlin. (Hoffm., Zand.-M.-K.)

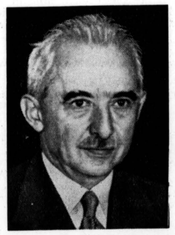
Waffenstillstandsfeiern in Paris und London

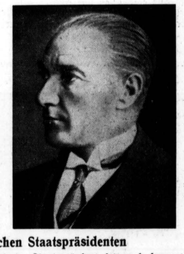
In Paris. Von links nach rechts: Ministerpräsident Daladier, Herriot, Staatspräsident Lebrun und Minister Sarraut bei der Feier vor dem Grabmal des Unbekannten Soldaten. (Presse-Hoffm., Z.-M.-K.)

In London. König Georg vor dem Cenotaph. Links: Ungeheure Menschenmassen wogten durch Londons Straßen. Rechts: König Georg legt seinen Kranz am Cenotaph nieder. (2 Pressephoto, Z.-M.-K.)

300 Stundenkilometer im Kleinwagen

Der englische Auto-Rennfahrer Major E. Gardner konnte auf der Reichs-Autobahn Frankfurt a. M. — Heidelberg die von ihm selbst vor Jahresfrist an gleicher Stelle aufgestellten internationalen Rekorde der Klasse G (bis 1100 ccm) über den Kilometer und die Meilen ganz beträchtlich verbessern. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)





Zum Tode des türkischen Staatspräsidenten

Rechts: **Kemal Atatürk †.** Der türkische Staatspräsident ist nach langer Krankheit gestorben. (Weltbild, Zand.-Mult.-K.) — Links: **Der neue türkische Staatspräsident.** Das türkische Parlament, das im Anschluß an das Hinscheiden Kemal Atatürks zu einer außerordentlichen Tagung einberufen wurde, hat den 58jährigen früheren Ministerpräsidenten, den General Ismet Inönü zum Staatspräsidenten gewählt. (Associated Preß, Zand.-Mult.-K.)

Blüchers Nachfolger der Jude Stern

Die fernöstliche Armee unter dem Oberbefehl des Marschalls Blücher hat aufgehört zu existieren. Nach der Liquidierung Blüchers wurde der Jude Stern sein Nachfolger. Gleichzeitig wurde auch die Vormacht der fernöstlichen Armee gebrochen, indem sie zweigeteilt wurde. Unser Bild, das der sowjetrussischen Militärzeitung „Krasnaja Swesda" entnommen wurde, die gleichzeitig die Ernennung Sterns brachte, zeigt den Juden Stern (rechts) und seinen Armeekommissar Semenowski. (Weltbild, Zander-Mult.-K.)

Holz, durchsichtig wie Glas

Zellglas, wie es nicht jeder kennt — Ein vor 10 Jahren fast unbekannter Werkstoff erobert sich die Weltgeltung

Jeder kennt heute Zellglas. Die Hausfrau kleidt ihre Einmachgläser damit aus; daß Lebkuchen, Schokolade, ja selbst die väterliche Zigarre in Zellglas verpackt frischer bleiben, hat sich längst herumgesprochen; wer verreist, packt Schwamm und Zahnbürste in einen Zellglasbeutel; der Instrumentenhändler verkauft seine Mundharmonikas aus hygienischen Gründen in der Hülle, die nichts verhüllt; und selbst die Betriebsordnungen hängen in den Fabriksälen in einer Zellglashülle zum Schutz gegen Dampf und Staub. Das alles kennen wir. Und noch hundert andere Verwendungsmöglichkeiten dazu. Jeder Tag bringt uns irgendwo mit Zellglas in Berührung. Es ist kaum mehr vorstellbar, wie die Welt vor 15 Jahren, als es noch kein Zellglas gab, ausgesehen hat. Vor 10 Jahren suchte man nicht allzu enthusiastisch nach den ersten Verwendungsmöglichkeiten. Heute ist eine ganze Industrie daraus geworden, deren verblüffende Vielseitigkeit leicht vergessen läßt, wie jung die Erfindung des Zellglases ist.

Da Zellglas eine so wichtige Rolle im täglichen Leben spielt, hört man immer wieder die Frage: Was ist eigentlich Zellglas? Wie wird es gemacht, wofür kann man es gebrauchen und worin liegen seine Vorzüge?

Vom Zellstoff zum Zellglas

Schon das Wort Zellglas sagt, wo es herkommt. Es ist Holz, das durch besondere chemische Verfahren durchsichtig gemacht wird wie Glas, aber gleichzeitig geschmeidig und biegsam wie Papier. Das „Glas" hat nichts mit dem Fensterglas zu tun, das uns in die Finger schneidet, wenn es kaputt geht. Wir bezeichnen Zellglas nur als Glas, weil es durchsichtig ist, als wenn es Glas wäre.

Bis ein Baumstamm sich in das dünne Zellhäutchen verwandelt hat, sind natürlich viele Zwischenstationen erforderlich. Ähnlich wie bei der Herstellung der Zellwolle muß zunächst aus dem Zellstoff des Holzes eine besondere Masse gebraut werden, die zäh und braun ist wie Honig. Diese Masse wird durch einen dünnen Schlitz von etwa 1 Meter Breite in eine Säure gepreßt. Dort erstarrt die vorher flüssige Masse zu einer Haut. Diese Haut wandert in endlosem Band über hunderte von Walzen und durch hunderte von verschiedenen

Därme aus Zellglas in der Wurstfabrik

Säuren, Seifen und Wassern. Auf dem langen Weg wird die Haut immer klarer, immer durchsichtiger, weich und geschmeidiger, so daß sie schließlich getrocknet und aufgerollt werden kann. Die Zellhaut läßt sich dick oder dünn, breit oder schmal, farblos oder farbig, durchsichtig oder undurchsichtig herstellen, ganz wie es gewünscht wird. Der Weg über die vielen Walzen und durch die vielen Bänder dauert nicht länger als 10 Minuten.

Besser und billiger verpackt

Was aus dem Holz jetzt geworden ist, verraten uns die Eigenschaften. Holz ist nicht durchsichtig, nicht schmiegsam, es hat Fasern und quillt und fault im Wasser. Zellglas ist völlig durchsichtig, dehnbar und schmiegsam, es hat weder Fasern noch Poren, schließt also luftdicht ab; es besitzt im Gegensatz zum Holz keinen eigenen Geruch und keinen eigenen Geschmack mehr; es quillt nicht und löst sich sogar in kochendem Wasser nicht auf. Der Chemiker hat dem Holz Eigenschaften gegeben, die es von Natur aus gar nicht hat, d. h. das Holz hat sich in einen ganz neuen Werkstoff verwandelt, einen Werkstoff, der interessanterweise besser, sparsamer und darum billiger ist als alles, was früher an seiner Stelle verwendet wurde. Früher packte man Kuchen in Blechbüchsen, Zigarren in Kisten, um sie frisch zu halten. Heute bleiben beide viel frischer in Zellglas.

Wursthaut aus Zellglas

Was die Industrie im Laufe der Jahre mit diesen Eigenschaften für Verwendungsmöglichkeiten entdeckt hat, läßt sich auch nicht annähernd hier aufzählen. Nur ein paar große, weniger bekannte Anwendungsgebiete seien genannt. Zunächst die Wursthülle aus Zellglas. Manchem wird beim Wurstschneiden die gleichmäßige und glatte Oberfläche der Pelle schon aufgefallen sein. Diese Pelle muß nicht immer aus Zellglas sein. Auch aus chemisch veränderten Lederabfällen werden jährlich hunderte von Millionen Wursthäute hergestellt. Doch verwendet man in größtem Umfang auch Zellglas als Wursthaut. Allein beim Reichsparteitag werden alljährlich ein paar Millionen Würste mit Zellhaut vertilgt. Sie sind absolut hygienisch, oft sogar besser als Naturdarm, da sie kein Fett durchlassen. Daß sie koch- und räucherfest sind, versteht sich von selbst. Je nach der Wurstart werden die Därme gerade oder kranzförmig, durchsichtig oder matt, für einzelne Balkanländer sogar in schwarz geliefert.

Zellglas wird für Verpackungszwecke bedruckt und geschnitten

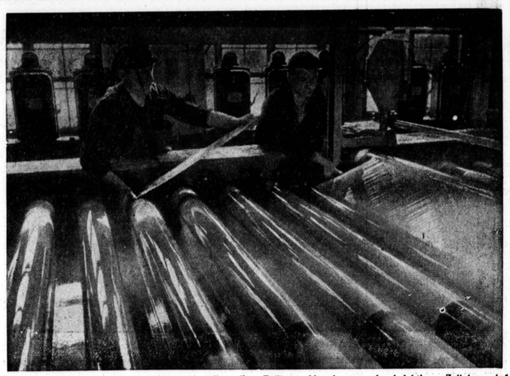
Zellglas auf allen Modegebieten

Die Frauen haben dafür gesorgt, daß Zellglas in ungeahntem Maße auch in der Mode Fuß gefaßt hat. Mit Damenhüten fing's an. Die tropischen Rohstoffe wie Pedalstroh, Split, Puntal u. a., ohne die früher kein Damenhut denkbar war, wurden in den letzten Jahren durch Zellglas ersetzt. Zellglas hat nicht nur die alten Effekte gleich gut ersetzt, es hat auch eine Fülle neuer Effekte geschaffen, die früher gar nicht möglich waren. Nach den Hüten kamen Stoffe, Stickereien, Posamenten usw. an die Reihe. Welche Frau weiß, daß sie den „Stroheffekt" dem Zellglas verdankt? Oder daß das beliebte Stichelhaar an Kleid und Mantel Zellglas ist? Ja, noch viel weiter geht der modische Verbrauch. Auch Gürtel und Schnallen macht man aus Zellglas. Und den Clou der Mode bildet eine in Zellglas gewickelte Aluminiumfolie, die in Gold- und Silbertönung als geflochtene Borte den vornehmen Abendschuh zum Gesellschaftskleid ziert.

Zellglas hilft sparen

Andere, ebenfalls weniger bekannte Verwendungszwecke wären noch zu nennen, z. B. unverwüstliche Korbsessel aus Zellglaskordel. Doch beschäftigen wir uns zum Schluß noch kurz mit der aufschlußreichen wirtschaftlichen Seite. Wir sagten, Zellglas ist sparsamer und billiger. Warum? Ganz einfache Rechnung. Tierdärme für die Wurstherstellung z. B. haben wir nicht genug in Deutschland. Vor 10 Jahren führten wir für rund 100 Millionen Mark Tierdärme im Jahr ein. Heute begnügen wir uns mit den Därmen, die bei unseren Schlachtungen anfallen, im übrigen helfen wir uns mit Zellglas- und Naturindärmen. Wir sparen dadurch einen gehörigen Batzen Einfuhr. Gleichzeitig kommt die Erfindung des Zellglases unserer Ausfuhr sehr zugute. Von der Produktion der modischen Artikel z. B. geht das meiste ins Ausland. Um welche Mengen es sich dabei handelt, mag man daraus entnehmen, daß eine einzige deutsche Fabrik in 10 Jahren Zellglas für 20 Millionen Hüte geschnitten hat. Würde man die dafür verarbeiteten Fäden aneinanderreihen, wären sie lang genug, die Erde 70mal mit dem Mond zu verbinden, hin und zurück gerechnet!

Es ist schon erstaunlich, was Chemie und Technik hier für die Wirtschaft leisten. Man hat ausgerechnet, daß Zellglas für Modezwecke 5000mal so viel wert ist wie der Ausgangsstoff, das Holz. Das nenn' ich mir nicht nur einen technischen, das nenn' ich mir ebensogut einen wirtschaftlich bewundernswerten Erfolg.



Ueber hunderte von diesen Walzen wandert die Zellhaut, bis sie zum durchsichtigen Zellglas wird

Motorschiff „Mühlheim-Ruhr"

Fließend Warm- und Kaltwasser in der Mannschaftskoje — Der Welt modernster Handelsdampfer

In Abenteurerromanen und Seeräubergeschichten schildert man uns die Schiffe, die, mit kostbarer Fracht beladen, die Weltmeere befahren, als alte, brüchige Kasten, die bei jedem Sturm in allen Fugen krachen, während die Besatzung ein wenig beneidenswertes Dasein führt und sich an Rauheit der Sitten kaum zu überbieten weiß. Das mag früher romantisch und nervenkitzelnd gewesen sein, heutzutage, da moderne Warendampfer die Weltmeere ansteuern und manche von ihnen einen Vergleich mit Passagierschiffen wohl aufzunehmen vermögen, sind solche Schilderungen in das Seemannslatein zu verweisen. Ein Besuch auf dem neuen Motorschiff „Mühlheim-Ruhr", das hauptsächlich zwischen Hamburg und Kanada verkehrt, überzeugt uns, daß die moderne Schiffsbautechnik selbst auf Frachtern, die wir gern etwas geringschätzig betrachten, ihre Triumphe zu feiern weiß.

Die acht Passagiere, die die „Mühlheim-Ruhr" neben ihren Gütern noch befördern kann, dürfen sich glücklich preisen, wenn sie sich eine Schiffskarte ergattern können, denn ihre Kabinen gleichen neuzeitlichen Wohnzimmern, denen keinerlei Bequemlichkeit fehlt. Die Matrosen hausen nicht mehr in engen dunklen Löchern oder in niedrigen, stickigen Gemeinschafts-Schlafräumen, sondern sie verfügen zu je zwei Mann über eine geräumige Kabine, die stets außenbords liegt und so hübsch ausgestattet ist, daß man es daheim bei Muttern auch nicht schöner haben kann. Schon das äußere Gesicht des Schiffes, das in Stromlinienform gebaut ist, verrät, daß man es mit einem der modernsten Handelsdampfer der Welt zu tun hat.

Die technischen Einrichtungen erregen das Staunen der Fachleute der ganzen Welt. Der Maschinenraum gleicht einem schwimmenden Elektrizitätswerk, zwei riesige Dieselmotoren mit einer Gesamtleistung von 5600 PS stehen mit anderen maschinellen Anlagen in einem blitzblanken Raum und treiben das 134 Meter lange Schiff, das 14 Seemeilen in der Stunde entwickelt. Das Trinkwasser holt sich die „Mühlheim-Ruhr" aus dem Meere, es wird von einer Verdampfungsanlage zubereitet, die aus den Abgasen der übrigen Maschinen gespeist wird und das in ihre Kessel gepumpte Seewasser verdunsten läßt. Dieses Destillat wird dann mit Sauerstoff durchtränkt und durch weitere Verarbeitungsprozesse erhält es ferner die Stoffe zugelebt, die für den wohlbekömmlichen Geschmack des Trinkwassers notwendig sind.

Selbstverständlich ist das Schiff mit allen neuzeitlichen Erfahrungen der Funktechnik ausgestattet. SOS-Rufe, die der Empfänger aufnimmt, lösen automatisch ein Läutewerk aus, so daß kein Hilferuf überhört werden kann. Das Steuerrad dreht sich elektrisch, ein Echolot ermöglicht Tiefenunterfuchungen bis zu 500 Meter, Telefonverbindungen reichen sogar bis zum „Krähennest", dem Ausguck am Mast, und eine Feuerlöschanlage zeigt jede geringste Rauchentwicklung in den geschlossenen Laderäumen durch bestimmte Zeichen an — ein Druck auf einen Knopf, und der gefährdete Raum ist sofort unter Kohlensäure gesetzt.

So wie für die Sicherheit des Schiffes, so ist auch für die Hygiene und die Bequemlichkeit der Besatzung auf der „Mühlheim-Ruhr" gesorgt. Kein Laderaum und keine Kajüte ohne Luftkühlung, fließendes Warm- und Kaltwasser in jeder Mannschaftskoje, selbstverständlich mangelt es auch nicht an Dusch- und Baderäumen, während in den geräumigen Messen Rundfunkapparate für die Unterhaltung der Besatzung sorgen. Der Geist der Gemeinschaft aber findet auf diesem Schiff seinen besonderen Ausdruck dadurch, daß für die 42köpfige Besatzung kein Unterschied auf der Speisekarte besteht, der Schiffsjunge ißt das gleiche wie der Kapitän, und alle fühlen sich wohl dabei.

Neues unterirdisches Berlin

Ein Blick in den sechsgleisigen Tunnel am Stadtbahnhof Anhalter Bahnhof. Der zweigleisige Tunnel ganz rechts führt nach Lichterfelde-Ost, Wannsee und Zossen, der Tunnel ganz links (ebenfalls zweigleisig) nach Oranienburg, Velten und Bernau. Der zweigleisige Tunnel in der Mitte dient als Abstellgleis. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

JAPAN
moderne Großmacht im Osten

Wenn Tag um Tag die Zeitungen gefüllt sind mit Berichten von den Kämpfen der Japaner in China, wenn in Wort und Bild die Vorgänge im ostasiatischen Raum erläutert werden und die Wochenschau in den Kinos uns einen Einblick in diese Geschehnisse zu vermitteln sucht, so geben sie uns alle durch ihre Vereinzelung doch nur einen schwachen Begriff von dieser Nation, die sich im Kampf um das Recht seiner Selbstbehauptung befindet. Den nachfolgenden Beitrag stellte uns der Gestalter des Dogeto-Films „Großmacht Japan" zur Verfügung. Dieser Film ist mit Unterstützung der kaiserlich japanischen Botschaft zu Berlin entstanden, er schildert somit, im Gegensatz zu so manchem früheren Film, die der wahren Wirklichkeit entsprechenden Verhältnisse in den verschiedenen Lebensbezirken des japanischen Volkes. „Großmacht Japan — die Wacht im fernen Osten" heißt dieser Dogeto-Film, der bereits in Berlin und einigen Städten des Reiches mit großem Erfolge zur Uraufführung kam.

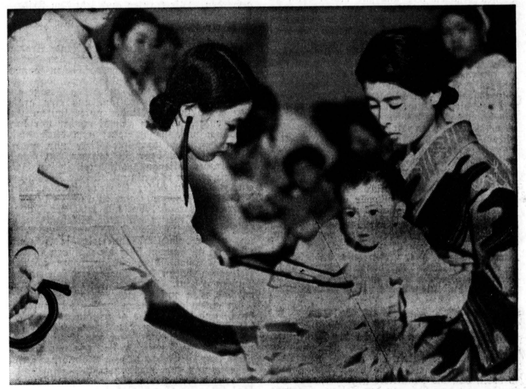
Lange hat Japan darum gekämpft, sich die Abgeschlossenheit von der Außenwelt zu bewahren. Vergeblich. Im Jahre 1858 sprengte unter dem Donner der Kanonen Amerika die Tore Japans. Fest gewillt, seine nationale und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu wahren, blieb Japan nur die Umstellung auf den neuen Geist. Es hat diese Umstellung vom Agrarzum Industriestaat mit bewundernswertor Anpassungsfähigkeit vollzogen.

Ein Wahrzeichen dieser Entwicklung ist das Zentrum der japanischen Schwerindustrie, Osaka, mit mehr als 7000 Fabrikschloten. Japan mußte im Gegensatz zur westlichen Welt, die alles schrittweise gemacht, langsam erfunden, erprobt und praktisch angewandt hatte, in kürzester Frist, planmäßig und auf äußerste konzentriert eine Industrie aufbauen. Es mußte seine Insellage (Japan besteht aus vier Hauptinseln, umrinnt von einer Wolke von 4000 Kleininseln) zum Welthandel ausnutzen, gleich England, um für seine Fabrikwaren auf dem Weltmarkte genügend Absatz zu schaffen. Als Japan mit dem Aufbau seiner Industrie begann, stand den unzähligen amerikanischen und europäischen Ingenieuren nicht ein einziger japanischer Fachmann gegenüber, den 4000 technischen Schulen Europas nicht eine technische Bildungsanstalt. Noch dazu mangelte es an allen wichtigen Rohstoffen, und doch gelang es Japan mit einer Zähigkeit und Energie, die in der Geschichte der Völker dieser Erde beispiellos ist, aus einer armen Fischer- und Bauernnation zu einer Weltmacht ersten Ranges zu werden.

Jährlich wächst die Bevölkerung um mehr als 1 Million Menschen. Japan braucht neuen Raum für sein übervölkertes Land. Das eigentliche Japan ist um so zirka ¼ kleiner, als das Großdeutsche Reich und zählt dabei noch 70 Millionen Einwohner. Aber diese Zahlen bringen die erschreckende Wirklichkeit der Raumnot des japanischen Volkes nicht genügend zum Ausdruck, denn nur 15% der 382 000 Quadratkilometer sind landwirtschaftlich nutzbar. Weitreichende Gebirge, unzählige Seen, Sümpfe und Wälder bilden den Rest. Es leben mehr als 1000 Menschen auf jedem nutzbaren Quadratkilometer Land, während z. B. in Deutschland nur 200, in Frankreich nur 108, in England 226, und in Belgien, dem dichtestbevölkerten Lande Europas, wo kaum ein Stückchen Boden unbebaut gelassen wird, nur 894 Menschen auf der gleichen Fläche hausen.

Japan braucht Rohstoffe, Siedlungsgebiet für seine überschüssige Bevölkerung und Absatz für seine Waren. Das ist die Situation, in der sich Japan befindet. Und es ist kein Zweifel, daß weder Rohstoffsperre, noch wirtschaftlicher Boykott, nicht Flottenkonferenzen noch Befestigungswerke etwa stärker sein werden als auf die Dauer der Lebenswille der japanischen Nation.

Johannes Häußler



Das ist Japan 1938

Oben rechts: Die moderne deutsche Wissenschaft ist in den Dienst des Volkes gestellt.

Mitte rechts: Den uralten Sitten des Landes bleiben die Japaner unwandelbar treu.

Unten rechts: Wacht im fernen Osten.

Links: Japanerinnen in ihrer schönen alten Tracht

(Fotos: Dogeto-Film)

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

Sanaa – ein „Luftkurort" in der Wüste

Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterling, Emden

3. Fortsetzung

Am Morgen der dritten Nacht waren wir ganz dicht an das Gebirge herangekommen. Ehe der Aufstieg begann, gönnten wir Mensch und Tier eine längere Rast. Schon in den letzten Tagen erzählte uns der Dolmetscher, daß wir, um nach unserem vorläufigen Bestimmungsort Sanaa zu kommen, hier im Gebirge durch ausgetrocknete Flußbetten reiten müßten. Wir schüttelten unglaubig die Köpfe! Wohl war die Hitze hier fürchterlich, aber ausgetrocknete Flußbetten, das war wohl übertrieben! Tatsächlich, wir ritten auf der Sohle eines Flusses. Hunderte von Metern hoch erheben sich zu beiden Seiten wild zerklüftete Felswände. Oft reiten wir unter 40 bis 50 Meter hohen überhängenden Felsriesen, die von den Fluten ausgewaschen, aussehen wie riesige Torbogen.

Rast in einem türkischen „Fort"

So mögen wir am ersten Tage unserem Gebirgsritte zirka 1200 Meter hoch gestiegen sein, als wir auf einer Hochebene ankommen und hier bestimmungsgemäß in einem türkischen Fort anlangen, wenn man dieses primitive Bauwerk überhaupt mit diesem Namen belegen konnte. Hier übernachteten wir. Schnell begaben wir uns zur Ruhe, denn zu sehen gab es in diesem Fort nichts. Nach europäischen Begriffen war dieses Bauwerk völlig wertlos für eine kriegerische Verwendung.

Um wenigstens für die Nacht einigermaßen Ruhe zu finden, fingen wir auch gleich an uns zu laufen. Die Läuse, unter denen wir besonders nachts zu leiden hatten, waren die Bundesgenossen von Hunger und Durst. Wieviel von diesen Plagegeistern mochte jeder von uns haben? Gar oft fingen wir an zu zählen, aber bei 100 hörten wir immer auf. Ein tüchtiger Stabsarzt, der uns begleitete, erklärte uns: Eine arabische Laus wird in 24 Stunden Großmutter, darum ist eure Arbeit zwecklos. Die Türken und Araber staunten immer über unser Reinlichkeitsbedürfnis. Ob die wohl keine Läuse hatten? Waren sie durch irgend etwas immun? Wenigstens sahen wir nie, daß sie sich kratzten und schabten wie wir. Aber bei dem steten Wassermangel waschen sie sich auch nicht, oder nur sehr selten und wenig. Eine Feldflasche Wasser reichte für eine ganze Körperwaschung. Hier schien uns des Rätsels Lösung zu liegen. Auf diesen dauernd ungewaschenen Körpern hatte sich eine Dreckkruste gebildet, die die Läuse nicht durchbeißen konnten.

Im Schweiß der Tiere

Früh am Morgen, kaum da die Felszinnen im ersten, goldenen Rot der Morgensonne schimmern, satteln wir die Tiere. Der Aufstieg wird fortgesetzt. Die Wege sind gerade so breit, daß die Maultiere gehen können; wir streifen mit dem Bein an den Felsen. Schwere Sorgen bereiten uns die Fieberkranken, wir haben sie an die Sättel festgebunden. Teilnahmslos liegen sie zumeist auf den Hälsen der Tiere, sie können sich nicht mehr aufrecht halten. Ein Gruseln erfaßt einen, wenn man in die Abgründe und Schluchten schaut; aber, wie sicher und unbeirrt, wenn auch schwerfällig, gehen die Maultiere den schmalen Pfad. Oft wird er so steil, daß Befehl kommt, abzusitzen. Die Tiere mit lang heraushängenden, trockenen Zungen drohen zusammenzubrechen. Wenngleich die Tiere jetzt ihrer Lasten ledig sind, so müssen sie dennoch Führer bleiben. Jeder hält sich mit der einen Hand am Schweife des Tieres fest, um sicherer zu gehen. Sie mußten es sich gefallen lassen. Schließlich waren wir ja Seeleute und keine Alpinisten und brauchten uns deshalb auch nicht zu schämen.

Immer höher geht es, stärker werden die Steigungen; tief und schwer hängen die Köpfe herunter, röchelnd und stoßweise geht der Atem. Die Tiere bleiben stehen und schauen glasern vor sich hin, wir schieben, schlagen mit dem Stocke der Verzweiflung, wir müssen ja weiter, denn bis zum Abend wollen wir die Höhe von 3600 Meter mit dem Ort Menacha erreicht haben. Und jetzt ist es erst Mittag; nur nicht an die Zeit denken. Oft erschallt hoch über uns die Warnstimme des Führers: „Nicht nachlassen, die Tiere antreiben". Es hat alles keinen Zweck mehr, hier helfen kein Schlagen und Schimpfen, die Kräfte von Mensch und Tier müssen bei solch einer furchtbaren Anstrengung erschlaffen. Wir werden immer matter, teilnahmsloser, man möchte sich umsinken lassen, nur das Grauen vor den unergründlichen Schluchten rechts und links treibt uns vorwärts. Häufiger werden die Stockungen; die Tiere bleiben einfach stehen, die Augen stehen ihnen vor dem Kopfe, wir schieben und schlagen mit dem Gewehrkolben — es hat alles keinen Zweck mehr — die Kraft ist zu Ende — baschka jeck (d. h. es geht nicht weiter) sagte ein Araber. Wir können uns eine kurze Rast, wir dürfen die Tiere nicht weitertreiben, müssen sie uns erholen, denn ohne sie sind wir verloren. Ein Wasserlauf und ein Beutel mit Hartbrot geht von Mann zu Mann, wir teilen beides mit den Tieren, die immer wieder gierig nach den leeren Wasserflaschen suchen. Ein wenig haben wir uns erholt; es geht wieder weiter, wir müssen ja bald oben sein. Nach ungefähr zwei Stunden erreichen wir ein kleines Plateau, wo wir eine größere Rast machen. Wir dürfen jetzt aus den Säcken das stinkende Wasser trinken. Der Durst ist aber nicht zu löschen, man trinkt und trinkt ohne zu starb zu werden. Freude herrscht unter uns, denn keiner ist auf der Strecke geblieben; wenn auch mancher an diesem Tage für sein Leben etwas abbekam. Die Kranken hatten am meisten gelitten.

Ein freundlicher Ueberfall

Die Sonne hatte schon ihren Höhepunkt überschritten. Wir nehmen den letzten Aufstieg in Angriff und erreichen vor Sonnenuntergang die Paßhöhe. Die Gewehre hängen wir an den Sattel, denn jetzt müssen wir die völlig ermatteten Tiere führen. So mögen wir zirka 8 Stunden mit verzweifelter Anstrengung der letzten Kräfte, vorüber an grausigen Schluchten, gestiegen sein. Auf einmal ertönt über uns ein ohrenbetäubendes Gekrächze, ein Höllenlärm nach dieser Gradesstille bricht los — doch wie sonderbar, nichts ist zu sehen wie zahle Felswände. Schnell greifen wir zu den Waffen und drücken uns an die Felsen. Aber wo ist der Gegner? Wir sehen uns erstaunt an, doch kein Schuß fällt. Da nennt der Dolmetscher den Zug entlang und brüllt „Barraba, Barraba" (d. h. Freunde, Freunde). Schon einmal, vor vielen Wochen, bei unserer Landung in diesem fluchbeladenen Lande, wäre uns bald dieses „Barraba" zum Verhängnis geworden. Wir trauten auch jetzt dem Frieden noch nicht, auch nicht unserem Dolmetscher, denn er war ein Sohn dieses Landes. Da erblicken wir hoch auf der Zinne jener hohen Wand etwa 150 Gewehr schwingende, jubelnde Araber. Die Kerle hätten uns tatsächlich von diesem Stand aus wie die Spatzen abschießen können. Aus der Richtung des Städtchens, das jetzt auch ganz in Sicht kam, und dessen Straße angenehm zu gehen war, kam uns eine große Menge Reiter und Kinder unter lautem Geschrei entgegen. Noch einmal machen wir kurz halt, um uns zu sammeln; auch dürfen wir wieder aufsitzen, was die Tiere nur widerwillig ertragen, denn sie wittern den Stall. Die Araber helfen uns hilfsbereit in den Sattel, wir wollen doch als militärische Formation einreiten, denn dieser Eindruck ist viel wert. Immer stark zeigen, dann ist auch Respekt da. So reiten wir ab. Vor uns wird der Haufen der Wilden immer größer. Schießend, brüllend und Kriegstänze aufführend reiten sie uns voran. Endlich haben wir die Höhe erreicht. Wir staunen über die massiven Bauten des Städtchens. Ringsum, auf hohen, scharfen Felsnasen haben die Araber uneinnehmbare Burgen gebaut. Die Landschaft ist hier oben wirklich nicht unfreundlich.

In einem großen Bau werden wir untergebracht und trinken Tee — trinken und trinken. Die Türken schütteln die Köpfe. Drei Tage bleiben wir hier. Nachdem wir tüchtig geruht und getrunken hatten, hielten wir am zweiten Tage etwas Umschau in dem Städtchen. Dann rüsteten wir zum Weitermarsch.

Bei 60–70 Grad Celsius

Wir befinden uns in einer trostlosen Verfassung. Das furchtbare Klima mit seinen 60–70 Grad Celsius hat uns dezimiert. Schon in Hodeida mußten wir einige Kameraden zurücklassen, die, von Typhus und Malaria befallen, mit dem Tod rangen. Wie lange würden wir noch aushalten? Wann würde der todbringende Bazillus uns die Gedärme zerfressen? Wir hatten ja kaum Medikamente, konnten niemand helfen. War einer von einer Krankheit befallen, dann mußte seine Natur ihm helfen, aber er starb. Mangelhaftes, ungewohntes Essen, fast nichts zu trinken, nie ein klarer Bach, nur immer lauwarmes, stinkendes Wasser aus den Zisternen oder Brunnen der Oasen. Wie oft zogen wir Teile von Tierkadavern mit dem Eimer aus den Brunnen. Der Ekel erfaßte uns; aber dieses Gefühl verliert sich, man gewöhnt sich daran. Was hilft's auch, hier heißt's: „Vogel friß oder stirb." Wer nicht elend verschmachten will, der trinkt, ganz gleich, mit welchen Gefühlen. Man trinkt und trinkt — kann überhaupt den Durst nicht löschen, fühlt kaum, daß man getrunken hat.

Unser Anführer hat mit den Spitzen des Landes beschlossen, mit uns nach dem 2400 Meter hohen Sanaa zu reisen, weil dort gutes Klima sein soll, in dem wir gesunden würden. Wir fassen neuen Mut, in 8 bis 10 Tagen müßten wir pro Tag 15 bis 16 Stunden reiten. Wir sind schon wieder einige Tage unterwegs. Die Straßen sind besser und auch breiter, wir können streckenweise nebeneinanderreiten. Aber, was die Hauptsache ist, hier gibt es mehr Wasser. Mit dem erquickenden Naß zieht auch der Humor wieder ein, der so lange fern von uns war. Es scheint, je näher wir Sanaa kommen, immer besser zu werden. Wir sehen einige Kaffeeplantagen, auch sonst magere Bäume und Sträucher. Sogar einige Nudel Paviane kommen uns zu Gesicht, nehmen aber, sobald wir näher kommen, Reißaus. Wir hatten uns schon aus Bonbon-Büchsen gelacht. Es kam niemand zum Schuß. So begnügten wir uns weiter mit Hartbrot und Reis, in der angenehmen Hoffnung, bald wird es besser, bald! Wie oft hatten dieses Land und seine Leute uns schon getrogen, auch jetzt stand uns eine bittere Enttäuschung bevor.

Und noch eine Enttäuschung

Am fünften Tage kommen wir an einer großen alten Araberburg namens Senam Pascha vorüber. Sie liegt an beiden Seiten einer großen Straße. Schwer mit Kugeln und Ketten beladene arabische Räuber waren hier als Gefangene untergebracht. In einem Teil der Burg übernachten wir, dann geht es unermüdlich weiter durch die sengende Sonne, von Tagesanbruch bis zur Dunkelheit. Nach dreitägigem, anstrengendem Ritt gelangen wir auf einer Höhe an, auf der auch wieder die spärliche Vegetation aufhört. Wir schauen weit in das Land hinein, es ist wieder Sand — nichts als Sand. Und mitten in dieser Wüstenei liegt Sanaa. Wohl grüßen freundlich und einladend die Moscheen mit ihren Minaretts herüber, aber — es ist Wüste. Und hier sollen wir Erholung finden? Schneeweiß flimmert und schimmert die Stadt in der grellen Sonnenhitze. Wir kommen mit gemischten Gefühlen der Stadt immer näher; bald reitet uns die türkische Behörde zur Begrüßung entgegen. Eine „Kapelle" erwartet uns vor der Stadt, wir formieren uns, um militärischen Eindruck zu machen und reiten in die Stadt ein. Der Empfang war ganz nett, die Hälfte hat schon das Stadttor umgehen müssen, viel Volk passierte, um brechen unter großem Gelächter ausgerechnet unter dem Stadttor zwei Maultiere zusammen und bringen die ganze „reitende Gebirgsmarine" in Unordnung. Hilfreiche Hände und zwei neue Tiere bringen die „stolze" Kavalkade wieder in Schwung.

Seit 14 Tagen genießen wir nun schon die „Annehmlichkeiten" dieses uns so laut und oft gepriesenen Paradieses. In einer großen Karawanserei wurden wir untergebracht. Von einer gesundheitlichen Besserung ist noch nichts zu spüren. Die fürchterliche Sonne ist dieselbe, auch das Essen und das Wasser — auch die Menschen sind dieselben, vielleicht noch größere Gauner, wie die andern es waren. So vergeht Tag um Tag, immer mehr wandern ins Lazarett, das Häuflein der Dienstfähigen wird viel kleiner und kleiner; es ist zum Verzweifeln. Hier gab man uns erst Zwiebelsuppe mit Maisbrot, und dies einige Tage lang. Unsere Eingeweide waren die reinsten Hexenkessel. Als wir protestierten, gab es etwas „Besseres", wie man uns versicherte; „Alman Tschorpa" sagten die Türken (d. h. deutsche Suppe, Erbswurstsuppe) und lachten die Mäuler. Es ist auch an sich ein gutes Essen, das uns einigermaßen schmeckt, nur glaubten die Türken, weil wir Almans wären, würden wir nur von „Alman Tschorpa" leben, und stellten sie uns tagelang jeden Tag zweimal hin. Da nahmen wir selbst unsere Verpflegung in die Hand. Kochten wir auch hier auf primitive Weise wie die Urwaldneger in Erdlöchern unser Essen, so hat es uns doch geschmeckt und war für uns erträglich.

Brot von Allah

Wir waren schon etwa 3 Wochen in Sanaa. Unser Häuflein war sehr zusammengeschmolzen. Mit 9 Mann traten wir zum Dienst an, die anderen 36 liegen im türkischen Lazarett. Heute sollten wir waschen, d. h. das was wir an Lumpen auf dem Leibe hatten, mehr besaß ja niemand. Unsere „Kleidung" mußte vorläufig behandelt werden, denn sie war nur notdürftig mit Bast, Kordel oder Draht zusammengehalten. Vor der Stadt fließerte aus einem Felsen ein kleiner Quell, der sich einige Meter weiter wieder im Sande verlor. Hier war für die ganze Stadt der Waschplatz. An dem Bächlein tummeln sich eine Anzahl verschleierter Frauen. Als wir näherkommen, stieben sie kreischend und schimpfend auseinander und kreisen der Stadt zu.

Es ist nachmittag. Flimmernd liegt in der grellen Hitze die Hochebene von Sanaa vor uns. Wie sonderbar, völlig wolkenlos ist der Himmel, nur vor der Sonne ein kleines Wölkchen, das immer größer wird. Wir finden dafür keine Erklärung. Seit Monaten sind wir schon in diesem Lande, aber noch nie sahen wir eine Wolke am Himmel. Die Regenzeit setzte vorzeitig ein, nicht weinen wie letzthin! Und er hätte gern mehr getan, als ihr das blonde Haar gestreichelt! Aber — ob er ihr das sagen würde, wußte er noch nicht. Er wirkte überlegen und ruhig, obwohl viel weniger eingestehen, als er jetzt noch wollte. Er wußte eben mit Mädchen nicht umzugehen. Wenn er wieder nicht den richtigen Ton fand, war alles vergebens, und er ging wiederum mit einem schweren Herzen heim. Und wenn sie ihn anlach mit den großen blauen Augen, so kindlich erwartungsvoll, so vertrauend, so ... so ahnungslos, dann war ihm die Kehle wie zugeschnürt, dann konnte er kein Wort hervorbringen.

So, da hatte er also das Schnüllgendach! Er beugte sich ein wenig über den Kandelrand. Ein paar Fenster im Hause waren noch erleuchtet. Schrader rutschte auf dem Hosenboden und mit angezogenen Knien über das dicke Akeferdach und landete vor der breiten Fensterfront auf einem meterbreiten Dachsims. Ein kühner Mann hätte ohne Gefahr vor dem Atelierfenster schlafen können.

Schrader hockte sich ganz still hin und horchte in das Haus hinein. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er eine Nähmaschine hätte rasseln hören. Aber drinnen war alles still. Doch — jetzt vernahm er ein Kratzen, Bohren, Rascheln. — Was war das für ein Geräusch? Als ob irgend eine kleine Maschine mit der Hand bedient würde! Jetzt ein Schürfen, Feilen und Scharren. Dazu zwei gedämpfte Stimmen. Schrader konnte nicht unterscheiden, ob es nun Frauen- oder Männerstimmen waren. Seine Unruhe steigerte sich ins Ungemessene. Er wußte nicht, ob es klug oder töricht war, was er jetzt tat: Er klopfte leise an die Scheibe.

Drinnen brach jedes Geräusch mit einem Schlage ab. Das elektrische Licht erlosch. Die völlige Dunkelheit beklemmte Schrader mit einem Male so sehr, daß er einen Augenblick seine sonst so große Sicherheit verlor. — Was ging hier eigentlich vor? Fürchtete sich Else Strette, oder hatte sie etwas zu verbergen? Er begriff das Erlöschen des Lichtes nicht ganz. Seine Ueberlegung arbeitete aber hart und klar. Natürlich — Tor, der er war — hatte sie Angst! Es war Nacht, und da klopfte jemand ans Fenster!

„Fräulein Else", rief er leise, „Fräulein Else! Ich bin es! Der Schornsteinfeger!" Gott mochte wissen, warum er seinen Namen nicht nannte, aber er tat es nun einmal nicht. Kommen Sie doch auf einen Augenblick ans Fenster! Einen Augenblick nur! Ich muß Ihnen etwas sagen!"

Alles blieb weiterhin still. Es war, als überlege man klopfenden Herzens hinter den Scheiben, was zu tun sei. Schrader lockte — nicht minder aufgeregt — auf dem Dachsims und wartete.

„Fräulein Else!" wiederholte er. Ohne daß er es wußte, hatte seine Stimme einen bebenden, flehenden Klang. „Nur einen Augenblick, Fräulein Else!"

Im Atelier flammte mit einem Male das Licht wieder auf. Eine Gestalt näherte sich dem Fenster. Ein Vorhang wurde ein wenig hochgehoben. Es war ein — Mann, der nach draußen spähte.

Schrader fühlte sich wie gelähmt. Ein Mann in Else Strettes Wohnung — in der Nacht? Aber da wurde auch schon das Fenster um einen Spalt geöffnet. Es war Peterling, der mit einem grimmigen Gesicht herausfah.

„Na, Herr Schornsteinfeger, Sie könnten sich eigentlich auch eine andere Besuchszeit aussuchen als die mitten in der Nacht! Sie erschrecken harmlose Leute, mein lieber Mann!"

„Wer sind Sie?" fragte Schrader. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

Peterling lachte. „Mein Gott ja, wenn Sie Fräulein Else suchen, erregt Sie ein Mann hier natürlich ganz fürchterlich. Sind Sie sehr eifersüchtig?"

„Reden Sie!" brüllte Schrader gedämpft. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

„Oh, Eifersüchtige sind schrecklich!" Peterling lachte noch lauter. „Aber fürchten Sie nichts: Ihre Angebetete — denn um eine solche handelt es sich doch wohl, wenn ein Mann nächtens einen 30 Meter hohen Dachschlot erklettert, um sie zu sehen — wohnt nicht mehr hier! Sie ist ausgezogen, mein Herr, und normalerweise dürften Sie das wissen."

„Ich weiß aber nichts", gestand Schrader — nun sehr kleinlaut. „Ich suche verzweifelt." Gleich erbaschte er, als Peterling sich bewegte, einen Einblick in das Innere des Zimmers. „Sie liigen ja, Kerl!" schrie er von neuem. „Die alten Möbel sind ja darin!"

„Stimmt! Meine Vormieterin befand sich in einer wirtschaftlich schlechten Lage, und da sie nicht wußte, wo sie vorübergehend die Möbel unterstellen sollte — Unterstellen kostet Geld — da habe ich mich eben erboten, sie so lange hierzubehalten, bis sie sie abholen kann."

„Mann, lügen Sie auch nicht?" fragte Schrader mit einer Stimme, die Mitleid erwecken konnte. Und Peterling bekam auch Mitleid.

„Ich gebe Ihnen unbedenklich mein Ehrenwort, daß es so ist und nicht anders ist. Uebrigens kann Ihnen Frau Schnüllgan doch sicher Auskunft geben, wohin das Fräulein verzogen ist. — Gute Nacht, mein Herr!"

„Warten Sie doch!" sagte Schrader, aber er wußte nicht recht, was er jetzt noch fragen sollte.

Peterling wiegte sich ungeduldig hin und her.

„Was wollen Sie denn jetzt noch?" raunzte er. „Wissen Sie, ich bin ein Mensch, der verdammt viel Sinn für Humor hat. Aber Ihre Beharrlichkeit geht mir auf die Nerven. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderte Schrader mechanisch. Hilflos sah er zu, wie drinnen die Moleskines noch sorgfältiger als vorher geschlossen wurden. Er sah auf der Dachrinne mit einem bedrücken Herzen und erloschenen Hoffnungen. Was hatte er sich alles vorgenommen gehabt! Jetzt sollte er sie sehen, sie endlich sprechen können — und nun war alles undurchsichtiger und unbegreiflicher denn je. Und das Merkwürdige war: seine Angst um Else wuchs. Hatte dieser sonderbare Mann, der jetzt das Atelier bewohnte, die Wahrheit gesagt? Elses Möbel standen noch in dem Raum. Aber wo war sie? Ohne Geld? Ohne Mitschaft? Ohne Freunde und Familie?

Er kletterte den Weg, den er gekommen war, mit einer fast schlafwandlerischen Sicherheit wieder zurück; aber als er auf dem festen Boden der Straße stand, drohte sich seine Ruhe nicht unterscheiden, ob es nun Frauen- oder Männerstimmen waren. Seine Unruhe steigerte sich ins Ungemessene. Er wußte nicht, ob es klug oder töricht war, was er jetzt tat: Er klopfte leise an die Scheibe.

Drinnen brach jedes Geräusch mit einem Schlage ab. Das elektrische Licht erlosch. Die völlige Dunkelheit beklemmte Schrader mit einem Male so sehr, daß er einen Augenblick seine sonst so große Sicherheit verlor. — Was ging hier eigentlich vor? Fürchtete sich Else Strette, oder hatte sie etwas zu verbergen? Er begriff das Erlöschen des Lichtes nicht ganz. Seine Ueberlegung arbeitete aber hart und klar. Natürlich — Tor, der er war — hatte sie Angst! Es war Nacht, und da klopfte jemand ans Fenster!

„Fräulein Else", rief er leise, „Fräulein Else! Ich bin es! Der Schornsteinfeger!" Gott mochte wissen, warum er seinen Namen nicht nannte, aber er tat es nun einmal nicht. Kommen Sie doch auf einen Augenblick ans Fenster! Einen Augenblick nur! Ich muß Ihnen etwas sagen!"

Alles blieb weiterhin still. Es war, als überlege man klopfenden Herzens hinter den Scheiben, was zu tun sei. Schrader lockte — nicht minder aufgeregt — auf dem Dachsims und wartete.

„Fräulein Else!" wiederholte er. Ohne daß er es wußte, hatte seine Stimme einen bebenden, flehenden Klang. „Nur einen Augenblick, Fräulein Else!"

Im Atelier flammte mit einem Male das Licht wieder auf. Eine Gestalt näherte sich dem Fenster. Ein Vorhang wurde ein wenig hochgehoben. Es war ein — Mann, der nach draußen spähte.

Schrader fühlte sich wie gelähmt. Ein Mann in Else Strettes Wohnung — in der Nacht? Aber da wurde auch schon das Fenster um einen Spalt geöffnet. Es war Peterling, der mit einem grimmigen Gesicht herausfah.

„Na, Herr Schornsteinfeger, Sie könnten sich eigentlich auch eine andere Besuchszeit aussuchen als die mitten in der Nacht! Sie erschrecken harmlose Leute, mein lieber Mann!"

„Wer sind Sie?" fragte Schrader. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

Peterling lachte. „Mein Gott ja, wenn Sie Fräulein Else suchen, erregt Sie ein Mann hier natürlich ganz fürchterlich. Sind Sie sehr eifersüchtig?"

„Reden Sie!" brüllte Schrader gedämpft. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

„Oh, Eifersüchtige sind schrecklich!" Peterling lachte noch lauter. „Aber fürchten Sie nichts: Ihre Angebetete — denn um eine solche handelt es sich doch wohl, wenn ein Mann nächtens einen 30 Meter hohen Dachschlot erklettert, um sie zu sehen — wohnt nicht mehr hier! Sie ist ausgezogen, mein Herr, und normalerweise dürften Sie das wissen."

„Ich weiß aber nichts", gestand Schrader — nun sehr kleinlaut. „Ich suche verzweifelt." Gleich erbaschte er, als Peterling sich bewegte, einen Einblick in das Innere des Zimmers. „Sie liigen ja, Kerl!" schrie er von neuem. „Die alten Möbel sind ja darin!"

„Stimmt! Meine Vormieterin befand sich in einer wirtschaftlich schlechten Lage, und da sie nicht wußte, wo sie vorübergehend die Möbel unterstellen sollte — Unterstellen kostet Geld — da habe ich mich eben erboten, sie so lange hierzubehalten, bis sie sie abholen kann."

„Mann, lügen Sie auch nicht?" fragte Schrader mit einer Stimme, die Mitleid erwecken konnte. Und Peterling bekam auch Mitleid.

„Ich gebe Ihnen unbedenklich mein Ehrenwort, daß es so ist und nicht anders ist. Uebrigens kann Ihnen Frau Schnüllgan doch sicher Auskunft geben, wohin das Fräulein verzogen ist. — Gute Nacht, mein Herr!"

„Warten Sie doch!" sagte Schrader, aber er wußte nicht recht, was er jetzt noch fragen sollte.

Peterling wiegte sich ungeduldig hin und her.

„Was wollen Sie denn jetzt noch?" raunzte er. „Wissen Sie, ich bin ein Mensch, der verdammt viel Sinn für Humor hat. Aber Ihre Beharrlichkeit geht mir auf die Nerven. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderte Schrader mechanisch. Hilflos sah er zu, wie drinnen die Moleskines noch sorgfältiger als vorher geschlossen wurden. Er sah auf der Dachrinne mit einem bedrücken Herzen und erloschenen Hoffnungen. Was hatte er sich alles vorgenommen gehabt! Jetzt sollte er sie sehen, sie endlich sprechen können — und nun war alles undurchsichtiger und unbegreiflicher denn je. Und das Merkwürdige war: seine Angst um Else wuchs. Hatte dieser sonderbare Mann, der jetzt das Atelier bewohnte, die Wahrheit gesagt? Elses Möbel standen noch in dem Raum. Aber wo war sie? Ohne Geld? Ohne Mitschaft? Ohne Freunde und Familie?

Er kletterte den Weg, den er gekommen war, mit einer fast schlafwandlerischen Sicherheit wieder zurück; aber als er auf dem festen Boden der Straße stand, drohte sich seine sonst so große Sicherheit vollends zu verlieren. Was ging hier eigentlich vor? Fürchtete sich Else Strette, oder hatte sie etwas zu verbergen? Er begriff das Erlöschen des Lichtes nicht ganz. Seine Ueberlegung arbeitete aber hart und klar. Natürlich — Tor, der er war — hatte sie Angst! Es war Nacht, und da klopfte jemand ans Fenster!

„Fräulein Else", rief er leise, „Fräulein Else! Ich bin es! Der Schornsteinfeger!" Gott mochte wissen, warum er seinen Namen nicht nannte, aber er tat es nun einmal nicht. Kommen Sie doch auf einen Augenblick ans Fenster! Einen Augenblick nur! Ich muß Ihnen etwas sagen!"

Alles blieb weiterhin still. Es war, als überlege man klopfenden Herzens hinter den Scheiben, was zu tun sei. Schrader lockte — nicht minder aufgeregt — auf dem Dachsims und wartete.

„Fräulein Else!" wiederholte er. Ohne daß er es wußte, hatte seine Stimme einen bebenden, flehenden Klang. „Nur einen Augenblick, Fräulein Else!"

Im Atelier flammte mit einem Male das Licht wieder auf. Eine Gestalt näherte sich dem Fenster. Ein Vorhang wurde ein wenig hochgehoben. Es war ein — Mann, der nach draußen spähte.

Schrader fühlte sich wie gelähmt. Ein Mann in Else Strettes Wohnung — in der Nacht? Aber da wurde auch schon das Fenster um einen Spalt geöffnet. Es war Peterling, der mit einem grimmigen Gesicht herausfah.

„Na, Herr Schornsteinfeger, Sie könnten sich eigentlich auch eine andere Besuchszeit aussuchen als die mitten in der Nacht! Sie erschrecken harmlose Leute, mein lieber Mann!"

„Wer sind Sie?" fragte Schrader. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

Peterling lachte. „Mein Gott ja, wenn Sie Fräulein Else suchen, erregt Sie ein Mann hier natürlich ganz fürchterlich. Sind Sie sehr eifersüchtig?"

„Reden Sie!" brüllte Schrader gedämpft. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

„Oh, Eifersüchtige sind schrecklich!" Peterling lachte noch lauter. „Aber fürchten Sie nichts: Ihre Angebetete — denn um eine solche handelt es sich doch wohl, wenn ein Mann nächtens einen 30 Meter hohen Dachschlot erklettert, um sie zu sehen — wohnt nicht mehr hier! Sie ist ausgezogen, mein Herr, und normalerweise dürften Sie das wissen."

„Ich weiß aber nichts", gestand Schrader — nun sehr kleinlaut. „Ich suche verzweifelt." Gleich erbaschte er, als Peterling sich bewegte, einen Einblick in das Innere des Zimmers. „Sie liigen ja, Kerl!" schrie er von neuem. „Die alten Möbel sind ja darin!"

„Stimmt! Meine Vormieterin befand sich in einer wirtschaftlich schlechten Lage, und da sie nicht wußte, wo sie vorübergehend die Möbel unterstellen sollte — Unterstellen kostet Geld — da habe ich mich eben erboten, sie so lange hierzubehalten, bis sie sie abholen kann."

„Mann, lügen Sie auch nicht?" fragte Schrader mit einer Stimme, die Mitleid erwecken konnte. Und Peterling bekam auch Mitleid.

„Ich gebe Ihnen unbedenklich mein Ehrenwort, daß es so ist und nicht anders ist. Uebrigens kann Ihnen Frau Schnüllgan doch sicher Auskunft geben, wohin das Fräulein verzogen ist. — Gute Nacht, mein Herr!"

„Warten Sie doch!" sagte Schrader, aber er wußte nicht recht, was er jetzt noch fragen sollte.

Peterling wiegte sich ungeduldig hin und her.

„Was wollen Sie denn jetzt noch?" raunzte er. „Wissen Sie, ich bin ein Mensch, der verdammt viel Sinn für Humor hat. Aber Ihre Beharrlichkeit geht mir auf die Nerven. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderte Schrader mechanisch. Hilflos sah er zu, wie drinnen die Moleskines noch sorgfältiger als vorher geschlossen wurden. Er sah auf der Dachrinne mit einem bedrücken Herzen und erloschenen Hoffnungen. Was hatte er sich alles vorgenommen gehabt! Jetzt sollte er sie sehen, sie endlich sprechen können — und nun war alles undurchsichtiger und unbegreiflicher denn je. Und das Merkwürdige war: seine Angst um Else wuchs. Hatte dieser sonderbare Mann, der jetzt das Atelier bewohnte, die Wahrheit gesagt? Elses Möbel standen noch in dem Raum. Aber wo war sie? Ohne Geld? Ohne Mitschaft? Ohne Freunde und Familie?

Er kletterte den Weg, den er gekommen war, mit einer fast schlafwandlerischen Sicherheit wieder zurück; aber als er auf dem festen Boden der Straße stand, drohte sich seine sonst so große Sicherheit vollends zu verlieren. Was ging hier eigentlich vor? Fürchtete sich Else Strette, oder hatte sie etwas zu verbergen? Er begriff das Erlöschen des Lichtes nicht ganz. Seine Ueberlegung arbeitete aber hart und klar. Natürlich — Tor, der er war — hatte sie Angst! Es war Nacht, und da klopfte jemand ans Fenster!

„Fräulein Else", rief er leise, „Fräulein Else! Ich bin es! Der Schornsteinfeger!" Gott mochte wissen, warum er seinen Namen nicht nannte, aber er tat es nun einmal nicht. Kommen Sie doch auf einen Augenblick ans Fenster! Einen Augenblick nur! Ich muß Ihnen etwas sagen!"

Alles blieb weiterhin still. Es war, als überlege man klopfenden Herzens hinter den Scheiben, was zu tun sei. Schrader lockte — nicht minder aufgeregt — auf dem Dachsims und wartete.

„Fräulein Else!" wiederholte er. Ohne daß er es wußte, hatte seine Stimme einen bebenden, flehenden Klang. „Nur einen Augenblick, Fräulein Else!"

Im Atelier flammte mit einem Male das Licht wieder auf. Eine Gestalt näherte sich dem Fenster. Ein Vorhang wurde ein wenig hochgehoben. Es war ein — Mann, der nach draußen spähte.

Schrader fühlte sich wie gelähmt. Ein Mann in Else Strettes Wohnung — in der Nacht? Aber da wurde auch schon das Fenster um einen Spalt geöffnet. Es war Peterling, der mit einem grimmigen Gesicht herausfah.

„Na, Herr Schornsteinfeger, Sie könnten sich eigentlich auch eine andere Besuchszeit aussuchen als die mitten in der Nacht! Sie erschrecken harmlose Leute, mein lieber Mann!"

„Wer sind Sie?" fragte Schrader. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

Peterling lachte. „Mein Gott ja, wenn Sie Fräulein Else suchen, erregt Sie ein Mann hier natürlich ganz fürchterlich. Sind Sie sehr eifersüchtig?"

„Reden Sie!" brüllte Schrader gedämpft. „Was machen Sie in dieser Wohnung?"

„Oh, Eifersüchtige sind schrecklich!" Peterling lachte noch lauter. „Aber fürchten Sie nichts: Ihre Angebetete — denn um eine solche handelt es sich doch wohl, wenn ein Mann nächtens einen 30 Meter hohen Dachschlot erklettert, um sie zu sehen — wohnt nicht mehr hier! Sie ist ausgezogen, mein Herr, und normalerweise dürften Sie das wissen."

„Ich weiß aber nichts", gestand Schrader — nun sehr kleinlaut. „Ich suche verzweifelt." Gleich erbaschte er, als Peterling sich bewegte, einen Einblick in das Innere des Zimmers. „Sie liigen ja, Kerl!" schrie er von neuem. „Die alten Möbel sind ja darin!"

„Stimmt! Meine Vormieterin befand sich in einer wirtschaftlich schlechten Lage, und da sie nicht wußte, wo sie vorübergehend die Möbel unterstellen sollte — Unterstellen kostet Geld — da habe ich mich eben erboten, sie so lange hierzubehalten, bis sie sie abholen kann."

„Mann, lügen Sie auch nicht?" fragte Schrader mit einer Stimme, die Mitleid erwecken konnte. Und Peterling bekam auch Mitleid.

„Ich gebe Ihnen unbedenklich mein Ehrenwort, daß es so ist und nicht anders ist. Uebrigens kann Ihnen Frau Schnüllgan doch sicher Auskunft geben, wohin das Fräulein verzogen ist. — Gute Nacht, mein Herr!"

„Warten Sie doch!" sagte Schrader, aber er wußte nicht recht, was er jetzt noch fragen sollte.

Peterling wiegte sich ungeduldig hin und her.

„Was wollen Sie denn jetzt noch?" raunzte er. „Wissen Sie, ich bin ein Mensch, der verdammt viel Sinn für Humor hat. Aber Ihre Beharrlichkeit geht mir auf die Nerven. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderte Schrader mechanisch. Hilflos sah er zu, wie drinnen die Moleskines noch sorgfältiger als vorher geschlossen wurden. Er sah auf der Dachrinne mit einem bedrücken Herzen und erloschenen Hoffnungen. Was hatte er sich alles vorgenommen gehabt! Jetzt sollte er sie sehen, sie endlich sprechen können — und nun war alles undurchsichtiger und unbegreiflicher denn je. Und das Merkwürdige war: seine Angst um Else wuchs. Hatte dieser sonderbare Mann, der jetzt das Atelier bewohnte, die Wahrheit gesagt? Elses Möbel standen noch in dem Raum. Aber wo war sie? Ohne Geld? Ohne Mitschaft? Ohne Freunde und Familie?

Er kletterte den Weg, den er gekommen war, mit einer fast schlafwandlerischen Sicherheit wieder zurück; aber als er auf dem festen Boden der Straße stand, drohte sich seine sonst so große Sicherhe

Im Film, im Funk, im Varieté hat man immer wieder Gelegenheit, CHARLOTT DAUDERT, das lockere Marseiller aus Ostpreußen, schätzen zu lernen. Daß die Künstlerin bei ihrer vielen Arbeit noch Zeit hatte, den Lesern des „7. Tages" einen Gruß zu schicken, wollen wir ihr besonders danken.

„Dann tu's auch noch ein einundzwanzigstes Mal!" verlangte Frau Schrader. „Denn schließlich möchte ich ja auch wissen, um was es sich dreht, wenn meine Klöße Nebensache geworden sind."

Schrader berichtete also noch einmal. „Aber das ist das unwiderruflich letzte Mal! Dafür sag ich's nun nicht mehr. Wenn ich doch den blödsinnigen Stoff damals einfach sofort erledigt hätte, dann wüßte ich von weiter nichts und regte mich nicht auf, und dann hätte ich nichts damit zu tun und ginge meiner Wege und . . . und . . . und . . ." Er rang nach weiteren Ausdrücken für das Wohlleben, das er dann gehabt hätte.

Aber Grete ihm gegenüber lächelte so merkwürdig, so annehmend und überlegen.

„Na, warum hast du es denn nicht getan? Weil du ganz einfach Feuer gefangen hast! Weil du eben regelrecht verliebt bist! Und deshalb mußt du dich jetzt so kümmern, aufregen und sorgen! Und nun besonders, da du nicht mal „ihre" Anschrift erfahren kannst!"

Da sprang er auf, dicke Adern an den Schläfen. Seine Faust donnerte auf den Tisch, daß die Klöße einen Sprung in die Luft taten.

„Und ich sage dir, daß ich sie erfahre!" brüllte er. „Ich lasse mich nicht an der Nase herumführen! Kommt doch gar nicht in Frage! Kann mir doch gar nicht geschehen!" Und damit stürzte er wie von Sinnen zur Tür.

„Toni!" klagte die Mutter, „die Klöße!" Und dieser Toni Schrader, der liebevollste und beste Sohn einer Mutter, dieser Toni Schrader schnaubte zurück: „Mögen sie in der Hölle braten! Mag sie aufkutschern, wer will!" Und dann knallte er die Zimmertür hinter sich zu.

„Um Himmels willen!" rief Frau Schrader. „So habe ich den Toni ja noch nie gesehen!"

Aber die gute Grete war eitel Verständnis und Wissen.

„Na, wenn es den Stillstand endlich mal gerafft hat, dann ist's aus."

Eine Weile war es still am Tisch; beide stocherten sie, ein wenig mitgenommen durch den kleinen Auftritt, lustlos an den Klößen herum. Plötzlich fragte die Mutter leise: „Sag, Grete, was ist es denn überhaupt für ein Mädel?"

Unewige Mutteranast, daß es nicht die Richtige sein könnte! Nun flackerte sie auf. Zu allem Ueberfluß mußte Grete dann auch noch sagen:

„Na, Mutter, du hörst doch, daß ich sie nicht kenne. Ich wollte hingehen, um bei ihr nähen zu lassen, aber sie war ja ausgezogen. Toni behauptet freilich steif und fest, daß sie doch noch da wohne, und daß die Wirtin ihr das nur antue aus Aerger über das verdorbene Kleid."

„Nein", sagte die Mutter mit klarer Ueberlegung, „das kann ich mir nicht denken, denn es müßte der Wirtin eher daran liegen, daß ihre Mieterin verdient. Sie muß also wirklich ausgezogen sein." — —

Siebentes Kapitel

Miele flatterte aufgeregt in die Küche der Frau Schmüllgen.

„Der Geldbriefträger mit 'ner Postanweisung für Sie! Ich hab'n in die gute Stube geführt!"

Frau Schmüllgen wischte sich schnell die Finger ab, die ein deutsches Beafsteak wirzen wollten; sie war nicht minder aufgeregt wie ihre Stütze des Haushalts.

„Guten Morgen, guten Morgen, liebe Frau Schmüllgen; da bringe ich Ihnen ein nettes Geldchen! Sicher die rückständige Miete für eines Ihrer Zimmer. Na, das ist denn ja schön — so auf einen Knall!" Und damit begab der Beamte sich ans Auszahlen des Betrages.

Frau Schmüllgen hemächtigte sich mit fliegenden Händen des Postabschnitts. Ihre Mieter pflegten stets versönlich zu bezahlen. Sie wußte nicht, von wem da die Summe hätte kommen sollen, wenn nicht von Else Strette. Richtig, da stand ja auch ihr Name als Absender. Aber nur der Name und die Stadt, keine Straße, keine Hausnummer. Sie war also noch in der Stadt! Auch der Poststempel bewies das. Warum aber kam sie nicht selbst vorbei und sagte einem ordentlich guten Tag?! War das der Dank dafür, daß man sich ihrer so angenommen hatte, daß man sie wie ein Kind bei sich beherbergte! Daß man ihr Platz anbot, bis sie Verdienst gefunden hatte! Und nun ließ sie sich nicht einmal mehr blicken! Das war nicht schön, nein, das war ganz gewißlich nicht schön. Frau Schmüllgen vergaß ganz, daß Else Strette ihr Anerbieten auch nicht eine Nacht angenommen hatte, weil sie gleich am anderen Tag durch eine glückliche Fügung eine Stellung fand. Sie überlegte es sich gar nicht, daß alles doch bei den Worten stehengeblieben und nicht in die Tat umgesetzt worden war. Innerlich klagte sie Else an, nicht recht gehandelt zu haben. Daß sie nicht zu ihr gekommen war und nicht erzählt hatte, was sie jetzt mache, wo und wie sie lebte! Nein, es war nicht zu begreifen.

„So!" Der Geldbriefträger war mit dem Fertigmachen geworden. Er hatte viel kleines Geld gehabt. Nun rechnete er es noch einmal vor. „Und auf Wiedersehen, Frau Schmüllgen!"

„Das hör' ich gern", erwiderte sie. „Auf Wiedersehen! So was können Sie mir alle Tage bringen!"

„Wenn es an mir läge, gern", beteuerte der . . . te und warf einen wohlwollenden Blick auf die stattliche Gestalt der bekannten Vermieterin. —

Miele hatte sicher an der Tür gelauscht. Sie flatterte erschreckt zurück, als ihre Herrin mit dem Postboten herausstrat.

„Ich wollte Sie gerade fragen", stammelte sie, „wie ich das mit den Knödeln machen soll."

Frau Schmüllgen aber fiel heute nichts auf. „Was sagst du nun, Miele?" strömte es aus ihr heraus, sobald der Briefträger das Haus verlassen hatte. „Die Strette schickt die rückständige Miete mit der Post! — Nein sowas! — Mit der Post! Und — ohne Wohnungsangabe!" Sie mußte dazwischen einmal Luft schnappen, so sehr wogte ihr Busen. „Nun weiß kein Mensch, wo sie steckt!"

Miele wußte nicht recht was sie dazu sagen sollte. Wenn nur die Schmüllgen gleich nicht wieder zu schimpfen anfing, weil sie nicht richtig hingehört hatte, als Else Strette ihre Sachen abholte.

„Nun, immerhin hat sie doch noch eine Menge Sachen hier", wandte Miele ein, „und muß deshalb doch eines Tages mal wiederkommen."

„Eines Tages — — eines Tages!" äffte Frau Schmüllgen nach. „Wer weiß, was eines Tages ist? — Also das muß ich doch mal Frau Grön erzählen."

Frau Grön wohnte im Nebenhaus. Sie klopfte oft zu gleicher Zeit mit Frau Schmüllgen Teppiche. Daraus entstand zuerst eine gefährliche Feindschaft, hinterher wurde diese Freundschaft daraus.

Frau Schmüllgen also rief Frau Grön auf den Hof hinunter und erzählte ihr in hastigen Zügen die tolle Geschichte.

Die Nachbarin faltete die Hände über dem mächtigen Bauch und meinte hellsichtig: „Aber, liebste, beste Frau Schmüllgen, das liegt doch ganz klar auf der Hand! Nur eine so ehrliche und unschuldsvolle Seele wie Sie kann da nicht sofort draufkommen. Die hat etwas zu verheimlichen! Das wird es sein. Ogottogott, so'n nettes Mädchen, und unters Fußvolk geraten! Nein, nein, nein, wie schrecklich."

„Wieso, unters Fußvolk?" fragte die gute Schmüllgen wirklich unschuldsvoll, wirklich ahnungslos.

Die Frau Grön ließ ein schallendes und vielsagendes Lachen hören und lief ins Haus zurück. „Entschuldigung, aber das Essen brennt sonst an! Und dann schimpft „er". Nee, lieber nicht!"

Die Schmüllgen aber wiegte ihr Haupt und verstand nicht recht und rätselte an den Worten herum.

Da tauchte schon wieder ein Postbote auf mit Tasche und Fahrrad. „Ein Eilbrief an Fräulein Else Strette! Eingeschrieben!"

„Lassen Sie den man wieder zurückgehen an den Absender!" knurrte Frau Schmüllgen in der schlechtesten Laune. „Die wohnt nicht mehr hier! Unbekannt verzogen! — Unbekannt!"

— — — — — — — —

Am Nachmittag war der Brief wieder da, woher er kam. Toni war noch nicht von der Arbeit zurück, und Frau Schrader betrachtete den Umschlag von beiden Seiten. Eingeschrieben und per Eilboten! „Else Strette!" Das war sie also nun, an die ihr Junge dachte Tag und Nacht. Und nun war sie verschwunden und unauffindbar. So ein Mädchen! Wie sollte das nur weitergehen mit dem Toni? Eines Tages stürzte er noch irgendwo vom Dach, wenn er mit seinen Gedanken immer an anderer Stelle war! Es war wirklich ein Kreuz, ein großes Kreuz!

Am liebsten hätte Frau Schrader den Brief ein bißchen unterschlagen. Wenn der Junge nun müde und abgespannt nach Hause kam und den Brief sah, war es mit dem Essen wieder mal nichts. Das ging aber doch nicht. Das war doch unmöglich. Wenigstens bis nach dem Essen wollte sie den Brief aufheben.

Toni kam wirklich abgespannt nach Hause. „Tag, Mutter", sagte er und tätschelte ihr den Arm. Dabei schielte er aber nach dem Küchenschrank, an dessen Scheiben etwa eingebende Post aufgestellt und eingeklemmt wurde. Es fand nichts da. Trotzdem fragte Toni, ob nicht . . .

„Ich nur!" sagte die Mutter und wich somit geschickt einer geraden Antwort und einer Lüge aus.

Und Toni aß sehr brav heute abend. In Gedanken war er bereits einen Tag weiter. Morgen um diese Zeit sah er zweifellos mit Else Strette auf dem Ananasberge. Und dann würde er es bestimmt so bald nicht wieder loslassen. Nein, gewiß nicht! — Toni Schrader machte schon wieder Traumspaziergänge, die sich nie verwirklichen sollten.

Nach dem Essen, aber erst eine Stunde danach, als es nicht mehr schaden konnte, kam die Mutter mit dem Brief heraus. Weil sie die Verantwortung einfach nicht mehr tragen konnte.

„Sei nicht bös; aber du hättest wieder nichts gegessen, wenn ich ihn dir eher gegeben hätte!" sagte sie stockend und sah Toni mit ihren guten Augen hilflos an. „Mendern kannst du ja doch nichts mehr daran."

Toni Schrader storrte das vielfach gefaltete und gestempelte Schreiben an, als sei es etwas Neues, Fremdes, Unbekanntes.

„Unbekannt verzogen!" las er. Er murmelte die Worte einige Male vor sich hin. „Das ist ja unbegreiflich! Unbegreiflich! Was kann man denn nur jetzt noch machen?"

Alle noch vorhandenen Möglichkeiten schossen ihm durch den Kopf. Als einzige Hoffnung aber blieb nur die Polizei. Schließlich hatte er doch einen Grund, sich an sie zu wenden. Er mußte das Geld loswerden. Deshalb durfte er Else schon polizeilich ermitteln lassen. Böse würde sie sein. Aber das war gleichgültig. Wenn er sie erst gefunden hatte, würde er sie auch versöhnen. Er wollte sie finden, und er mußte sie finden.

Die Angst war auch wieder da. Aber wer könnte Veranlassung dazu haben, ein junges, harmloses Mädchen verschwinden zu lassen? Aber — war sie harmlos? War sie so, wie sie sich gab? Eigentlich konnte er sie doch gar nicht! Aber sein Gefühl sträubte sich, hörte das Richtige. „Gern hab ich sie", dachte er, „sehr gern. Ich glaube, vom Fleck weg könnte ich sie heiraten. Das ist mir früher doch nie eingefallen. Aber jetzt — jetzt tät' ich's!"

— — — — — — — —

Marie Tiano hatte zu Else Strette — mit deren Handwerkskunst sie sichtlich sehr zufrieden war — gesagt, daß sie in den nächsten Tagen abreisen würden. Daher war es nötig geworden, daß Else ihre ausstehenden Rechnungen einkassierte. Sie ließ sich zu diesem Zweck einen Nachmittag freigeben und wanderte zuerst zu Liselotte Stirg in das Herrenartikelgeschäft.

Liselotte, zurechtgemacht und strahlend wie stets, kam ihr mit einem sauersüßen Gesicht entgegen.

„Fräulein Strette? Na, was gibt es denn Neues?"

„Ich wollte nur — —" begann Else zaghaft. Es war sehr schwer auszusprechen, was sie wollte.

„. . . mich in empfehlende Erinnerung bringen, nicht wahr?" sagte lächelnd Liselotte. „Ich wäre ja auch längst mal wieder gekommen, aber die vielen Treppen und dann die letzten Vorkommnisse, na . . ."

Else wollte eigentlich sagen, daß sie keine Werkstatt mehr hatte, aber sie fragte überrascht: „Welche Vorkommnisse?"

„Nun, die mit . . ., aber Schwamm darüber! Reden wir nicht mehr davon. Ich komme ja auch mal wieder!"

„Sie brauchen nicht mehr zu kommen, Fräulein Stirg; denn ich habe meine Schneiderei aufgegeben."

„Aufgegeben? Ach so, ich verstehe. Sie heiraten! — Nun, warum auch nicht?! — Es soll da heute sicher eine Krawatte für den Herrn Bräutigam?! Grün lieber, Zartgrün mit Pünktchen." Und sie ließ ein hartes, höhnisches Lächeln hören.

Else Strette runzelte die Stirn.

„Wenn Sie mich hier zum besten haben wollen, werde ich böse! Ich habe keinen Bräutigam und will keine Krawatte. Meine Rechnung will ich bezahlt haben!" Das war ihr nun so herausgefahren. So hatte sie es gar nicht sagen wollen. Aber warum reizte man sie auch so?

Liselotte stand entgeistert. Dann ließ sie sich hinter dem Verkaufstisch auf einen Stuhl fallen und wiederholte:

„Ihre Rechnung wollen Sie bezahlt haben? Ja, was fällt Ihnen denn ein? Die habe ich doch längst bezahlt!"

„Meine Rechnung?" entrüstete sich Else.

„Natürlich! Zwar nicht an Sie, aber an einen gewissen jungen Herrn, dem Sie sehr viel Vertrauen schenken."

Else verstand kein Wort.

„Ich kenne keinen jungen Herrn, dem ich sehr viel Vertrauen schenke!" erwiderte Else mit einer Stimme, die keine Einwendung zuließ. Diesmal wagte Liselotte kein spöttisches Lachen.

„Sie haben das Geld gar nicht erhalten, Fräulein Strette?" erkundigte sie sich. „Das Geld für Ihre Rechnung?"

„Ich habe nichts bekommen, sonst wäre ich doch nicht hier."

„Also das ist denn doch die Höhe!" entrüstete sich Liselotte. „Das Geld ist futsch! — Vor Tagen kam ein netter, junger Mann hier ins Geschäft und legte mir eine Mahnung von Ihnen vor."

„Von mir?" stotterte Else.

„Sehr richtig, er nannte sich Schrader!"

„Wieso nannte' er sich Schrader? Er heißt Schrader!"

„Abwarten! Abwarten!" beruhigte Liselotte. „Ich berichte ja weiter. Sie Armes! Einem Betrüger sind Sie in die Hände gefallen. Einem Betrüger!"

„Aber, Fräulein Stirg, ich bin ja gar nicht — —"

Unbeirrbar redete Liselotte weiter.

„Also dieser nette, junge Mann kaufte mir eine Krawatte ab, erzählte mir allerhand nette Dinge, brachte mich zum Theater — ich hatte Vorstellung im Anrecht, wissen Sie! — und holte mich vom Theater ab." Sie sah tief Atem, und Elses Gesicht verzog sich; sie erblickte aufgehendes. „Wir gingen miteinander durch die Frühlingsnacht. Es war wonnig." In ihren Worten lag soviel an unausgesprochenen Verheißungen! Else schloß einen Augenblick die Augen vor Qual. Als sie sie wieder öffnete, waren sie kalt, eiskalt. Dieselottes Schilderung hörte sie an, als sei sie aus Stein. „Also dann erzählte er mir eine Geschichte von einer kleinen Näherin, der er etwas verdorben habe — und die nun Geld brauche, und für die er nun die Rechnungen einkassiere. Und jetzt, in dieser Minute noch, wolle er das Geld haben.

(Fortsetzung folgt.)

Herdfeger besser denn je

Welt der Frau

Das meist fotografierte Mädchen von Paris

Die Flucht aus dem sowjetrussischen Paradies — Verschlagen an die Elfenbeinküste — Alles für die schlanke Linie

Was ist Lud? Ein Verschönerungsmittel? Eine verlockende neuerfundene Schnapsmarke? Ein neues Pariser Nachtlokal? Lud ist nichts dergleichen. Lud ist eine entzückende junge Frau, die für sich in Anspruch nehmen kann, die meistfotografierte Frau Frankreichs, ja der ganzen Welt zu sein. Sie schlägt alle Rekorde aller berühmten Filmstars, aller Herzoginnen, aller Modedamen und aller Schönheitskönigtinnen, und sie verdient damit eine große Menge Geld. Denn Lud ist das bezahlteste Fotografiermodell von Paris. Sie ist für die Werbebüros, für die großen Moden- und Schneiderfirmen das Foto-Weltmodell Nummer eins. Kein Magazin ohne ihr Bild, kein Reklameprospekt ohne ihre „aparten Linien". Vom Zahnputzmittel bis zum Tomatensaft, vom Abendkleid bis zum Badeschuh wird ihre reizende „photogenique" Persönlichkeit zur Werbung eingesetzt.

Die Odyssee der kleinen Lud

Die Lebensgeschichte von Lud, die mit vollem Namen Ludmilla Boucoiram Fedoffeiew heißt, gleicht einer Odyssee.

Sie wurde im Jahre 1918 in Rußland in Kiew als Tochter eines russischen Generals und Statthalters geboren. Als die Bolschewiken zur Macht kamen, mußte die Familie fliehen, ohne auch nur einen Pfennig Barmittel mit sich zu führen. Sie lernten das Schicksal der weißrussischen Flüchtlinge bis zur Neige kennen. Die erste Station war Konstantinopel, dann ging es nach Paris weiter. Dort starbt der Vater an gebrochenem Herzen.

Doch die Mutter von Lud ist eine tapfere Frau, die sich vom Leben nicht so schnell unterkriegen läßt. Kurz entschlossen verläßt sie mit ihren beiden kleinen Kindern Paris und siedelt nach Afrika, an die Elfenbeinküste, über, wo ihr die Erfahrungen der Studienzeit glänzend zustatten kommen. Sie beginnt als Zahnärztin zu praktizieren.

Von Afrika zurück nach Paris

Doch Lud und ihr Bruder konnten sich in Afrika nicht richtig akklimatisieren. Sie wollen zurück nach Europa, zurück nach Paris.

Siebzehnjährig wagt sie mit ihrem jüngeren Bruder den Sprung übers Meer und kommt in Paris an. Doch die Stadt ihrer Träume empfängt Lud keineswegs mit offenen Armen. Paris ist überfüllt von Fremden und von Wirtschaftskrisen geschüttelt. Es scheint fast unmöglich, den Lebensunterhalt zu verdienen. Schon reisaniert Lud und rüstet traurig zur Rückreise nach Afrika, da liest sie das Inserat eines großen Warenhauses, das Manneauins sucht. Sie wird sofort engagiert, und ihre erstaunliche und wirklich originelle Karriere beginnt. Sie, die kleine Russin, wird das meistfotografierte Mädchen der Welt.

Das schwere Leben der kleinen Lud

Dabei ist sie im eigentlichen Sinn nicht einmal schön. Nicht ihr kekes Stupsnäschen, ihr sehr unrussisches Gesicht verhelfen ihr zu der großen Karriere, sondern ihre natürliche Anmut, ihre klassisch vollendete Figur. Mit ihr braucht man vor der Kamera keine Stellungen zu probieren. Ihre Haltung ist so natürlich, daß kein Foto, auch das schwierigste, mißlingt. Es entsteht ein wahrer Wettkampf um sie, aus dem Lud vor allem profitiert. Aus dem Manneauin ist ein hochbezahlter „Fotostar" geworden.

Lud privat

Doch leicht ist ihr Beruf nicht. Stundenlang steht sie Tag für Tag vor der Kamera. Sie darf nicht einen Moment ermüden. Keuferste Konzentration tut not.

Kein Wunder, daß sie ein sehr zurückgezogenes Leben trotz der zahllosen Verehrer führt. Sie raucht nicht! Sie trinkt nicht! Sie muß nach einer strengen Diät essen. Sie ist trotz aller Erfolge eine arme Sklavin, eine Sklavin ihrer bezaubernden Linie. Ihr einziger, wirklicher Kummer aber ist, daß sie nicht mehr der reichen russischen Küche huldigen darf, sondern sich mit winzigen Mahlzeiten begnügen muß. In der Tat, ein schweres Opfer. Für eine junge, gesunde Frau, die sich immer ihres Bärenhungers gerühmt hat. lw. h.

Eine Frau wird Mythos

Zum 80jährigen Geburtstag Selma Lagerlöfs am 20. November

Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat die Richtung in der Weltliteratur durchareifende Wandlungen erfahren. In diesem raschen Wechsel der Stilrichtungen und Anschauungen konnte es nicht ausbleiben, daß neue Sterne am Dichterhimmel wie Kometen auftgingen, um ebenso plötzlich zu verschwinden. Was während dieser Jahrzehnte geschrieben worden war, muß heute zum großen Teil bereits als überwunden bezeichnet werden. Und diese Umstellung beschränkt sich nicht auf Deutschland, sondern es handelt sich dabei um eine Erscheinung, die alle Kulturländer gleichermaßen ergriffen hat. Nur wenige schöpferische Geister aus dieser Epoche haben sich und ihr Werk bis heute behaupten können.

Zu diesen gehört die große schwedische Dichterin Selma Lagerlöf, die am 20. November ihren 80. Geburtstag begeht. Vor so mancher dichterischen Verübmtheit hat sie den Vorzug voraus, daß ihre Werke nicht nur gelobt, sondern auch wirklich gelesen werden und bei Jung und Alt bekannt sind — heute wie vor Jahrzehnten.

Wie ist das zu erklären?

Selma Lagerlöf war 33 Jahre alt und blickte auf eine langjährige Tätigkeit als Lehrerin zurück, als sie ihr erstes Werk veröffentlichte. Dieses Werk war „Gösta Berling". Durch diese Schöpfung ist sie mit einem Schlage berühmt geworden, dies Buch hat zahllose Auflagen erlebt und ist in alle Kultursprachen übersetzt worden.

Der Zauber, den das Werk bei seinem Erscheinen auf die Leser ausübte, war zunächst zeitgeschichtlich bedingt. Hatte doch in jener Zeit seit den umwälzenden Entdeckungen eines Darwin und Haeckel der Materialismus eine ganze Epoche beherrscht. Die dadurch bedingte Weltanschauung fand ihren Niederschlag in der Literatur — es war das Zeitalter des Naturalismus. Zu Beginn der neunziger Jahre stand er in seiner höchsten Blüte. Ein Teil des Publikums aber war der naturalistischen Darstellungen schon müde geworden.

Da veröffentlichte die bis dahin unbekannte nordische Schriftstellerin den „Gösta Berling", dies eigenartige Buch, das von romantischem Geiste getragen, von märchenhaftem Zauber durchflutet ist. Selma Lagerlöf lehrte die Menschheit wieder, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Sie schöpfte aus dem Quell alter Volksüberlieferung, die ihr durch mündliche Berichte aus ihrer Heimat vertraut sind, die sie nun mit eigenen Kindheitserinnerungen und fantastischen Schöpfungen durchflicht. Der „Gösta Berling" begründete den Ruhm Selma Lagerlöfs. Er gab ihr zugleich durch den finanziellen Erfolg die Möglichkeit, ganz ihrem Werke zu leben. Das väterliche Gut Morbacka in Wärmland konnte sie zurückkaufen. Dort lebt sie noch heute.

Wenige Jahre später, im Jahre 1904, folgten dem Gösta Berling „Unsichtbare Bande" — ein Werk, das die schicksalhafte Verkettung aller menschlichen Lebensfäden zeigt und durch die Betonung unentrinnbarer Bindungen an die Werke der großen Romantik im Jahrhundertwaging anklingt. Stets schildert die Dichterin einfache Menschen, die von der Schwere ihres Schicksals überlastet sind. In plastischer Eindringlichkeit offenbart sich diese Schicksalsmacht in „Herrn Arnes Schatz", jener wunderbar zarten und zugleich grausigen Erzählung, die einen Mörder im Bann der Gewalten zeigt, die ihn zur Reue und Sühne zwingen.

In den folgenden Jahren hat Selma Lagerlöf Reisen unternommen, die sie weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgeführt haben. Der Niederschlag ihrer Erlebnisse aus dieser Zeit findet sich u. a. in den Geschichten aus Italien „Wunder des Antichrist" und in dem von religiöser Wundergläubigkeit durchwebten Werk „Jerusalem".

Das reiche Schaffen der Künstlerin wurde durch den Weltkrieg unterbrochen, dessen schreckensvolles Erlebnis sie in einer Art Erstarrung zur Unproduktivität verdammte. Ihr größtes Nachkriegswerk ist der dreiteilige „Löwensköld-Roman", der das Motiv der unheilbringenden Ringe behandelt.

Die achtzigjährige Dichterin blickt heute auf ein reiches Lebenswerk zurück. Sie war ursprünglich Heimatdichterin. Doch durch die Universalität ihres Geistes und die Fülle ihrer Fantasie wußte sie aus der Heimat die Welt zu gestalten, die Welt mit ihren jenseitigen Verknüpfungen. So wenig ihr Werk raumgebunden erscheint, so wenig wird es dem Wandel der Zeiten anheimfallen. Seine Wahrheiten sind zeitlos und darum unvergänglich.

Selma Lagerlöf gestaltete aus dem Mythos — für jenen ewigen Glauben, der namenlos in der Volksseele wirkt.

Sie selber ist ein Stück Mythos geworden, dünkt es uns . . .

Dr. Eva Wendorff

Heimgestaltung ist bildende Kunst

Von der Kultur des deutschen Hausrats

„Es bedarf keiner besonderen Begründung, daß das nationalsozialistische Deutschland, welches nach neuen Ausdrucksformen auf allen Gebieten strebt, sie vor allem in seiner Wohnkultur bereits gefunden hat, die Bedeutung einer arteigenen Kultur dabei nicht übergehen kann, daß der Deutsche soll in seiner Heimstatt die Möglichkeit haben, die ihn umgebenden Dinge als Ebenbilder seiner selbst zu besitzen. Der Lebenswille des deutschen Volkes ist klar ausgeprägt in den unserem Volke wieder erschlossenen Werten sittlicher Art. Dadurch ist auch der Weg zu einer gesunden Wohnkultur bereits angezeichnet . . ." Mit diesen Sätzen leitete der Sachbearbeiter für Innenraumgestaltung bei der Reichskammer für bildende Künste, Architekt Pollmann, vor kurzem Ausführungen ein, in denen er seine neue Aufgabe darlegte.

Der hohe Wert, welcher der Gestaltung des Heims samt seinem mannigfaltigen Hausrat beigemessen wird, geht nicht nur den Architekten an, sondern hiermit beginnt auch ein Wirkungskreis, der von der Hausfrau mit großer Verantwortung zu betreuen ist.

Die Erziehung zur Heimgestaltung setzt heute schon früh ein — die Jugend ist es, die das Werk beginnt und in ihren kleinen Heimen zum Teil auf eigene Faust sich eine Umgebung schafft, die ihr wesensverwandt und bis ins Innerste echt ist. Diese Jugend wird, wenn sie herangewachsen ist und sich ein Familienheim gründet, hoffentlich nicht mehr belastet sein von falschem Geltungsbedürfnis, von Snobismus, von Großmannssucht. Sie wird vielleicht nicht mehr die Fehler der vorangegangenen Generationen machen, durch welche in die Heimgestaltung ein Zug von Unwahrhaftigkeit und Zerrissenheit gebracht wurde. Sie wird ebensowenig Neigung haben zu staubfangenden Portieren wie zu überempfindlich hochgelagerten Sofakissen, exotischer Herkunft, zu aufdringlich herumstehendem Andenkenkram wie zu sinnlosen Sofapuppen, zwecklosen Fischen, künstlichen Stimmungslampen, verlogenen Bildern und sentimentalen Plastiken, unmöglichen Vasen und binderlichen Deckchen.

Schwerer ist es für die ältere Generation, die ihr vor Jahrzehnten anerzogenen und ohne viel Nachdenken oder gar Kritik übernommenen Vorstellungen von einem standesgemäßen Heim zu wandeln. Nicht allein, daß die Vorstellungswelt sich nur hübsam ändert, nein auch die einmal vorhandenen Möbel und Geräte haben ingwischen gewisse Gefühlswerte erhalten, mit denen man rechnen muß. Es ist eine Aufgabe für sich, in diese zahllosen Heime einen neuen Geist zu tragen, Wandlungen vorzunehmen ohne Wertvolles zu vernichten, zu geben ohne zu rauben, Kunst zu fördern und Kitsch zu beseitigen.

Der neue Standpunkt aber: „Heimgestaltung ist bildende Kunst" erhebt die Tätigkeit des Zimmereinrichtens, des Einkaufens von Haustrat, in eine höhere Sphäre, gibt dieser Tätigkeit einen betonten Wert. Sehen wir uns doch einmal die Bilder aus früheren Zeiten an — wir müssen mindestens 70 Jahre zurückgehen — auf denen Inneneinrichtungen festgehalten sind, dann finden wir auf diesen Interieurs der Biedermeierzeit, der Renaissance, der alten Niederländer in sich geschlossene kleine Welten, wichtige Vorbilder für große Maler. Vergleichen wir damit die schlimme Zeit der Innenarchitektur von 1880 bis in die Nachkriegsjahre, dann fassen wir uns über so viel innere Zerrissenheit, soviel Verlogenheit, Snobismus und Unselbständigkeit verständnislos an den Kopf. Verkennungen aller Art toben sich hier aus. Ueberladenheit mit allen möglichen vergangenen Stilarten, Prozerei, sinnloses Anhäufen von Dekorationen aller Völker und Zeiten — dagegen in antworten. Beim Abendessen schob ich mein halb aufgegessenes Butterbrot beiseite, ich brachte nichts mehr hinunter.

Ob ich krank sei, ob mir etwas weh tue, erkundigte sich die Tante Laxfschüttend und brachte mich trüber als sonst zu Bett. Und als sie nach einer Zeit, mich schlafen wähnend, noch einmal nachsehen kam und neuerlich mit besorater Frage in mich drang, brach es endlich aus mir hervor. Die Arme um ihren Nacken schlingend, gestand ich: „Ich habe ein Schwein gestohlen!"

Ein Schwein gestohlen? Ob ich im Fieber rede? erschrak die Tante.

Erst allmählich beariff sie und handelte dann aus der Güte ihres einfachen Herzens heraus, wie es kein geschulter Erzieher richtiger vermocht hätte. Sie hob kein Gezeter an, es gab keine Scheltworte. Aber sie tat die Sache auch nicht mit einem leichten Scherz ab. Sie wies auf die Verdunklung hin, die die ganze Welt unter der Last meines schlechten Gewissens erfahren hatte. Und nun war der böse Bann gebrochen, alles wieder in lichter Ordnung. Reuer Optimus, die wir, wie ich in ahnendem Ernst empfand, zu wahren haben als das Beste, was wir besitzen.

Hatte ich so in aller Folgerichtung Verfuchung, Sündenfall, Gewissensnot, Beichte und Lossprechung erfahren, so folgte nun noch die Buße. Denn auf diese drang die Tante. Ich mußte das Schweinchen zurücktragen und der Frau Schubert alles bekennen. Es wurde mir nicht leicht, aber ich sah ein, daß es geschehen mußte, und suchte mich nicht zu drücken.

Auch Frau Schubert hörte mich, wahrscheinlich von der Tante vorbereitet, ernst und gütig an, fügte noch ein ermahnendes Wort bei und — schenkte mir dann das Schweinchen.

Ich nahm es, aber dies ist vielleicht das Merkwürdigste des Ganzen — es lag mir auf einmal nichts mehr daran: noch am gleichen Nachmittag schenkte ich es weiter.

Das Schweinchen / *Ein Kindheitserlebnis von Emil Merker*

Nichtigkeiten des Kindesalters, von Erwachsenen so gern belächelt, können zu bedeutsamen Stufen der Charakterprägung werden.

Frühzeitig vermißt, verliebte ich, noch vor dem schulpflichtigen Alter, ein paar Jahre unter der Obhut meiner Tante in einem vielstöckigen Mietshaus. Auch ein Treppengeländer, ein steiler Gehsteig mit Mülleimern können einem Kinde Heimat werden. Ja sogar der ewige Seifenbrodem wurde es, der, als wäre die ganze Natur eine einzige Waschküche, von benachbarten Werk her ständig in der Luft lag. Vom Mietsparteiengezänk, Nachbarinnengekeife war in unserem Hause wenig zu spüren. Es bemühten sich vielmehr alle Inwohner in selten vorkommender Einmütigkeit, Formen und Gebaben „besserer Leute zu wahren".

Ein stilles, ziemlich in sich gekehrtes Kind, beteiligte ich mich nicht viel an den lärmenden Spielen der in Haus und Nachbarschaft vorhandenen Kinder, beschäftigte mich vielmehr stundenlang mit meinem Baukasten und machte nur gelegentlich bei der ein Stockwerk tiefer wohnenden Frau Schubert einen kleinen Besuch, seltsam anzusehen durch die ständig dort herrschende, im ganzen Haus sprichwörtliche Ordnung und Sauberkeit. Verwitwet, nur mit ihrer in einem Büro der Werke beschäftigten Tochter lebend, konnte sie sich, wie die anderen Frauen im Hause oft seufzend bemerkten, diese immerwährende fettägliche Aufgeräumtheit leicht leisten. Stets freundlich empfangen, hatte ich schon mein angestammtes Fensterplätzchen in der linken Ecke, beschieden meine immer wieder mit Hingebung aufgenommene Unterhaltung: den Knopfsack, den die Frau, sobald ich zur Türe hereinwischte, auch schon holte. Er enthielt unerschöpfliche Herrlichkeiten: flache und kugelige, runde und ovale eckige, einfarbige und bunte Knöpfe, so wie sie die Mode einiger Geschlechter vorgeschrieben haben mochte. Knöpfe aus Bein und Horn, achatartig gebändert; Knöpfe aus Perlmutter, mattschimmernd wie die Landschaft vor dem Fenster, wenn sich zuweilen die Sonne durch den Flußnebel durcharbeitete; Knöpfe aus Glas, die, vor das blinzelnde Auge gehalten, die Welt in märchenhaft verdämmernden Farben zeigten. Aber dies alles war doch nur Vorstufe. Am Grunde des Beutels lag das Eigentliche: ein Schweinchen, ein goldenes Schweinchen. Ein Glücksanbänger wohl von etwas fraglichem Geschmack, so urteile ich heute; Inbegriff aller Herrlichkeit aber schien es mir damals. „Darfst Schweinchen haben!" zitterte es am Ende jedes Knöpfe-Besehens gierig durch mein Herz. Wahrscheinlich hatte man mir es ohne weiteres geschenkt, hätte ich darum zu bitten gewagt. Dies aber wäre als Vermessenheit erschienen. So wurde es, so oft es „Heimgehen!" hieß, nach einem heimlichen Abschiedsstreicheln als Letztes in den Beutel zurückgetan, mit schwerem Herzen!

Und einmal wurde es nicht zurückgetan. Weiß Gott, welche Verfinsterung damals über meiner Seele lag? Oder war die Begierde gar zu brennend gewesen? Ohne rechten Entschluß, mit einem Gefühl, als täte es ein anderer, barg ich das Kleinod in meiner Tasche, zog den Beutel zu und rutschte von meinem Stuhl, mein Besuch als beendet.

War diese Zwangshandlung seltsam, so waren es mehr noch die kommenden Stunden. Ich war nicht, wie ich es erwartet hatte, maßlos glücklich. Das Stiegenhaus, durch das ich Stufe um Stufe zu unserer Wohnung emporklomm, schien mir anders: kalt, grau, feindselig. Alle Dinge in der Wohnung der Tante waren anders: wartend, lauernd, voll atemloser, böser Spannung. Ich hielt mich an mein Diebesgut, doch ohne jede Besitzerfreude, vielmehr in dem schmerzlich-trotzigen Gefühl der Verkettheit. Ich legte es in ein blausamten tapeziertes Schächtelchen, das ihm seit Wochen in meinen Träumen als „Stall" zugedacht war, und versteckte dies zutiefst unter meinem Kram. Aber meiner Umgebung gegenüber war ich wie gelähmt. Was immer die Tante zu mir sprach, ich vermochte nicht zu

Nachmittag schenkte ich es weiter.

„... denn es fühlt wie du den Schmerz“

Von Bernt Karger-Decker

Die Besitzer zoologischer Handlungen werden den Kinder stets gern über die richtige und gute Behandlung der Tiere unterrichten.

Ich habe zu Hause ein Kanarienvögelchen, das mich morgens und abends mit einem Liedlein erfreut, und wenn es mildte ist, so lange ruft, bis ich eine Decke über sein Bauer hänge. Anfangs fiel mir das nicht sonderlich auf, aber je länger ich mit dem kleinen Kerl zusammen war, um so mehr fühlte ich, daß es mich nicht nur als seinen Brotherrn, sondern als seinen richtigen Freund ansah.

Mit der Zeit lernte ich daraus viel: daß Tiere, ebenso wie der Mensch, Freude und Schmerz empfinden, ja, daß sie ebenso wie wir Gemütsschwankungen unterworfen sind, und somit auch so etwas wie eine Seele haben.

Dadurch erwächst dem Menschen im Grunde genommen die schöne Pflicht, die Tiere zu schützen und sie vor jeder Gefahr zu bewahren. Wenn sie auch nicht sprechen können, so empfinden sie doch die Schmerzen, die sie in ihrer Hilflosigkeit nicht selber lindern können. Und es ist schon wahr, daß man den Charakter eines Menschen am besten aus dem Umgang mit Tieren erkennt.

Zu wenig Menschen denken noch darüber nach, wie das Tier ihnen oft mit seltener Treue und Anhänglichkeit dient, womit es sich unbedingt das Recht erwirbt, zu ihrer Lebensgemeinschaft gezählt zu werden. Gewiß gibt es auch Momente, wo man das scheinbare Recht zu haben glaubt, eine Katze oder einen Hund als falsch zu bezeichnen, aber dann steckt dahinter gewöhnlich eine Sünde, die wieder vom Menschen begangen wurde. Zu leicht vergißt man nämlich, daß Tiere ein sehr gutes Gedächtnis haben und jede Lieblosigkeit aus einer gewissen Notwehr, vielleicht sogar auch aus Rachsucht heraus, bitter vergelten.

Wie kann auch ein Mensch Treue von seinem dierbeinigen Freund erwarten, wenn er ihn gar keine Liebe verspüren läßt oder gar seiner Einsatzbereitschaft mit irgendeiner Gemeinheit entgegentritt. Genügend Fälle sind bekannt, wo Tiere beim Menschen auf Unverstand stoßen und in sinnloser Weise ausgenutzt werden, als seien sie nichts weiter als wertlose Ausbeutungsobjekte. Wie oft trifft man nicht unwürdige Stallungen an und findet man zum Beispiel Hunde jeder Witterung preisgegeben, da sie keine schattige oder geräumige Hütte haben. Und wenn man wollte, könnte man damit eine lange schwarze Liste anfüllen.

Dabei ist das Haustier meist sklavisch gehorsam, ja, mitunter schreckt es nicht einmal vor dem Tode zurück, wenn es das Leben des Herrn zu retten gilt. Ich denke da besonders an das rührende Märlein von dem Hund, der nach dem Tode seines Herrn keinen Bissen Brot mehr zu sich nahm, der immer und immer wieder in Sturm und Wetter winselnd zu seinem Grab gelaufen kam, bis er eines Tages selber tot zusammenbrach.

Es ist da ein wirklicher Segen, daß man im neuen Reich bemüht ist, dem Tier jeglichen Schutz, dessen es bedarf, zu sichern. Einen Grund haben wir dazu, indem wir alle nur ein Stück Natur sind und keine Ursache zu suchen brauchen, uns über sie hinauszuheben.

In manchen Gegenden gibt es schon Einrichtungen des Tierschutzvereins, die von sich aus sog. Inspektoren hinausschicken, um nach dem Rechten zu sehen. Und wehe, wenn sich jemand bei einer Quälerei ertappen läßt! Dem blüht bestimmt eine Verwarnung, oder wenn das nichts hilft, eine Geld- oder Gefängnisstrafe. Es braucht aber nicht erst so weit zu kommen, wenn jeder seinen Tieren eine würdige und liebevolle Pflege angedeihen läßt.

Das ist so leicht und ohne großen Aufwand geschehen, wenn wir nur mit sorgender Liebe uns der Tiere annehmen. Sie werden es uns durch ihre Treue und ihren Dienst reichlich lohnen.

Der Amtsrichter verurteilte gestern den [illegible] Jahre alten Arthur St. aus Neukölln wegen Tierquälerei zu drei Monaten Gefängnis. Der Verurteilung liegt die Tat eines Jähzornigen zugrunde. Der Angeklagte war mit seinem Hund auf der Straße und erregte allgemeine Empörung durch die rohe Behandlung, die er dem Tier zuteil werden ließ. Er hatte den Hund am Halsband zu sich herangezogen und schlug mit der Faust auf dessen Kopf ein. Dann warf er das unglückliche Tier gegen einen Baum, trat es mit Füßen und schleifte es am Halsband hinter sich her. Am nächsten Tage ließ St. das Tier töten, wahrscheinlich nur, um die Spuren furchtbaren Mißhandlung für immer zu [illegible]

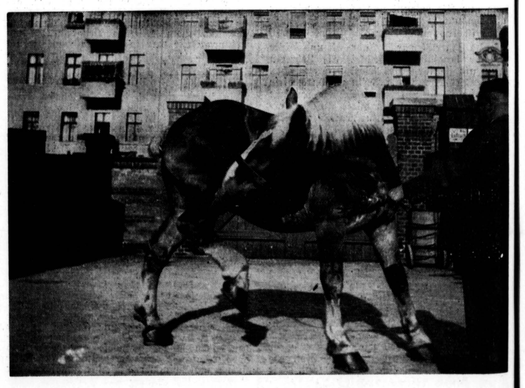
Tierquäler finden durch das Gericht ihre gerechte Bestrafung

Mitte: Auf den An- und Abfahrstellen der Schuttabladeplätze mit dem unebnen Boden sowie den starken Steigungen wird mitunter die Leistungsfähigkeit der Pferde zu stark in Anspruch genommen.

Unten links: Eine Katze faßt man nicht am Schwanz! Die Eltern sollten die Kinder von vornherein dahin erziehen, daß sie Tiere nicht durch falsche „Spielerei“ quälen.

Unten rechts: Pferde mit kurzen Schwänzen können sich nicht gegen Insekten wehren.

Fotos (5) Landw. Bilderdienst

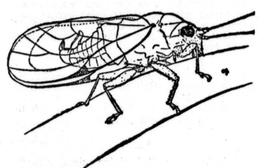


Haus, Hof und Garten

Apfelsauger und Markschabe jetzt bekämpfen

Eine unliebsame Ergänzung des diesjährigen Schädlingsbefalls erhielten wir durch das außergewöhnlich starke Auftreten des Apfelsaugers (Psylla mali). Man hat diesem winzigen fliegenartigen Insekt bisher nicht überall die nötige Beachtung geschenkt. In manchen Obstbaugebieten, so insbesondere im „Alten Lande“ bei Hamburg, hat man seit langen Jahren mit dieser Plage zu rechnen gehabt. Was ist nun die Ursache des diesjährigen starken Auftretens des Apfelsaugers? Man darf annehmen, daß dieser Schädling, der auch mit „Blattfloh“ bezeichnet wird, besonders günstige Lebensbedingungen und zugleich reiche Angriffsmöglichkeiten gefunden hat. Dieses hängt wiederum mit der außergewöhnlich hohen und zeitig einsetzenden Frühjahrswärme und mit den triefschwächenden Spätfrostein Flüssen zusammen. — Gute Ernährung und Wässerung hilft befallenen Bäumen z. T. über derartige Schäden hinweg. Spätblüher werden weniger in Mitleidenschaft gezogen. Wo finden wir den Schädiger, wann und wie ist ihm erfolgreich beizukommen?

Hierbei sind verschiedene Entwicklungsstadien



Das ist der Apfelsauger (etwa 20 mal vergrößert), dem man schon jetzt zu Leibe rücken muß „Biologische Reichsanstalt“ M.

zu berücksichtigen. Die sichersten Spritzungen bieten die heute allgemein benützten „Baumspritzmittel“ (Teerölemulsionen), die etwa 5—6prozentig zur Zeit des Knospenschwellens, also in vorgerückter Frühjahrszeit (Ende Februar—Anfang März), ausgeführt werden müssen. Sie wirken dann auch zugleich gegen den Apfelblütenstecher. Diese Bekämpfungsweise richtet sich gegen die Eigelege, die schon ab August an die junge Rinde in unmittelbarer Nähe der Knospe abgelegt werden. Bevorzugt werden die Fruchtholzknospen. Aus den Eiern kommen erst im Frühjahr die Larven. Die winzigen, hellroten, sich später verfärbenden Larven ziehen sich in der Hauptsache in den Blütenknospen zusammen, so daß die Blütenbüschel vertrocknen. Man erkennt das Vorhandensein dieser saugenden, blattlausartigen, platten Tierchen schon an dem klebrigen Saft, der von ihnen ausgeschieden wird, der die einzelnen, halbentwickelten Blüten verklebt. Auch das junge Laub wird stark beeinträchtigt. Die Larven sind infolge ihrer starken Saftaufnahme sehr bald ausgewachsen, sie erreichen aber nur eine Länge von etwa zwei Millimeter. Sie gehen Ende Mai—Anfang Juni auf die schutzbietenden Blattunterseiten, um dann bald als fertiges Insekt umherzuschwirren. Bekämpfungsmittel gegen die Larven haben wir in den verschiedenen Nikotin oder Quassia enthaltenden Präparaten, die aber schon im Winter oder im zeitigen Frühjahr angewandt werden müssen. Wirkliche Erfolge sind nur mit den sogenannten neumartigen Baumspritzmitteln im Winter zu erzielen, worüber langjährige Versuche aus dem Altländer Gebiet berichteten. Auch die Biologische Reichsanstalt meint, daß eine sommerliche Bekämpfung nur als Notbehelf gelten dürfe.

Den Blattläusen ähnlich sind sogenannte Zikaden, die man an Obstbäumen, aber auch an Ziersträuchern, Rosen u. a. findet. Sie sind schlanker gebaut, als der Apfelsauger und somit nicht zu verwechseln. Sehr schädigend kann auch besonders am Formobst die Apfelmarkschabe werden. Dieses mottenartige Insekt ist etwa 6 Millimeter lang, Flügelspannweite 12 Millimeter. Die Vorderflügel sind braunrot mit weißen und gelben Zeichnungen. Sie fliegt im Juli und August. Die Eiablage erfolgt auf den Blättern, von denen das Räupchen sich zunächst ernährt. Im Herbst geht sie an die Triebe und frißt sich in eine Knospe hinein, um hier zu überwintern. Die befallenen Stellen schwellen an und platzen schließlich auf. Im nächsten Frühjahr geht die Raupe heraus, bohrt sich in die jungen Triebe oder Blütenstände, um sie auszuhöhlen. Sie sterben dadurch ab. Die Verpuppung erfolgt zwischen welkem Laub. Als Bekämpfung wird Ausschneiden und Verbrennen genannt. Man wird sicher auch mit den gegen den Apfelsauger wirksam anzuwendenden Spritzungen eine Abwehr erreichen. Bmß.

Geflügel, Kaninchen und Ziegen

Der November ist ein besonders unfreundlicher, naßkalter und sonnenarmer Monat. Bei sehr häßlichem, stürmischem Regenwetter oder Schneetreiben lassen wir die Hühner im Stall. Damit ist nun nicht gesagt, daß die Tiere tagelang nicht in's Freie kommen sollen. Der Stall soll gut gelüftet und trocken sein. Deshalb dürfen im Scharr-Raum der Hühner keine Enten untergebracht werden, denn diese verschwenden viel Wasser, so daß der Stallboden immer feucht, schmierig und daher ungesund wäre. Der Eiersegen der Junghennen wird uns — sofern diese rechtzeitig erbrütet wurden — nun in verstärktem Maße zuteil. Einen Teil der Körnerration reichen wir jetzt, wenigstens jeden zweiten Tag, kurz angefeimt. Nach 30—40stündigem Einweichen wird das Wasser abgegossen und die Körner werden dann täglich gut durchgequirlt. Bei einem einigermaßen warmen Standort ist das Keimgetreide in 4—5 Tagen verfütterungsfertig, d. h. es hat kurze Wurzeln und der Keim beginnt sich zu zeigen. Abends geben wir die Körner ungekeimt, damit sie länger im Kropfe bleiben. Die Hühner müssen für die lange Winternacht abends gut gesättigt sein. In vielen Geflügelhaltungen wird auch der kurze Tag durch die abendliche oder morgendliche Stallbeleuchtung verlängert, um die Hühner zu einer vermehrten und über eine längere Zeit ausgedehnten Futteraufnahme zu bewegen. Wenn wir keine Stallbeleuchtung durchführen, werden wir den Tieren abends noch ein paar Hände voll Körner in die Scharrstreu werfen, damit sie bei Tagesanbruch gleich Futter vorfinden und sich Bewegung verschaffen können. Der Mais spielt jetzt, in der kalten Jahreszeit, wieder eine größere Rolle in der Körnermischung. Das warme, trockenkrümelige Weichfutter, hergestellt aus gekochten Futterkartoffeln, Kartoffelschalen, Mittagresten, kleingeschnittenen Krautabfällen, zerschnittenen Wursthäuten, Milchresten usw. vermengt mit Legemehl, evtl. unter Zusatz von etwas Fischmehl, wird in der kalten Jahreszeit gern genommen. Sauberes Trinkwasser soll immer vorhanden sein, desgleichen müssen die mit dem Legen einsetzenden Tiere getrocknete, zerstoßene Eierschalen vorfinden. Der Grünkohl ist ein besonders beliebtes Wintergrünfutter der Hühner. Auch wenn wir eine dauernde Legekontrolle der Hühner nicht durchführen können, notieren wir möglichst den Legebeginn der Jungtennen, ebenso die Mauserzeit der Altbennen. Gerade diese Zeiten lassen Schlüsse auf die Leistungsfähigkeit der Tiere zu. Wenn auch Ausnahmen vorkommen, so sind doch in den meisten Fällen diejenigen Althennen, die spät und kurz mausern (September, Oktober, November) bessere Leger als diejenigen, die frühzeitig mit der Mauser beginnen (Juli, August) und lange Zeit zur Mauser benötigen. Ebenso werden frühlegereife Junghennen, die im Alter von etwa 5—6 Monaten mit dem Legen beginnen, nicht nur viele Wintereier hervorbringen, sondern auch allgemein gute Leger sein.

Beim Wassergeflügel ist die Mast und Schlachtung der Gänse in vollem Gange, kurz vor dem Schlachten geben wir den Tieren Badegelegenheit zum Reinigen des Federkleides. Die Legehennen sind zum größten Teile schon fleißig am Legen. Wir wissen, daß Enteneier nur mit dem rechteckigen Stempel „Enteneier“ versehen, verkauft werden dürfen und bei Verwendung mindestens 8 Minuten gekocht werden sollen. Hierbei handelt es sich lediglich um eine Vorsichtsmaßregel, um etwaigen Schäden durch Paratyphusübertragung vorzubeugen.

Die Kaninchen haben zum überwiegenden Teil ihren Winterpelz angelegt. Was wir jetzt noch in den Stallungen haben, ist entweder dazu bestimmt, auf den Ausstellungen in Ehren zu bestehen und zur Zucht Verwendung zu finden oder ein schönes, großes, dichtwolliges Winterfell zu liefern. Vor dem Schlachten überzeugen wir uns, ob die Haarung beendet ist. Feld- und Futtergarten verfiegen als Futterquellen mehr und mehr. Heu und Rüben bilden, neben Weichfutter und Abfällen, das Hauptfutter. Zu den Rüben geben wir immer recht reichlich blätterreiches Heu, damit der Uebergang zur Rübenfütterung keinen Durchfall hervorruft. Krautstrünke, Rüben usw. dürfen natürlich keinesfalls in gefrorenem Zustande verfüttert werden.

Die Deckzeit der Ziegen neigt sich dem Ende zu. Die Böcke erhalten noch weiterhin Kraftfutter. Die Tiere sind nun fast ganz auf die Stallhaltung angewiesen. Nur an besonders schönen, trockenen Tagen gewähren wir ihnen Bewegung im Freien. Die Stalltüren werden durch Strohseile gegen Zugluft abgedichtet.

W. Krebs.

Unser praktischer Wink

Schnell und einfach wird ein Wagen entleert

Jeder Bauer und Landwirt weiß, daß das Entleeren der mit Kartoffeln oder Rüben gefüllten Wagenkasten ziemlich mühevoll und zeitraubend ist, wenn es mit der Gabel geschieht. Wir haben schon früher aufgezeigt, auf welche Weise sich der Bauer diese Arbeit erleichtern kann. Wir wollen hier noch auf eine Möglichkeit der Arbeitserleichterung aufmerksam machen, die wohl vielerorts wegen Beendigung der Hackfruchternte für dieses Jahr nicht mehr verwertet werden kann. Da aber zur Anwendung dieses praktischen Winks einige Vorarbeiten notwendig sind, erscheint es angebracht, schon jetzt darauf hinzuweisen, die in der arbeitsstilleren Zeit im Winter die Vorbereitungen leicht gemacht werden können.

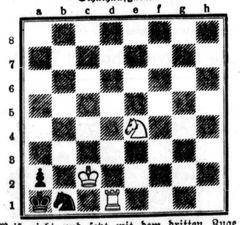
Unsere Abbildung zeigt ein gutes System des schnellen Entladens von Hackfrüchten. Es handelt sich um einen gummibereiften Plattformwagen, dessen Seitenwände heruntergeklappt sind. Auf die Platiform ist ein Kasten ohne Boden einfach aufgesetzt und mit Hackfrüchten in üblicher Weise gefüllt worden. Vor der Miete oder vor dem Einlauf eines Kellers werden die Kastiere an der Hinterseite des Wagens an den aufgesetzten Kasten gelegt. Ein Haken mit guter Verstrebung ist dazu angebracht worden. Der Kasten wird nun einfach vom Wagen gezogen und entleert sich gleichzeitig selbst. Natürlich muß der Wagen durch Anziehen der Bremse oder durch Vorlagen festgestellt werden. Es kann aber auch der Kasten mit einer Kette an einer Wand oder an einem eingerammten Pfahl befestigt werden. Die Zugpferde bleiben dann am Wagen

Mit Leichtigkeit kann dieser Kasten vom Wagen gezogen werden „Landw. Bilderdienst“ M.

und ziehen denselben unten weg. Außerdem kann der Kasten auch seitlich heruntergezogen werden. Ein solcher Wagenaufsatz muß natürlich stabil hergestellt werden.

Jeder gewöhnliche Ackerwagen läßt sich so auf gleiche Weise entleeren, indem ein entsprechender Kasten auf die Unterlage gesetzt wird. Er darf natürlich nur so hergestellt werden, daß ein etwa 5 bis 7 Zentimeter breiter Spielraum zwischen jeder Runge bleibt.

Schachaufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (6): Weiß (3): Kc2; Se4; Td1. — Schwarz (3): Ka1; Sb1; La2.

Doppelsinnig.

Auf des Gebirges Wort, hoch droben,
Rief ich: „Wie schön ist doch die Welt!“
Nur Frauchen seufzte: „Endlich oben!
Mal seh'n, ob die Friseur noch hält.“
Holt Wort und Spiegel vor und fragt sodann:
„Bin ich nun wieder hübsch, mein lieber Mann?“

Denksportaufgabe.

Ein Professor hatte die Angewohnheit, die Kandidaten mit den seltsamsten Fragen in Verwirrung zu bringen. Oft handelte es sich um Fragen, die weitab von dem Gebiet lagen, auf dem der Kandidat geprüft werden sollte. Der Professor nannte das Intelligenzprüfungen. Einmal forderte er einen Kandidaten auf, folgende zwei Fragen schriftlich zu beantworten: 1. Wie lang ist ein Bindfaden? 2. Wie weit kann ein Hund in den Wald hineinlaufen? — Der Kandidat hielt diese Fragen für unbeantwortbar und teilte das nach einer Stunde fürchterlicher Pein dem Professor mit. — „Nanu, mein lieber Kandidat, unbeantwortbar? Das werden wir gleich sehen!“ — Welche Lösung teilte der Professor dem hilflosen Kandidaten mit?

Umordnungsrätsel.

Trinkflasche — Schneebrille — Rucksack — Reiseapotheke — Pelerine — Opernglas — Gletscherseil — Eispickel — Bergschuhe.

Bringt man die vorstehenden neun Wörter in die richtige Reihenfolge, so sagen uns die Anfangsbuchstaben, wozu diese Gegenstände erforderlich sind.

Tatsachen.

Gar ungern mag ein Kind „Zwei-vier“,
Noch weniger liebt's die „Drei-vier“,
Mit der es meist erst wird bedacht,
Wenn die „Zwei-vier“ bei ihm versagt. —
Das „Ganze“, es ist märchenhaft,
Birgt in sich eine Wunderkraft.

Zifferblatträtsel.

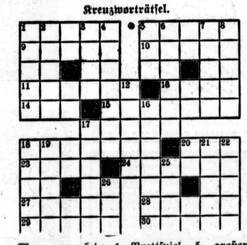
Statt der Zahlen sind die Buchstaben:

a — e — e — e — f — f — i — t — n — r — w — s

so einzusetzen, daß die Uhrzeiger über folgende Begriffe hinweggehen:

I—VI orientalische Pflanze, II—V Klettertier, IV—VI Märchenfigur, VI—VII Fürwort VI—VIII Mineral, VIII—XI Zahlwort, IX—XII alkoholisches Getränk, X—XI tierisches Erzeugnis, X—XII unbestimmter grammatikal. Artikel, XI—II alter amerik. Volksstamm.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Brettspiel, 5. großer nordrussischer See, 9. Hausanbau, 10. Rätsellöser, 11. Berliner Stadtteil, 13. europäische Hauptstadt, 14. Gestein, 15. sportliche Veranstaltung, 17. Gestalt aus Shakespeares „Sturm“, 18. Wirbelsturm, 20. scherzhafte Bezeichnung für den Nordamerikaner, 23. asiatisches Land, 24. Oper von Verdi, 27. Familienmitglied, 28. Wienerisch: Stadt in Nordfrankreich, 30. Blütenstand. — Senkrecht: 1. Annäherungsgraben, 2. Teil der Kirchenentrichtung, 3. Flüssigkeitsbehälter, 4. europäischer Bergstaat, 5. Ansiedlung, 6. Meeressäugetier, 7. religiöse Handlung, 8. altrömisches Theater, 12. Laubbaum, 16. nordamerikanischer Bundesstaat, 17. Stadt in Pommern, 18. Fluß in Italien, 19. müdes Gelage, 21. Dorftiefe, 22. kleinblättrige Pflanze, 25. Bezeichnung, 26. Bad an der Lahn.

Scharade.

Ohne die erste kein Leben gedeiht;
Die zweite führt in die Ferne weit.
Auch die dritte, verschieden an Art und Schnelle,
Bringt fort dich von der häuslichen Schwelle.
Das Ganze fand mit klugem Sinn
Der unvergeßliche — — —

Auflösungen aus voriger Nummer:

Gitterrätsel: 1 Schleier, 2 Leutnant, 3 Einnahme, 4 Reiterei.

Silbenrätsel: 1. Orscha, 2. Hochkirch, 3. Notturno, 4. Ernstine, 5. Armin, 6. Brindisi, 7. Epidemie, 8. Regent, 9. Ingrimm, 10. Solway, 11. Trient, 12. Neuling, 13. Inster. — Ohne Aber ist nichts in der Welt.

Rechenaufgabe: 5 Stück zu je 10 Pf. = 50 Pf., 1 Stück zu je 3 Pf. = 3 Pf., 94 Stück zu je ½ Pf. = 47 Pf. — 100 Stück für zusammen 1,00 Mark.

Verwandlungen: Erbarmen, Barmen, Arme.

Synonym: 1. donnern, 2. irren 3. erweitern, 4. prügeln, 5. empfehlen, 6. rollen, 7. sichern, 8. einbüßen, 9. innehaben, 10. deuten, 11. erzählen, 12. nörgeln — Die Versteiden.

Denkpvortaufgabe: Die erste der sechs Personen muß mit den fünf anderen anstoßen; die zweite nur noch mit vier, da sie bereits mit der ersten angestoßen hat. Aus dem gleichen Grunde stößt die dritte Person nur noch mit den dreien, die vierte nur noch mit zweien und die fünfte lediglich noch mit der sechsten Person an, so daß die Gläser 5+4+3+2+1 mal, insgesamt also fünfzehnmal, erklingen.

Das Kellerdichein: Der Schlüssel liegt in der Uhr. Die Zeiger weisen auf 1 und 3, d. h. also, es ist immer ein Buchstabe zu überspringen. Durch Ablesen in der angedeuteten Weise erhält man: „Dem Glücklichen schlagt keine Stunde“.

Verbindungsaufgabe: Bogenlampe, Apfel-Kraut, Licht-Schirm, Luft-Schiff, Kaffee-Satz, Laub-Wald, Eis-Berg, Ilse-Stein, Distel-Fink. — Bullfeid.

Anagramm: Kater, Karte, Kreta.

Mahnung: Stockschnupfen.

Unerwartete Wirkung

„Ein guter Reklamefachmann ist nicht mit Gold aufzuwiegen", erzählte Maries, „ich hatte eine Villa bei Dresden, wollte sie eines Tages verkaufen und gab einem Reklamefachmann den Auftrag, ein Inserat zu entwerfen, das alle Vorteile und Schönheiten des Hauses nannte."

Das Inserat erschien auch.

„Und du hast die Villa sofort verkauft, nicht wahr, Maries?"

Er schüttelte den Kopf:

„Im Gegenteil. Ich war über die Schönheiten meines Hauses so begeistert, daß ich es behalten habe.

*

„Ich weiß ein viel besseres Mittel gegen Erkältung als Alkohol!"

„Aber ich will ja gar kein besseres wissen!"

Leicht erklärlich

Bauer zum ausfragenden Touristen: „Meine Schimmel fressen mehr als die Rappen."

„So? Das ist aber merkwürdig! Wie kommt denn das wohl?"

„Das kommt daher, daß ich vier Schimmel habe und nur zwei Rappen."

Einfacher

„Mein Mann macht jeden Sonntag eine Tour von fünf bis sechs Stunden."

„Das hat mein Mann früher auch gemacht. Jetzt haben wir immer Bier im Hause."

(Allgemeiner Wegweiser.)

*

„Mein Hänschen", erzählte die eine Dame, „war so gescheit, daß er mit einem Jahr schon laufen konnte."

„Und mein Martin", entgegnete die andere, „war so gescheit, daß er sich mit vier Jahren noch tragen ließ."

*

„Jener Herr dort drüben mit der Hornbrille hat sich um das Theater große Verdienste erworben."

„Hat er ein Schlagerstück geschrieben?"

„Das nicht, aber er hat ein Butterbrotpapier erfunden, das nicht knistert."

Guter Rat

„Was soll ich tun? Ich kann keine Nacht schlafen."

„Trinken Sie jede halbe Stunde einen Korn!"

„Hilft das?"

„Nein. Aber die Zeit vergeht angenehmer."

(Neue Ztg.)

*

„Sieh doch, wie verblüffend ähnlich die beiden Mädchen sind! Das müssen Zwillinge sein!"

„Ach wo! Die besuchen denselben Schönheitssalon!"

*

Tochter: „Du würdest gewiß recht traurig sein, lieber Vater, wenn ich dich allein ließe?"

Der reiche Vater: „Gewiß, mein Kind!"

Tochter: „Deshalb habe ich mich mit Herrn Smith verlobt."

Vater: „Der ist aber doch arm wie eine Kirchenmaus!"

Tochter: „Das schon. Aber er ist einverstanden, daß wir bei dir wohnen bleiben."

(Punch.)

„Ich finde es gemein, von mir zu sagen, ich wöge ⅛ Tonne, anstatt 125 Kilogramm anzugeben." („Saturday Evening Post.")

Erntefest im Schrebergarten

Was huddelste denn ausgerechnet heute wie so'n Wilder?"

„Ach, der Opa hat das Flaschenbier vergraben und weiß nun nicht mehr, wo!"

Uebertroffen

Monsieur Boittié: „Bei uns in der Schweiz gibt es ein Echo, das erst nach zwei Minuten Antwort gibt!"

Mister Morris aus USA.: „Das imponiert mir gar nicht. In Los Angeles trete ich jeden Abend um 11 Uhr auf meinen Balkon und rufe: „Steh' auf, du alte Schlafmütze!" — und jeden Morgen Punkt 8 Uhr kommt das Echo zurück und weckt mich."

*

„Sag mal, Großpapa, wann bist du denn Großpapa geworden?"

„Als du geboren wurdest."

„So? Vorher warst du kein Großvater?"

„Nein, mein Junge!"

„Was bekomme ich denn dafür?"

„Ober, hören Sie schwer?" — „Leider etwas, mein Herr!"

„Dachte ich es mir doch — — ich hatte nämlich Leber bestellt und nicht Leder!"

Das dicke Ende

Mümmel: „Neulich habe ich mit dem berühmten Schwergewichtler gebort. Ich sage dir — unerhört. Ich greife natürlich an und lande . . ."

Lümmel: „Selbstverständlich einen ausgemachten k. o.?"

Mümmel (kleinlaut): „Lande im Krankenhaus."

Glück gehabt

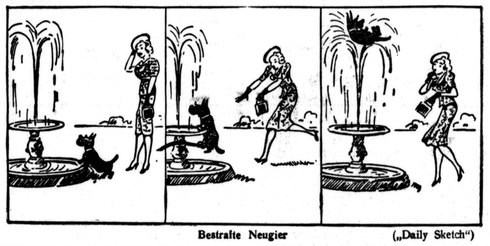
Ein englischer Familienvater liest aus der Zeitung vor, daß es im Britischen Weltreich 450 Millionen Menschen gibt, aber nur jeder siebente ist ein Weißer. Dazu bemerkt der kleine Tommy:

„Vati, da habe ich aber Glück gehabt, daß ich als einer Einzigster gerade ein Weißer geworden bin!"

„Ja, mein Jungchen"

Mutti, hast du nicht gesagt, Baby hat deine Augen und Papis Nase?

„Mutti, denn geb man bloß gleich rein zu Baby — jetzt hat es gerade Opapas Zähne!"



Bestrafte Neugier („Daily Sketch")

Seine Methode

„Wie kommt es eigentlich, daß dein Konfektionsgeschäft so fabelhaft geht?"

„Weißt du, da habe ich so einen kleinen Trick. Ich stecke vorher immer einige Fünfmarkstücke in die Taschen des zu verkaufenden Anzugs. Wenn der Kunde es nicht gemerkt hat, mache ich ihn noch besonders auf das gute Taschenfutter aufmerksam. Das hilft. Sobald er das Geld bemerkt, entschließt er sich, den Anzug zu kaufen!"

„Schlägst du das ins Geschäft ‚gesteckte' Geld auf den Preis drauf?"

„Bewahre! Beim Einpacken nehm' ich das Geld natürlich wieder raus."

*

Bei einem Wettlauf gingen zwei Knaben gleichzeitig durchs Ziel.

„Wie nennt man das", fragt darauf der Lehrer die Jungen, „wenn zwei auf einmal ankommen?"

„Zwillinge!" lautet die prompte Antwort. (Für Alle.)

Hellseher

Ein junger Mann tritt bei einem Wahrsager ein.

„Soll ich Ihnen", fragt der, „die Zukunft aus der kristallenen Kugel oder aus dem Kaffeesatz deuten?"

„Danke, danke!" wehrt der Besucher ab. „Ich bin nur gekommen, um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten."

„So, so", antwortet der Wahrsager, „das ist freilich etwas anderes. Dann muß ich Sie schon bitten, mir etwas von Ihren Zukunftsaussichten zu erzählen."

(Dans Familie Blad.)

Er hat's erfaßt

„Welcher Schuß hat die beste Wirkung?"

„Der Vorschuß!"

*

Mummers haben einen Gast eingeladen. Dieser Herr hat eine feuerrote Nase. Vorsichtshalber wird der kleine Hugo darauf aufmerksam gemacht: „Daß du nicht etwa lachst!"

Betreut Hugo: „Nee, nee, aber anfassen darf ich sie doch mal?"

Er hat recht

Mutti: „Weißt du nun auch, warum du die Prügel bekamst? Weil du die neue Hose nicht geschont hast!"

Hänschen weinend: „Na, Mutti, du hast sie doch auch nicht gerade geschont."

*

Uschi hat zum Geburtstag einen jungen Hund bekommen und geht zum ersten Male mit ihm spazieren. Sie trifft ihre Freundin Anneliese, und diese fragt: „Ach, Uschi, ist das euer Hund?"

„Nein, meiner ganz allein, ich habe ihn zum Geburtstag bekommen."

„Willst du den großziehen?"

„Nein, ich lasse ihn wachsen", sagt Uschi empört. (Lustige Blätter.)

*

„Ehe Sie anfingen zu rauchen, hätten Sie mich ja wohl fragen können, ob es mich nicht stört!"

„Aber, gnädiges Fräulein, ich bin viel zu gut erzogen, um auf diesem landläufigen Wege mit einer jungen Dame ein Gespräch zu beginnen!"

Erfolg-Nervensache

Gute Nerven bringen Erfolg im Leben, im Beruf, beim Sport, trotz größter Anstrengung immer frisch, konzentriert u. leistungsfähig durch das Aufbaustoff

Quick mit Lezithin für Herz und Nerven

Packg. RM 1.15, Kurpack RM 4.– in Apotheken und Drogerien

Eingetrocknetes Bohnerwachs?

Wie können Sie sich davor schützen? Bohnerwachs enthält leicht flüchtige Lösungsmittel, die das Wachs geschmeidig und leicht auftragbar halten. Zweckmäßig wird deshalb Bohnerwachs gut verschlossen aufbewahrt. **Seifix** gibt es darum nur in Dosen. So bleibt es frisch und bohnert bis zum letzten Gramm wunderbar, mühelos und spiegelblank. Auch Sie sollten es verwenden, das beliebte Dosen-Bohnerwachs...

Seifix

¼ Dose –.40 RM ½ Dose –.75 RM 1/1 Dose 1.40 RM

Flüssiges Pyramon

(auch Schuppenflechte) Verlangen Sie kostenlos und unverbindl. Ich meine ausführliche Aufklärungsschrift. Aus dieser ersehen Sie, durch welch einfach anzuwendendes Mittel mein Vater u. zahlr. andere Kranke nach jahrelangem Leiden in ganz kurzer Zeit befreit wurden.

Max Möller, Heilmittelvertrieb, Bad Weißer Hirsch b. Dresden-N.

Magen- u. Darmstörungen

Nützen das Leben vergiften. Beseitigen sie die! Beheben sie Verstopfung, Blähungen, Sodbrennen, Appetitlosigkeit, Kopfweh, Müdigkeit usw. durch

Zirkulin Kräuter-Tee

1-Monats-Pckg. 1 RM. ● 14-Wochen-Pckg. mit Taschendose 3 RM. ● Broschüre mit Gratisprobe in Apotheken u. Drogerien.

Weihnachts-Überraschung

und die reinen großen Sie finden

Original-Luta-Puppen, Babies, Puppenwagen

in allen größeren Fachläden zu schon von 1.75 an an

das lebendige Baby die lebendige Puppe die selbsttätige Puppenwiege

Neue Kollektion Spielwaren-Katalog gratis

Bunter Special-Katalog gratis an jedermann

W. Luta-Puppen-Fabrik

W. Luthardt Jdel-Steinach (Thür. W.)

Größtes deutsches Spez.-Puppen-Vers.-Geschäft

Glas-Christbaumschmuck!

Verlangen Sie unbedingt unser soeben erschienenes neues, farb. illustr.

Haupt-Katalog

über meine Neuheiten: Weihnachts-Figuren, Figuren, Schneemänner, Figuren, Bergmänner, Engel, Skier, Rodel, Schi, Schlitten, Girlanden, usw. Und sicher auch Ihr Artikel ist darin! Preisliste sofort! Postkarte genügt. Gefl. Weiß anfordern! Bitte Firmenkopf beim Schreiben!

Adolf Eichhorn Nachf. Eugen Sohn, Lauscha Thüringen W, Nr. 44

Wirklich kaum zu glauben!?

Wie schmutzig war dies Kleid vor dem Waschen! Und jetzt ist es so blütenfrisch und duftig! Ja, farbige Woll- und Seidensachen werden durch die Persil-Kaltwäsche auf schonendste Weise gewaschen und gepflegt. Es ist der besondere Vorzug der Kaltwäsche, daß Farben und Gewebe in ihrer Schönheit erhalten bleiben. Darum für alles, was waschbar ist:

die schonende Kaltwäsche mit Persil!

Es lohnt nach dem Sigurd-Katalog zu schenken

Er zeigt Ihnen mehr als 1000 Artikel Zumeinung kostenlos!

SIGURD KASSEL 99

Gute Musik

Instrumente von Hohner-Trossingen, Klingenthal usw. liefert preiswert

HEROLD & Co. KLINGENTHAL Nr. 15

Achten Sie auf meine Firma FÜR HANDHARMONIKA SONDERLISTE VERLANGEN

Gebrauchte Rundfunk-Geräte, sehr gut erhalten, sofort zu verkaufen. G. Dölle

Elsterberg/V., Mittelgasse 22, II

20 Romane 6 RM

neue Unterhaltungsbände, ca. 1200 S., bill. Leihgebühren 35.–. Verz. gratis.

Paul Alex, Wüstegiersdorf 4

Bitte deutliche Schrift

bei Anzeigen-Manuskripten.

Hören Sie schlecht?

Ohren-Leber-Leiden durch den **AKUSTIKA** Ohrapparat

Ohne Batterie, unsichtbar getragen, wesentlich verbessert und verbilligt durch neuen Spezialapparat. Auch Sie können geholfen werden. Fordern Sie Prospekt und Referenzen durch Apoth. 30-90 J. AKUSTIKA, Spandau

1937er Rheinwein

20 Ltr. 19 Mk. Nachn.

Weinhuth 5

Wallertheim b. Bingen.

Zuviel für die Beine

Dieses Uebergewicht muß ja schmerzen und zu Senkfuß führen! Fort mit dem Überschüssigen Fett; dann fühlen Sie sich leichter und frischer

Dr. ERNST RICHTERS Fruchtsäure-Kräuterteekur

auch als Dria-Tabletten-Dria-Dragees

Haben Sie Pilo noch nicht verstänkt?

Pilo, das bewährte, hochmoderne Pflegemittel für jeden Schuh und jedes Leder. Die Dose tiefschwarz kostet nur 20 Pf., farbig 25 Pf. Wer Pilo versucht hat, wird empfehlen, was es für den Schuh bedeutet, und wird, wie so viele andere, sagen

Wirx geht nichts über Pilo

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 2 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspaltige private Anzeigen 10 Pf., für einspaltige Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. — Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn. Hannover 3504.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Orohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 48 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 27. November 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Häusliche Gemeinschaft

Zeichnung von Willibald Krain (Bavaria-Verlag)

Die gemütliche Stunde

Man setzt sich gern mal hin. So ganz, um bei sich selbst zu sein. Ohne ein festes Vorhaben, ohne eine notwendige Arbeit, ohne auf die Uhr zu sehen. Man geht seinen Gedanken oder seiner Liebhaberei nach, oder verliert sich in ein plauderndes Gespräch. Man zieht, wenn es eben angeht, den Rock dabei aus, macht den Kragen los und steckt sich die Pfeife oder die dicke Zigarre an. Mit einem Wort: man macht es sich gemütlich.

Jeder hat da so seine besondere Art. Gerade darin. Mancher ist gern ganz mit sich und seinen vier Wänden allein, mancher liebt einen Bummel durch die abendlichen Straßen, für manchen umschließt der Stammtisch die gemütlichsten aller Stunden, jeder hat aber wohl sein besonderes Glück darin, zu Hause zu sein, daheim bei Muttern. Vor allem dann, wenn ihm die berufliche Arbeit, Pflichterfüllung für die Gemeinschaft oder andere Umstände das nicht Abend für Abend möglich machen. Die Stunden daheim sind ein unversiegbarer Quell, aus dem Eltern und Kinder immer neue Kraft schöpfen, die Pflichten, die ihnen die Familie und die Volksgemeinschaft auferlegen, tapfer zu erfüllen.

Das ist ein herrliches Gefühl: Wenn es Abend geworden ist und der Vater Feierabend gemacht hat, die Kinder mit den Schulaufgaben fertig sind, auch die immer regsame Mutter sich endlich hinter den Strickstrumpf oder die Flickarbeiten gesetzt hat, dann ist es plötzlich einen Augenblick lang ganz ruhig in der Stube. Nur die Uhr tickt, und auf den Scheiben draußen tanzen ungestüm die Regentropfen. Durch den Schornstein fährt der wilde Wind, und wie Sternschnuppen fallen glühende Kohlenstücke durch die Herdroste. Es sind die kleinen und immer dieselben Geräusche, auf die das wache Ohr lauscht. Aber eben dadurch wird die Stille fast fühlbar in der Stube. Und es erwacht dann immer das so beglückende Gefühl: Du hast es geschafft, du bist fertig, du hast diesen Tag mit Ehre und Anstand hinter dich gebracht. Nun bist du frei von Tages Sorge und Mühe. — Bis zum Schlafengehen hat's noch eine kleine Weile Zeit. Dazwischen liegt die gemütliche Stunde, die ganz der Familie gehört. Und auch die älteren Söhne und Töchter, die vielleicht schon aus dem Hause sind, sind doch unsichtbar mit versammelt, wenn sie im Gespräch genannt werden; denn die Mutter schließt keines der ihren aus ihrer immer wachen Sorge aus.

Solche Stunden gewinnen gerade in diesen Wochen an Gewicht. Und wer vielleicht draußen in der Welt das ganze Jahr seines Elternhauses nicht dachte, dem fällt an diesen Abenden ein Wort, eine Mahnung, eine Sorge ein, um die daheim in einer solchen gemütlichen Stunde gesprochen wurde. Es steht das Fest der Weihnacht schon wieder vor der Tür, das gerade in unserer Heimat ein Fest der deutschen Familie geworden ist. Das bringt schon vorher alles, was durch Familienbande zueinander gehört, wieder enger zusammen. Um den alten, von vielem Tragen gebeugten Tisch werden die Fragen laut, wer zur Weihnacht daheim sein wird, ob es möglich ist, daß alle wieder einmal um den Lichterbaum versammelt sein können: Der Sohn der in einer fernen Stadt seine Arbeit gefunden hat oder seiner Pflicht für das Vaterland genügt, die Tochter, die im Arbeitsdienst ist. Und jeder überlegt heimlich schon, was er dem anderen als Geschenk bereiten, womit er ihm eine besondere Freude bereiten wird . . .

Und während solche Gespräche die Tischrunde machen und die Gedanken aus der kleinen Stube weit in die Welt hinauseilen, legt sich der blaue Dampf aus Vaters Pfeife in dicken Wolken unter die Decke, und der Duft von gebratenen Aepfeln steigt lockend in die Nase. Es geht die Zeitung von Hand zu Hand, und aus dem Rundfunk klingt die Musik eines abendlichen Konzertes. Bis der Vater von seinem Stuhl aufsteht und damit das Zeichen zum Schlafengehen gibt. Das Licht erlischt in der Stube. Schritte hallen über den dunklen Flur. Dann ist es still im Haus. Nur über die Dächer jagt immer noch der Wind, und der Regen hört nicht auf, unruhig an den Fenstern zu trommeln . . .

Lk.

Weiße Frau verschwunden

Von Peter Gressenberg

Stöhnend vor Hitze hockten wir, der Däne Jensen, John und ich, in der Bar des Hotels am Rand der Wüste, tranken ungeahnte Mengen Sodawhisky mit Eis und ließen die Ventilatoren uns Wind durch die Haare wehen. Da gab es plötzlich einen Knacks, und die Ventilatoren standen still. Aha, dachten wir, jetzt haben die Neger uns den Strom abgesperrt — kann ja nett werden! Draußen aber zog brüllend eine losgelassene Menge vorbei — die farbigen Arbeiter unseres Werkes am Nil. Das johlte und ärgerte vor den verrammelten Türen des Hotels, das warf mit Steinen und Eisenstücken gegen die geschlossenen Fenster, das tobte und raste, immer wieder aufgehetzt durch die kreischenden Reden halb verrückter Fanatiker. Streik am Rande der Wüste . . .

Uns gegenüber saß Barklen, trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte und sah von Zeit zu Zeit auf die Uhr. Schließlich stand er ungeduldig auf und ging hinaus. Vor dem Hotel war es mit einem Schlag still geworden, beklemmend still. Die Streiker beriefen offenbar, was sie nun anfangen sollten.

Nach einer Weile kam Barklen wieder zurück, war sichtlich aufgeregt, und trat an unseren Tisch.

„Verzeihen Sie", sagte er. „Hat jemand von Ihnen Miß Madv gesehen?"

Wir kannten Madv gut, sie war die Tochter des Chefs, Barklen kannten wir kaum, er war erst vor einigen Tagen mit seinem schweren Wagen hergekommen, um sich ein bißchen die Wüste anzusehen. Seither war er dauernd in Madvs Gesellschaft gewesen.

„Ich war mit Miß Madv verabredet", erklärte Barklen. „Aber als ich vergeblich auf sie wartete, suchte ich sie in ihrem Zimmer, aber sie war nicht da. Kein Mensch im Hotel weiß wo sie ist".

Barklen war wirklich sehr erregt. Es war auch kein Wunder! Dieser Streik da draußen war für junge Damen, die das Hotel möglicherweise allein verlassen hatte, gefährlich. Wir fragten den Manager, aber der hatte seinen Kopf ganz wo anders, er wußte nichts. Wir fragten weiter herum, aber niemand konnte uns Auskunft geben. Endlich erwischte Barklen einen Boy, so einen kleinen Armenier, der Madv vor einer halben Stunde gesehen haben wollte, wie Madvs durch den hinteren Ausgang das Hotel verlassen hatte. Mit großem Blick seiner traurigen schwarzen Augen beschwor das der Junge und blieb fest und steif dabei.

„Himmelbergott!" — rief Barklen und wurde bis unter die Haarwurzel bleich. „Jetzt ist mir alles klar! Ich hatte zuvor eine kleine Auseinandersetzung mit Madv, denn sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, sich den Negerrummel aus nächster Nähe anzusehen. Sie schimpfte mich einen Feigling, weil ich ihr klarmachte, daß es barer Unsinn sei — während ich auf sie wartete, ist sie allein hinausgegangen.

Schöne Bescherung! Zu allem Ueberfluß setzte in diesem Augenblick draußen ein Höllenlärm ein, der alles bisherige überbot. Krachend schlug ein Steinhagel auf das Hotel.

„Rasch! Kommen Sie!" drängte Barklen und zog uns durch die Hintertür ins Freie. Wir folgten ihm, waren wir doch auch besorgt um das Schicksal Madvs, die uns allen lieb war. Wir trachteten zu retten, was es noch zu retten gab. Tolle Sache, eine weiße Lady allein in diesen Haufen wild gewordener Neger!

Im Hinterhof des Hotels war es noch ruhig. Kaum aber hatte uns der betrunkene, aufgeregte Haufe auf der Straße bemerkt, verdoppelte der Lärm sich zu einem einzigen, gellenden Schrei. Wir entsicherten heimlich unsere Revolver.

„Da ist sie!" rief Barklen und zeigte auf einen Trupp dunkler Gestalten, der hinter den Baracken davonlief und irgend etwas mit sich schleppte. Was es war, konnte man kaum erkennen, jedenfalls aber mußte es ein Mensch sein. Da waren die Kerle mit ihrer Last aber auch schon um die Ecke. Vor uns standen, noch ein wenig scheu und verschreckt durch unser plötzliches Erscheinen, die Schwarzen. Dann aber kreischte da hinten irgendwo eine Stimme laut auf und im nächsten Moment sauste ein Steinhagel auf uns nieder. Bedrohlich schob sich eine schwarze Mauer von Haß und verzerrter Wut, der Haufe näher. Johlend drängten sich neue Massen von allen Seiten heran, und im Nu waren wir eingeschlossen. Da schlug Jensen den ersten mit dem Kolben seiner Pistole nieder, und im Augenblick war alles um uns ein wirres Getümmel schwarzer und brauner Leiber. Mit Mühe schlug ich mir Luft, erwischte John am Arm, zerrte ihn aus dem Haufen und rannte mit ihm den Baracken zu. Hinter uns knallten die ersten Schüsse. Jensen und Barklen steckten wohl noch in dem Derenkessel. Einigermaßen unbehelligt kamen wir darum weiter, rannten ein paar schmierige Weiber über den Haufen und dann dem Trupp nach, der mit seinem Bündel eben verschwand.

Auf unser Rufen wollten die Neger zuerst drohen, wie sie aber unsere Pistolen sahen, warfen sie ihre Last hin und rannten davon. Mit langen Sätzen waren wir zur Stelle und — erstickten unsere Enttäuschung in einem verbissenen Fluch! Was da vor uns am Boden lag, war nicht Madv, sondern irgendein islamischer Mullah, der beim Steinhagel vorhin wohl unversehens was abgekriegt hatte und bewußtlos war. Teufel auch!

Wir also zurück ins Hotel! Kamen glücklich durch die Menge, die sich schon wieder um weiß Gott welche Dinge scharte. Zurück in die Hall, wo wir Jensen trafen, der sich das Blut aus ungezählten Schrammen wischte. „Gefunden?" fragte er. „Nein!" rief ich. „Aber wo ist Barklen?" Erstaunt sah er uns an. „Ja — ist er denn nicht mit euch gelaufen?" fragte er. Da zuckte mir eine böse Ahnung durch den Kopf. Drei Stufen auf einmal nehmend, sprang ich in den Stock hinauf und zu Madvs Zimmer. Es war versperrt. Ich klopfte, und drinnen antwortete ein schwaches Stöhnen. Mit einem Fußtritt sprengte ich die Tür auf und stand — vor Madv, die fassungslos auf dem Diwan saß. Neben ihrem Kopf lag ein weißes Taschentuch. Ein intensiver Geruch schlug sich mir auf die Lunge. Schrank und Toilettentisch aufgerissen. Kleider lagen verstreut am Boden, die Schmuckkassette war leer — alles geplündert, ausgeraubt!

„Wer hat das getan?" fragte ich atemlos.

„Barklen!" antwortete sie schwach. Er drang hier ein, preßte mir etwas vors Gesicht — und — mehr weiß ich nicht!"

„Hat jemand Barklen gesehen?" rief ich laut.

„Der ist doch während des Tumults mit seinem Wagen davongefahren, um Miß Madv zu suchen!" antwortete jemand.

In diesem Augenblick erwischte John den Armenierboy beim Kragen.

„Wieviel hat dir Mister Barklen gegeben für deine feine Auskunft?"

„Nur ein Pfund, Sir, nur kleines Pfund! Ob so wenig Geld!" flehnte der Kleine unter dem Griff von Johns Faust.

Barklen kam nicht weit. Bei irgend einem Aufenthalt hatten ihm ein paar Neger die Reifen zerschnitten. Nachdem er die verdiente Prügel bezogen, gaben wir ihm auf der Polizei ab.

Die Luftspiegelung

Von Willi Fehse

Ein paar Monate vor dem Ausgang des Krieges ist einigen Männern des Harzstädtchen Th . . . etwas Merkwürdiges begegnet.

Sie hatten mit einem Feldgrauen, der den Tag zuvor von der französischen Front auf Urlaub gekommen war und mit dem sie das Wiedersehen feiern wollten, einige Stunden gemütlich in einem Berggasthof geweilt. Die Gespräche, die sie miteinander wechselten, beschäftigten sich so weit sie sich nicht in privaten Dingen erschöpften, zumeist mit der militärischen Lage.

Damals dünkte es viele schon keinen Schimpf mehr, ihre Zweifel an dem endgültigen Sieg der deutschen Waffen offen zu bekunden.

Auch die Freude des Urlaubers schmälten kleinmütig den Geist, der immer noch auf ein Durchhalten bestehe. „Es ist doch alles schon verkan, und was soll der Widerstand noch!" murrten sie und wiegten verdrießlich die Köpfe.

Obwohl auch der Feldgraue des Krieges vielleicht müde war und sein Ende herbeisehnen mochte, fand er die Reden seiner Freunde doch höchst unziemlich und hätte ihnen gerne barz auf erwidert. Doch ließ er sich Zeit dazu; denn er war mit den Worten nicht sehr beholfen, und schwerfällig von Gedanken.

Um die Mittagsstunde, als die Sonne sich eben zu höchster Glut entflammte und die Luft vor Wärme zu zittern und zu flirren begann, traten die Männer nun miteinander ins Freie hinaus. Bevor sie sich aber anschickten, den Weg ins Tal wieder hinabzuschlendern, ließen sie ihre Blicke noch einmal vergessen über das muldige Land schweifen, das sich in lachender Fruchtbarkeit zu ihren Füßen erstreckte.

Hart unter ihnen, in einen Winkel geschmiegt, von Buchenwäldern umkränzt, lag die kleine Stadt. Dahinter aber prangte im bebenden Gold der Aehrenfelder, durch Wiesen und Aecker streifenförmig gegliedert, die Ebene.

Nichts trübte ihren Frieden. Ihr Liebreiz wirkte fast südlich. Dörfer grüßten herauf. Ein Fluß zog sich hindurch und verlor sich in silbrigem Dunst. In der Ferne erhoben sich blau die Rücken höherer Bergzüge, als seien sie bestellt, das sonnige Glück dieser Landschaft zu hüten.

Der Horizont schien selig entrückt und im Schmelz seines Azurs wie aus dünnem Glas aufgerichtet. Zahllose Reflexe des Lichtes, ein ganzes schimmerndes Geriesel von Helligkeit spielten auf ihm wie auf der Fläche eines Sees, und an einer Stelle hatte sich ein rosiges Gewoge von Wolken versammelt, das schillernd exaltierte.

Unwillkürlich faßten die Männer dies Gewölk fester ins Auge.

Der Feldgraue, dem die Worte der Freunde noch immer durch den Sinn gingen, gewahrte als erster, daß es sich dabei gar nicht um ein Wolkengebilde handelte, sondern um eine Lufterscheinung, wie sie in südlichen Breiten häufig, in nördlichen unter den seltensten Umständen, aber wohl auch einmal aufzutreten pflegt.

Als die andern die Fata Morgana erkannten, brachen sie in Rufe der Bewunderung aus. Sie vermeinten zuerst nicht anders, als daß die trüben Geister des Bieres, das sie vorhin genossen hatten, sie narren mochten, und gewöhnten sich schwer an die Wirklichkeit des Bildes.

Es war ein brennendes Dorf, das sich hoch über den lachenden Fluren am Horizont spiegelte und dessen Spiegelung im wechselnden Licht aufschrändi an Ausdehnung gewann. Je mehr sich der rosige Dämmer teilte, je mehr erhellten und schärften sich die Umrisse des Phantoms.

Die Männer verfolgten das Spiel der Linien wie gebannt.

Ein verwüstetes Gelände, mit Kratern und Gräben kreuz und quer bedeckt und wie ein Schlachtfeld anzusehen, umgab das Dorf. Einige Häuser streckten, vom Feuer bereits verzehrt, nur noch die verkohlten Dachfirste in die Luft. Aus andern quollen dichte Schwaden Rauches brodelnd empor und verfinsterten stellenweise die Brandröte, die sonst alles umrahmte. Einzelne Bäume, die in den Obstgärten vor den Gehöften Feuer gefangen hatten, schwelten wie Fackeln. Entweilen war es, obgleich man jedoch nichts vernahm, als wenn Erschütterungen unter ersterr, außerordentlich heftigen Glut die Luft aufsprengen wollten. Dann zitterte und schwankte die Spiegelung. Einmal stieg eine allübende Säule aus Erde und Feuer in Wirbeln empor und spreizte sich dann wie ein riesiger Fächer, und da Bild und Wirklichkeit gerade sehr nahe aneinander gerückt waren, hatte es den Anschein, als wollten sich Krieg und Feuersbrunst nun mitten in die eroberte Landschaft zu ihren Füßen hinunterstürzen, um auch sie in ihrer lachenden Fruchtbarkeit zu entzünden und zu verheeren.

Gleich darauf war alles verschwunden.

Die Freunde des Soldaten konnten sich über das, was sie gesehen hatten, kaum beruhigen. Sie redeten sich auf dem Heimweg ganz in Eifer, maßen immer wieder den Horizont, der sich unterdessen wieder völlig aufklärt hatte, mit erstaunten Blicken, und ereiferten sich in den absonderlichsten Vermutungen.

Der Feldgraue, der sich an seiner Pfeife zu schaffen machte, hatte dazu nur ein überlegenes Lächeln und schwieg im Uebrigen beharrlich.

Als aber das Gespräch der Freunde eine Wendung nahm, die auf jene Worte zurückging, über die er sich vorhin im Bergasthof geärgert hatte, unterbrach er sie unwirsch.

„Nichts da", sagte er, „es ist noch nichts vertan, und merkt ihr denn nicht, was der Widerstand soll . . .?"

Und mit einer weiten Gebärde wies er über den ungetrübten Himmel und die blühende Ebene hin, in die sie nun hinunterschritten, als wollte er damit sagen, daß es ihm wahrlich aller Mühe und allen Durchhaltens wert erscheine, dies Land vor dem Schicksal zu bewahren, das jenem widerfuhr, von dem sich vorhin ein Bild im Aether spiegelte.

Da verstanden ihn seine Freunde und verstummten.

Jo-Jo

Toni und das Grammophon

Von Alfred Baresel

Im Herbst sind alle Berge klar. Es verlockt, von der Hochalm noch die paar hundert Meter auf den Gipfel zu klettern. Aber der Weg zum Gipfel ist nicht bezeichnet, sagt der Toni, der uns in seiner einsamen Hütte, 1800 Meter hoch, eben den fetten Kaiserschmarrn gebacken hat. Man kann sich verirren.

Wir sehen uns betreten an, ich und mein Kamerad Eberau. Wir wollen und doch nicht lumpen lassen wegen der paar hundert Meter, in unsern neuen Seppl-Hosen und den frisch genagelten Bergstiefeln. Bei diesem herrlichen Wetter, bei dieser prächtigen Aussicht!

Man könnte schon, sagte Toni nachdenklich, und er malt uns mit dem Zeigefinger den Gipfelweg auf die Tischplatte. Erst bis zur dritten Latschenkiefer dort drüben, dann halbrechts zu dem hellen Tupferl, aber immer vorsichtig, denn man kann abrutschen, und dann scharf links durch die Geröllhalde, geht immer den kleinen Felsen entlang bis zum Busch, der wie ein Dachsbarl ausschaut, und dann kommt der große Stein, grad wie ein Gamsbartbüschl schaut er aus . . .

Nein, so geht es nicht . . .

Und was die Hauptsach ist, fährt der Toni unbeirrt fort, ihr dürft nicht viel zruckschaun. Sonst wird einem schwindlich da oben.

Also dann müssen wir's eben bleiben lassen.

Aber nun ist es dem Toni selber leid darum. Bei diesem herrlichen Wetter, bei dieser prächtigen Aussicht! Es ginge auch noch anders, sagt er, sich unter dem Hüatl krauend.

Und wie wäre das?

Es wäre so: Die dritte Latschenkiefer steht ihr doch, nicht wahr? Also einfach losmarschieren. Der Toni wird sein Grammophon spielen lassen. In der reinen, klaren Bergluft hört man es kilometerweit. Wenn wir falsch sind, stoppt der Toni seine Musik ab. Und wenn wir wieder richtig sind, spielt er wieder. Wir müssen halt ein bißchen Geduld haben. Aber wir brauchen dann nicht so oft zruckschaun, und es wird uns nicht schwindlig werden.

Tonis Vorschlag gefällt uns. Wir sind bereits drüben bei der dritten Latschenkiefer.

„Das ist Berlin — Berlin — die ewig junge Stadt!" schallt es aus Tonis Hütte. Also alles in Ordnung. Aber nun kommt die Sache mit dem hellen Tupferl. „Berlin — Berl . . ." Aha, da stimmt etwas nicht! Nur nicht zruckschaun. Wir müssen es eben nochmal in anderer Richtung versuchen, das helle Tupferl zu finden. Das Grammo schweigt, der Toni vor seiner Hütte hat die Hände an den Mund gelegt und brüllt herüber: „Geaht mehr rechts!" Und dann gleich wieder: „. . . Zauber niemals mehr entfliehn, du mein Berlin — Berlin — Berlin!"

Wir sind längst durch die Geröllhalde gekrochen, auch das Dachsbarl und das Gamsbartbüschl haben wir inzwischen geschafft. Es gab noch ein paar Berl . . . Berl . . . Aber nun sind wir oben. Der Toni winkt beseligt hinauf, dann zieht er das Grammo neu auf, und die ewig junge Stadt läuft volle Touren.

Dies nebenbei

Die älteren unter unseren Lesern werden sich noch erinnern an die Zeit, in der d „Müller" eine harmlos-tritteme, viel lächelte, aber heimlich viel geübte Mo war. Heute würde es niemandem mehr e fallen, sich über das Müllern lustig machen, denn wer etwas auf sich hält, müllert heute — d. h. in unserem Sprach gebrauch: er treibt Gymnastik. Wie d Ausdruck „Müllern" entstanden ist? Gera dieser Tage ist im Alter von 74 Jahren Kopenhagen J. P. Müller gestorben, der mit unseren stehkragenbewaffneten Väte und enggeschnürten Müttern so schw hatte. Er propagierte nämlich als oberst Gesetz der körperlichen Gesundheit die tä liche Freiübung im Hause. Aus dieser Fo derung war im Zeitalter der Wespentaill natürlich nur schwer ein Erfolg zu mache Aber es hat sich auch hier gezeigt, daß da was richtig ist, sich gegen allen Hohn un Spott durchsetzt. Aus den wenigen, d heimlich und verschwiegen in ihrer Kam mer „müllerten", sind viele geworden, un wenn heute an der Gymnastik niemand me etwas komisches findet, so hat auch J. P. Müller mit seinem Buch, das er über se gymnastisches System schrieb, seinen Anteil daran.

*

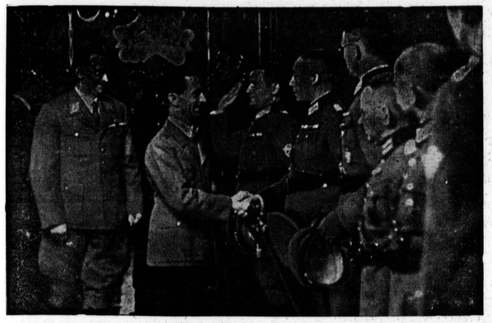
Ganz im Gegensatz zu dieser Entwicklung steht die Modelaune, die am englischen Hofe plötzlich die Herrschaft angetreten hat. Bei einem Empfang, der kürzlich stattfand, erschienen zahlreiche Hofdamen, dem Beispiel der Herzogin von Kent folgend, in — Krinolinenkleidern. Die Krinoline ist damit der Modeschrei der Londoner Wintersaison geworden. In den Londoner Schneiderateliers werden eifrig die schönsten Stoffe um Krinolinen drapiert, und solle dieses „Möbel" wirklich sich durchsetzen, würde man sich bei einem Bankett der Gesellschaft in die victorianische Zeit mit Puffärmeln und bunten Halsbändern zurückversetzt glauben. Auf einige Schwierigkeiten dürfte diese Mode allerdings stoßen; zunächst erfordern Krinolinenkleider fast doppelt soviel Stoff als ein gewöhnliches Kleid, sie sind also nicht gerade billig. Dann dürfte es einigermaßen schwer sein, sich mit einem solchen Kleid im modernen Leben zu bewegen. Man kann sich wenigstens denken, daß es beispielsweise einige Schwierigkeiten macht, mit einer Krinoline einen Wagen zu besteigen. So ist wohl anzunehmen, daß es sich hier nur um die Modelaune einer kurzen Saison handeln wird.

*

In einem der elegantesten Londoner Cafehäuser spielte sich folgende Szene ab. Als ein junger Herr das Lokal betreten hatte, erklärte ihm der Besitzer, daß alle Tische bereits reserviert seien. Darauf bekam der seltsame Gast einen Wutanfall, schrie, daß für ihn immer Platz sein müsse, flegelte sich in einen Sessel und forderte die Speisekarte. Als sie ihm der Kellner überreichte, beschwerte er sich laut und polternd, daß da ja überhaupt nichts drauf stehe, was ein vernünftiger Mensch essen könne und daß er anscheinend überhaupt in ein übles Lokal geraten wäre. Schon machte der Besitzer Anstalten, die Polizei zu benachrichtigen, als der junge Mann aufsprang und hinausstürzte, nicht ohne die Tür mit gewaltigem Krach hinter sich zuzuwerfen. Zur großen Ueberraschung der Kellner dieses Lokals wiederholten sich an den nächsten Tagen ähnliche Szenen. Völlig überrascht aber waren sie, als plötzlich der erste dieser groben Gäste wieder auftauchte, freundlich und verbindlich lächelte, sich in der anständigsten Form an einen Tisch setzte und höflich sich die Karte erbat. Dann fragte er auch nach dem Besitzer und entschuldigte sich bei ihm in aller Form. „An dieser Szene ist nur mein Arzt schuld", sagte er, „Ich war immer ein sehr schüchterner Mann und der Arzt, der Psychoanalytiker ist, befahl mir schließlich, ich sollte in ein öffentliches Lokal gehen und dort eine solche Radauszene in Gang setzen. Und tatsächlich war es das Richtige für mich. Ich fühle mich jetzt als ein ganz anderer Mensch und bin von meiner geradezu krankhaften Schüchternheit befreit." Der Besitzer des Hotels gratulierte seinem Gast zu diesem verblüffenden Erfolg, bat jedoch, dem betreffenden Arzt zu bestellen, er möchte doch fürderhin nicht gerade sein Lokal für diese Experimente bestimmen.

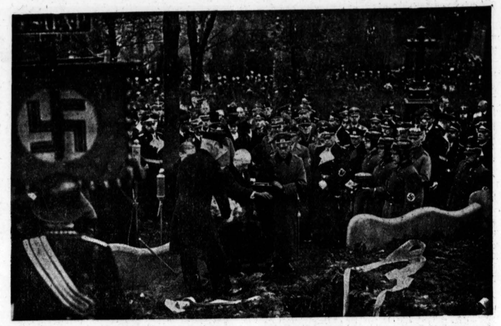
*

In Newyork haben Diebe eine Beute erwischt, die für sie den Tod zur Folge haben kann. In dem Arbeitszimmer eines Krebsspezialisten haben sie einen kleinen Bleibehälter mitgehen lassen, in dem sich fünf Radiumnadeln (10 Milligramm Radium) befanden. Bei unvorsichtiger Behandlung können durch Berühren der Nadeln Brandwunden hervorgerufen werden, die nach einem langsamen Dahinsiechen zum Tode führen. Zunächst sind nun die Diebe dieser Gefahr ausgesetzt. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß die Diebe den Bleibehälter fortwerfen wegen seiner vermeintlichen Wertlosigkeit und daß spielende Kinder das Radium finden und so schweren Schaden erleiden. Nun geben alle Zeitungen und Rundfunksender Warnungen aus, daß man sich vor der Berührung mit diesen „Todesnadeln" hüten solle. Würde die Gefahr die Diebe treffen, hätten sie regelrecht ihren eigenen Tod gestohlen.



Dr. Goebbels eröffnete den Wahlkampf im Sudetenland

In Reichenberg, der neuen Hauptstadt des Sudetengaues eröffnete Reichsminister Dr. Goebbels den Wahlkampf für die Ergänzungswahlen zum Großdeutschen Reichstag. — Dr. Goebbels (hinter ihm Gauleiter Konrad Henlein) begrüßt Offiziere der Reichenberger Garnison. (Scherl Bilderd., Zander-M.)

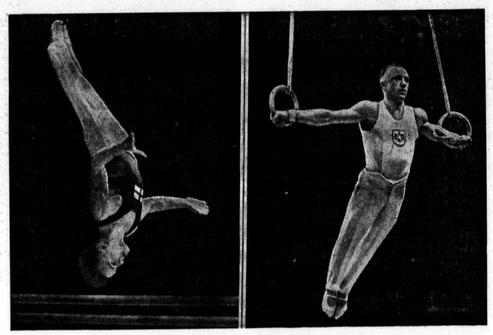


Ernst vom Raths sterbliche Ueberreste der Erde übergeben

Nach der Trauerfeier in der Rheinlandhalle, an der auch der Führer teilnahm, wurde der Sarg zum Düsseldorfer Nordfriedhof überführt, wo die Beisetzung in der Familiengruft stattfand. Am Grabe stehen die Eltern und Brüder des Toten. Rechts Reichsaußenminister v. Ribbentrop. (Zander-M.)

Königin Maud †

Königin Maud von Norwegen ist in einem Londoner Krankenhaus an den Folgen einer Operation, der sie sich vor einigen Tagen unterziehen mußte, vorgestorben. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Deutscher Turn-Ländersieg über Finnland

Links: Der Sieger in der Einzelwertung, Uosikkinen, Finnland, bei der Luftrolle. Rechts: Schwarmann, Deutschland, war an den Ringen bester Turner des Tages. (Schirner 2, Zander-Multiplex-K.)

Zum rumänischen Königsbesuch in London

Kronprinz Michael von Rumänien, der seinen Vater begleitet, mit Premierminister Neville Chamberlain. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Botschafter Francois-Poncet überreichte in Rom sein Beglaubigungsschreiben

Der ehemalige französische Botschafter in Berlin und jetzige Botschafter in Rom (links) überreichte mit dem üblichen Zeremoniell im Quirinal sein Beglaubigungsschreiben, das auf den „König von Italien und Kaiser von Aethiopien", lautet. (Zander-M.-K.)

Botschafter Coulondre in Berlin eingetroffen

Der neue französische Botschafter Coulondre, der Nachfolger für Botschafter Francois-Poncet, traf in Berlin ein und wurde auf dem Bahnhof Friedrichstraße vom Chef des Protokolls vom Auswärtigen Amt, v. Dörnberg, begrüßt. (Schirner, Zander-M.-K.)

Unterzeichnung des italienisch-englischen Abkommens

Im Palazzo Chigi fand die Unterzeichnung des italienisch-englischen Abkommens, durch das England das italienische Imperium anerkennt, statt. — Unser Bild zeigt den britischen Botschafter Lord Perth bei der Unterzeichnung, neben ihm Graf Ciano. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Kampf gegen arabische Freiheitskämpfer

Gefangene Araber werden aus der Jerusalemer Altstadt unter Bewachung in das Gefangenenlager geführt, weil sie für Grund und Boden kämpften, der ihnen gehört. (Presse-Hoffm., (Zander-Multiplex-K.)

5 Jahre KdF.

1,3 Millionen km zur See
560 000 KdF-Reisende
auf 11 Ozeanschiffen

Durch den Willen des Führers und die Tatkraft der nationalsozialistischen Bewegung ist es schon in den ersten 5 Jahren nach der Machtübernahme Wirklichkeit geworden, daß der deutsche Arbeiter auf eigenen Schiffen die Meere befährt und ferne Lande besucht. Was früher Luxus einzelner Besitzender war, ist heute Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Die NSG „KdF." ermöglicht jedem schaffenden Deutschen die Teilnahme an den Glücksgütern dieser Erde

Gauner Gangster und „Genies"

Ein Blick in die jüdische Filmhölle von einst

In diesen Tagen, in denen man sich in gewissen westlich orientierten Ländern anschickt, gleich ganze Kübel von Unflat über uns zu gießen, erscheint es am Platze, die Segnungen, die wir von dem jüdisch verpesteten Film der hochliberalen Zeit über uns ergehen lassen mußten, noch einmal in die Erinnerung zurückzurufen. Es ist dies um so notwendiger, weil diese Art von Unterwelt, in der man in Schmutz und Unrat förmlich watete, geeignet erscheint, die Söhne Judas in dem Jupiterlicht rauhester Wirklichkeit zu zeigen.

Wir versetzen uns im Geiste ein paar Jahre zurück und belauschen ein Gespräch, das in einem Wiener Café geführt wurde. Wir halten uns dabei an den Wortlaut, wie er in dem Buche Film-„Kunst, Film-Kohn, Film-Korruption" aufgezeichnet ist, das im Verlage Hermann Scherping, Berlin, erschienen ist.

„Nun, nu wie haißt?"

M. Nu, wie gehts, Nikolieslehen?

N. Na, danke, aberr serr schlekte Zeiten sind hirr. Such ich grroße Filme, aberr is nix da zum Krriegen!

M. Nu, nu wie haißt? — — (nach einigem Nachdenken, sich gutmütlich zum Tisch setzend) — — kennen Se gebrochen zu haben „Goldrausch", iach hab e naie Kopie, (ganz leise:) gedubbelt, kennen Se haben mit pro Hundert Dollar.

N. (freudig erregt): Brauk iach auch anderre grroße Filme — —

M. (unterbrechend): Bei mir kennen Se haben alles: bedarfen Se zu gebrochen „Indisches Grabmal", „Wolgaschiffer", „König der Könige" usw.; (ganz leise): Bei mir kost'n alle Jeune, welche gebrochen zu haben grroße Filme, friecher bevor se herooskommen in London, in Berlin, weill mer kennen duplieren in Warschoh alle großen Amerikaner und kennen Se kost'n billiger bei mir, brochen Se nig bezohl'n ä Lizenz. —

N. (ganz selig): Se sind derr Mann, denn iach such, kommen Se, gehn wirr gleich im Hotel, kennen wirr gleich alles besprechen." (Beide ab.)

So also sahen jene kulturellen Großtaten aus, mit denen man uns aus dem östlichen Europa beglückt hat. Und so kamen jene Filme zustande, die tagaus, tagein überall in deutschen Landen über die Leinwand rollten.

Indessen erscheint uns nicht nur die rein künstlerische Seite dieser Machenschaften von einst heute verwerflich bis dorthinaus, sondern auch die rein menschliche. Welche anrüchigen Existenzen durch den Film Gold zu verdienen versuchten und wie gefahrvoll die Situation war, in die Angehörige der arischen Rasse oft unbewußt hineinschlitterten, das schildert folgende, in Berlin spielende Szene:

„Hallo, kleines Fräulein!"

„So saßen also die filmbegeisterten jungen Menschen in der Filmbörse, und wenn sie im Glücksfall in der Komparserie einmal beschäftigt wurden, so kam ein Engagement in sehr vielen Fällen auch nur dadurch zustande, daß dem betreffenden Aufnahmeleiter ein junges Mädchen besonders gut gefallen hatte.

Eine ganze Reihe dieser Mächtigen der Filmbörse setzte sich aus nichts anderem als nichtswürdigen Halunken mit erotischer Bestechlichkeit zusammen. In den Filmcafés „Filmeck" und „Terminus", in der Börse im „Ufer" und im „Kaffee Fiekte" wurde manche Freundschaft zwischen Aufnahmeleitern und Komparsen geschlossen. Dort drückte sich auch der sogenannte „ewige Nachwuchs" herum und bereicherte den Fleischmarkt. Hier wurden Pläne geschmiedet, hier wurde mit falschen Angaben gearbeitet, hier suchten erbärmlich kleine Abenteurer irgendeine sensationelle Abwechslung. Hier verkehrten „Regisseure", deren Arbeitsfeld mangels wirklicher Beschäftigung in diese Filmcafés verlegt worden war und die samt und sonders stets einen Großfilm in Vorbereitung hatten, wenn auch nur in ihrer Vorstellung. Hier suchten diese Leute noch den Geldmann, der ihn finanzieren sollte. Hier wurden — freibleibend natürlich — Engagements abgeschlossen für den Fall, daß einmal „der in Vorbereitung befindliche Film" gedreht werden sollte."

Aber damit noch nicht genug. Die Juden, die im Lauf der Zeit in der bedenklichsten Form sowohl in künstlerischer wie auch in finanzieller Hinsicht die Oberhand gewonnen hatten, holten, um diese ihre rücksichtslos erworbene Position weiterhin zu kräftigen, erneut Hilfstruppen heran. Und zwar Hilfstruppen in Gestalt von Negern, die entweder das Saxophon dudelten oder aber, sei es im Chor oder einzeln, ihre Stimmen ertönen ließen. Daß aber in diesem Falle zwischen Juden und Schwarzen ein durchaus inniger Zusammenhang tatsächlich existierte, daß die Fäden von der Weltregie des Judentums in Wahrheit auch mit bezug auf die schwarzen Gäste aus Afrika zum Verderben der weißen Rasse geführt wurden, mag folgendes Kapitel beweisen, das wir ebenfalls dem oben genannten Buche entnehmen:

Al Jolson

„Al Jolson war, bevor er zum Film kam, Oberkantor in einer Synagoge und hieß mit seinem richtigen Namen Joseph Rosenblatt. Von der Synagoge wechselte er zum Zirkus über, und man kann sagen, daß das schon ein mächtiger Sprung war. In diesem Zirkus war er eine Zeitlang Ausrufer. Später trat er in einem Café als Sänger auf, und wenn er auch nicht gerade gut sang, so war seine „künstlerische Laufbahn" mit diesem Engagement wenigstens begonnen. Von dem Washingtoner Café kam er zu einem Wandertheater, wo er neben anderen Schmierenkomödianten auch einen Nigger kennenlernte, mit dem er Freundschaft schloß. Es dauerte gar nicht lange, bis Al Jolson mit dem Neger zusammen auftrat. Er selbst kostümierte sich auch als Neger und färbte sich sein Gesicht schwarz. In dieser Aufmachung umgab er sich selbst mit dem Nimbus, ein attraktiver Künstler zu sein. Es gelang ihm auch, eine Anstellung bei einer Varietébühne in New York zu finden. Dort war der schwarzbemalte Jude bald eine Vorstadtberühmtheit. Während dieser Tätigkeit empfand er keinerlei Hemmungen, gleichzeitig in der Synagoge zu singen, nur daß er dort ohne seinen schwarzen Partner auftrat und sich auch das Gesicht nicht anmalte. In dem genannten Varieté sah ihn Jack Warner, der Produktionsleiter der amerikanischen Filmgesellschaft „Warner Brothers" und schloß mit ihm einen Vertrag ab. Warner drehte gleichzeitig drei Filme mit ihm und verlegte seine Vitaphone-Fabrik in Erwartung der kommenden großen Geschäfte nach Hollywood. Als erster der drei Jolson-Filme entstand „Jazz-Sänger", als zweiter „Der singende Narr" und als dritter „Mammy". Und Jolson verdient Millionen.

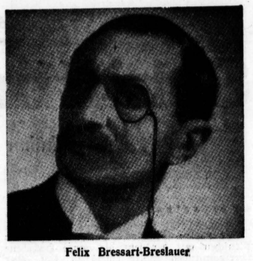
Film ist Kunst und kein Geschäft!

Unterdessen wird es nun auch wohl dem Volksgenossen mit den schwächsten Nerven klar geworden sein, daß auch er ein Opfer dieser auf Künstler zurechtfrisierten Gauner werden sollte. Aber nicht nur diese Erkenntnis hat sich immer mehr durchgesetzt, sondern auch noch eine andere Tatsache hat immer mehr Platz gegriffen:

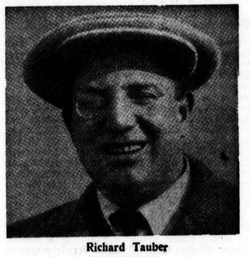
Der Film ist nicht in erster Linie dazu da, Geschäfte zu machen und das Bankkonto um eine weitere Null zu erhöhen, seine Aufgabe ist es vielmehr, der rassisch untermauerten Kunst, und nur dieser Kunst ganz allein, zur Erbauung und Veredelung aller Volksgenossen zu dienen. Diesen Weg aber hat die nationalsozialistische Revolution frei gemacht. Wir sind ihr daher immer zu größtem Dank verpflichtet.

Dr. Gustav Rötger

Siegfried Arno


Felix Bressart-Breslauer

Fritz Grünbaum


Richard Tauber

Fritz Schulz

Kurt Gerron

Ernst Lubitsch

Fritz Kortner-Kohn

Otto Wallburg-Wasserzug

E. A. Dupont

Kurt Ehrlich

Charlie Chaplin

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

Schiffbruch an der Pirateninsel

Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterling, Emden

4. Fortsetzung

Wir waren sprachlos. Hatte der Tag der Menschen mit der jetzt die ganze Hochebene überspannenden Wolke etwas zu tun, oder was war geschehen?

Heuschrecken fallen vom Himmel

Auch hier fanden wir keine Erklärung. Noch stehen wir fest an der Mauer und rühren uns nicht. Langsam nähert sich der Strom der Menschen. Singend und betend die Frauen und Kinder, die reitenden Araber einen wilden Kriegstanz aufführend, umsagen unter dauerndem Schießen und Brüllen den Zug. Jetzt sehen wir, daß alle Säcke und Körbe tragen. Wozu, wissen wir nicht. Einmal hält der Zug, der Gesang verstummt, die Reiter stehen still, und die Muezzins (Priester) stimmen ein lautes Gebet an. Immer wieder vernehmen wir daraus die Worte Etmet und Allah. Nach dem Sang der Muezzins geht der Zug weiter. Unterdessen hat die Wolke den ganzen Horizont übergogen und senkt sich langsam zur Erde. Nun entlädt sich die Wolke, und wir sehen voll Erstaunen, daß wie bei einem wolkenbruchartigen Regen etwas zur Erde fällt. Was hier in dichten Massen vom Himmel herniederregnet, sind fingerlange Heuschrecken. Kopfschüttelnd sehen wir uns wortlos an; welch sonderbares Spiel der Natur. Neugierig, was die Eingeborenen mit diesem, nach unserer anfänglichen Meinung völlig nutzlosen Zeug anfangen, nähern wir uns dem Haufen der Menschen. Etwa 30 Meter vor den laut schnatternden, singenden Einwohnern werden wir von einem Krieger aufgehalten. Wir dürften nicht weiter, wir hatten vergessen, daß wir „Christenhunde" waren und die heilige Handlung durch unsere Anwesenheit nicht stören durften. Fußhoch, eine ganze Hochebene bedeckend, lagen hier die Heuschrecken. Klar und blau ist wieder der Himmel. Lange schauen wir dem Treiben zu. Die Frauen und Kinder — die Männer schaffen hier meistens nichts — packen die Heuschrecken an Kopf und Schwanz und ziehen den Kopf samt den Eingeweiden aus der Körperhülle. Dann werden die Flügel und die Beine abgeknipst, der Rest verschwindet im Sack oder im Munde. Der bei uns tiefsteben Krieger beteiligt sich auch an der Verspeisung, mit einer unglaublichen Fertigkeit macht er die Heuschrecken essfertig und läßt sie in seinem Munde verschwinden. Guten Appetit! Uns dreht sich der Magen herum. Unseren Ekel nicht erkennend, bietet er uns immer wieder unter lautem Schmatzen und der Versicherung, daß die Heuschrecken tschof eli (das heißt sehr gut) schmecken, von seinem essertigen Vorrat an. Wir haben nicht Hände und Worte genug, um dem Araber immer wieder, um ihn nicht zu beleidigen, zu erklären, daß wir wirklich keinen Hunger hätten.

In der Klemme

Wochen vergehen. Schon längst ist uns klar, daß wir in einer Klemme saßen. Die Türken wollten uns hier festhalten, denn sie fühlten sich nicht sicher vor den arabischen Eingeborenen. Wir wollten aber — nach Deutschland! Man beratschlagte. Ein Zurück schien unmöglich; aber, vor uns lag unheimlich und grimmig die Wüste. Den Türken und Arabern war unser Reisebedürfnis unverständlich, sie wurden wegen unserer Hartnäckigkeit immer bockbeiniger. Endlich war man sich einig — der Anführer eröffnet uns an einem dieser Tage das uns fast unfaßbare Ergebnis. Wir müssen noch einmal durch die Wüste, sagte er, und zwar besteht von hier aus nur eine Möglichkeit, weiterzukommen — nämlich zu Fuß. Im ganzen sind es zweiundsiebzig Tagemärsche. Kamele können wir uns mitnehmen zum Tragen der Maschinengewehre, von Wasser und Proviant, denn auf diesem Wege gibt es keine Oasen. Alles übrige müßt ihr selbst tragen. Entsetzt blickten wir einander an, wir wußten genau, wer unterwegs liegen bleibt, den kann niemand mehr helfen, der ist ein Opfer der Raubtiere. Unser Barometer sank ganz tief, unsere Lage schien trostlos.

Nun üben wir seit einigen Tagen Ausmärsche im glühenden Sande, um uns für den Wüstenmarsch vorzubereiten. Es ist ein Bild des Jammers, wie die Kameraden, unbarmherzig vom Fieber geschüttelt, sich mit Waffen und Gepäck durch den glutigen Sand schleppen. Keiner will zurückbleiben, alle wollen dabei sein, obwohl wir uns sagen, es ist ja gleich, ob wir hier langsam und elend zugrunde gehen, oder in der Wüste umfallen und von den Hyänen gefressen werden.

Wir hatten uns schon ganz mit dem Gedanken des Wüstenmarsches abgefunden, als eines Tages sich alles anders entschied. Wir haben aufgejubelt, denn den langen Marsch durch diese Wüste, die letzten 2000 Meter, die reinste Hölle war, hätte wohl kaum einer überstanden. Der Kommandant hatte, ohne daß wir es wußten, weiter mit den Stammeshäuptlingen verhandelt. Eine solche Verhandlung, die in beiderseitigen wilden Gestikulationen bestand, denn die einen können nur gut deutsch und die anderen nur gut arabisch, hörten wir einmal in der Kaserne. Unter furchtbaren Drohungen verabschiedeten sich die waffenstrotzenden Araber. Um was es hierbei ging, wußten wir nicht, haben es auch nicht erraten. Plötzlich, ein kleiner durchtriebener Araberjunge, der bei uns war, sagte uns, die Araber wollten euch allen die Hälse abschneiden . . .

Besser Wasser als Land

In dieser Nacht wurde es lebendig; um 2 Uhr wurden Pferde, Maultiere, Esel, kurz alles, was vier Beine hatte, sich zum Reiten eignete und aufzutreiben war, in den Kasernenhof geschafft. Sofort werden Proviant und Munition verteilt, — aufgesessen und marsch! Fort geht es in das Dunkel. Als wir die erste Rast machen, erklärt uns der Kommandant seinen Plan. Bei den fortgesetzten Verhandlungen mit Türken und Arabern hatte er ihnen das Geständnis entlockt, daß nördlich von Hodeida in einer Bucht ein französischer Dampfer liege, der leckar sei. Daß wir uns sofort in Trab setzten, um dieses Fahrzeug zu erreichen, war keine Frage. Endlich sollten wir wieder aufs Wasser, wir sangen sogar vor Freude und vergaßen unser ganzes Elend. Noch zehn Tage, denn es ging denselben Weg wieder zurück, den wir gekommen waren, und wir sollten das Meer, das liebe, blaue Meer wieder haben; schöner konnte uns das Schicksal nicht beschenken. Bald hatten wir wieder, wenn auch sinchterartig — Semaa hatte immerhin 20 000 Einwohner, mit denen wir nicht anbinden konnten — das Gebirge mit dem Ort Menacha erreicht. Nun ging es unaufhaltsam bergab, vorbei an Schluchten und Felswänden, über Felsen, durch ausgetrocknete Flußbette, zum Meer — zum Meer! Wir waren fünf Tage unterwegs; als eine Patrouille von acht Mann unter Führung eines Leutnants zurückkam. Der Kommandant hatte diese Gruppe vorausgeschickt, um den Dampfer leckfar machen zu lassen. Mit gesenkten Köpfen und abgehetzten Tieren kamen sie an; zu sagen brauchten sie nichts, denn die Trauerbotschaft stand ihnen im Gesicht geschrieben. Den Dampfer hatten sie wohl an der von den Türken bezeichneten Stelle gefunden, aber er war voll Wasser und saß auf Grund. Die Türken glaubten eben, die Memen's könnten alles. So zerrann wieder eine Hoffnung im Sande.

An einem der kommenden Tage traf der Kommandant neue Maßnahmen; er schickte arabische Boten aus mit ganz bestimmten Befehlen. Ueber deren Inhalt erfuhren wir vorerst nichts. Für uns war ja auch die Hauptsache, daß es nicht mehr zurück ging in die arabische Hölle, sondern vorwärts dem Meere zu.

Wir hatten das Gebirge wieder verlassen. In einem Talkessel, in dem einige Hütten standen, blieben wir den Tag über. Und vor uns lag wieder die Wüste, groß, breit, gelb und glutig in der flimmernden Sonnenhitze. Jetzt betrachten wir sie aber mit anderen Gefühlen, wir fürchten sie nicht mehr; nur noch drei bis vier Nächte, dann sind wir wieder auf dem Wasser, in unserem Element. Froh werden wir bei dem Gedanken, endlich von diesem Lande loskommen. Jetzt erfuhren wir auch, warum die arabischen Boten ausgesandt wurden. Sie ritten nach Hodeida mieteten für uns zwei Fischerboote — eine andere Möglichkeit von hier fortzukommen, gab es für uns nicht —, und streuten das Gerücht aus, wir wollten am 12. März nördlich von Hodeida, von der Jfa-Bucht aus, mit den Booten in See gehen. Wir sind beschieden geworden, von einem Dampfer zu zwei Fischerbooten, das war ein tiefer Abstieg, aber, wir freuen uns doch. Besser in einem kleinen Boot selbst wochenlang auf dem offenen und stürmenden Meer, als sich mit all den Widerwärtigkeiten dieses Landes in der grauenvollen Wüste auseichtslos herumzuschlagen.

Langsam und vorsichtig erspähen wir eine Sanddüne. Wir müssen in der Nähe der Küste sein, denn wir sind, seit wir das Gebirge verlassen haben, schon die vierte Nacht unterwegs. Es graut der Tag, schnell steigt die Sonne, da erschallt von den Vordersten, die die Höhe der Düne erreicht hatten, der Ruf, der uns alle glücklich machte: Das Meer, das Meer! Unser grimmiger Feind, die Wüste, lag hinter uns, und mit ihr all der Jammer und das Elend, das wir dort ertrugen. Nun hatten wir wieder mit einem anderen Gegner, mit dem Engländer, zu rechnen. Bald sollten wir seine Nähe und Wachsamkeit spüren. Da die Spionage hierzulande gut funktioniert, kommt es, daß durch die Ausſprengung des Gerüchtes, wir wollten hier in See gehen, prompt am Abend des 12. 3. 1915 ein englisches Kanonenboot erscheint. Größere Schiffe können wegen der Korallen-Riffe an der Küste des Roten Meeres nicht fahren. Der Engländer leuchtete mit dem Scheinwerfer den Strand ab, aber der Kommandant hat schon vorgesorgt und die Boote in der Dunkelheit bereits schwinden lassen. Und wir? Wir liegen im Sande und lachen über den wieder einmal genasführten Engländer. Nachdem er die Aussichtslosigkeit seines Suchens eingesehen hatte, machte er sich wieder davon; dieses Mal war er einer „Falschmeldung" zum Opfer gefallen.

Nun holen wir unsere Tiere, die im Gebüsch verdeckt stehen, schwingen uns in den Sattel, und fort geht es nach Norden.

(Fortsetzung folgt)

KdF. zum ersten Male in Griechenland

700 KdF.-Fahrer trafen in Delphi ein und sind damit die erste KdF.-Gruppe, die Griechenlands Schönheiten erleben darf. Unser Bild zeigt einen Besuch bei griechischen Hirten. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Zwei junge Gumbinner Burschen, die ein und dasselbe Mädchen liebten, kamen auf die Idee, nachts ihrer Schönen ein Ständchen zu bringen. Sie irrten sich aber in der Hausnummer und sangen vor einem anderen Hause das schöne Lied: „Guter Mond, du gehst so stille!" Nun wollte es das böse Geschick, daß ausgerechnet in diesem Hause ein Mann schlief, dessen Haupt eine große Glatze ziert. Dieser brave Bürger erwachte und bezog das Lied auf sich. Kein Wunder, daß es ihm nicht wie Nachtigallengesang in den Ohren klang. Wütend Fönete er das Fenster und verhat sich die Ruhestörung. Die beiden Straßensänger aber fanden ihren Gesang und das Lied anscheinend so schön, daß sie es von neuem begannen.

Da packte den Mann derart der Zorn, daß er zu jenem Instrument griff, das auch heute noch in ländlichen Wohnungen unter dem Bett zu stehen pflegt, und goß seinen Inhalt den beiden Liebeserflehten über den Kopf, gerade in dem Augenblick, als sie ihr Lied beendet hatten. Dadurch war anscheinend die Glut beider Parteien gekühlt.

*

In Brüssel hat ein Tierstimmenimitator eine neue Einnahmequelle entdeckt. Er lebt tatsächlich vom „Bellen". Es gibt immer noch viele Tierliebhaber, die sich gern davor drücken, die Hundesteuer zu bezahlen. Die Behörden gaben nun kürzlich einen Erlaß heraus, daß jeder, der einen „nichtversteuerten" Hund der Steuerbehörde anzeige, eine Prämie in Höhe von 10 Prozent des Steuerbetrages ausbezahlt erhält. Ein Tierstimmenimitator kam nun auf den Einfall, seine besondere Fähigkeit im „Bellen" auszunutzen; er durchwandert Brüssels Straßen, steigt Treppen um Treppen, stellt sich vor die Türen und bellt. Antwortet ein Hund, so notiert er Wohnung und Namen des Hundebesitzers, sieht auf dem Einwohnermeldeamt nach, ob die Familie den Hund angemeldet hat oder nicht. Findet sich keine Besitzangabe eines Hundes in den Listen, so gibt er der Steuerbehörde umgehend Bescheid. Den Brüsselern wird angst und bange, wenn sich Freunde in Begleitung eines Hundes bei ihnen einstellen, denn was sollen sie tun, wenn gerade der seltsame „Hundebeller" vor ihrer Türe erscheinen wird?

*

In einem Kino in Königsberg in Preußen saß ein temperamentvoller junger Mann neben einem hübschen, ihm aber leider fremden jungen Mädchen. Als es während der Vorführung im Zuschauerraum so recht schön dunkel war, versuchte er, seine Nachbarin zu küssen. Die junge Dame hatte aber für diese Art Annäherung nicht das erwartete Verständnis. Sie antwortete mit einem kräftigen Schwinger, der den Jüngling an der Nase traf und alsbald heftiges Nasenbluten hervorrief, das sich weder während noch nach der Filmvorführung stoppen ließ. Da auch die Nase stark anzuschwellen begann, mußte der liebebedürftige Jüngling einen Arzt aufsuchen, der die Feststellung machte, daß das Nasenbein gebrochen war.

*

Es ist unerfindlich, warum Mr. Joseph B. Harkins aus Brighton im amerikanischen Bundesstaat Massachusetts ausgerechnet auf den Einfall kam, sein Telefonbuch zur Sparkasse zu machen. Jede Woche legt er einen Hundertdollar-Schein zwischen die Blätter des Buches, und so hatte er am Ende des Jahres ein Vermögen von über 5000 Dollar angesammelt. In seiner Abwesenheit wurde das Telefonbuch von seiner Frau gegen ein neues ausgetauscht, und als Mr. Harkins nach Hause gekommen, das erste, rauchte er sich verzweifelt die Haare. Die Früchte eines einjährigen Sparens schienen verloren zu sein. Harkins gab sein Geld aber nicht auf. Zusammen mit seiner Frau, seinen Schwestern, Brüdern, Neffen, Tanten und sonstigen Anverwandten begab er sich zur Telefongesellschaft von Brighton, wo die 100 000 eingesammelten Fernsprechbücher lagen. Alle blätterten Buch für Buch durch, bis das Geld, nachdem man nicht weniger als 75 000 Telefonbücher hatte untersuchen müssen, tatsächlich gefunden wurde. Aufatmend zog Harkins, umjubelt von den Seinen, mit seinen 50 Hundert-Dollar-Scheinen von dannen und versicherte, er werde sein Geld in Zukunft nicht mehr zwischen den Blättern eines Telefonbuches aufbewahren.

*

An der Bar eines Cafés am Boulevard Montparnasse in Paris saßen an einem der letzten Abende zahlreiche Gäste und nahmen Getränke zu sich. Zu ihnen gesellte sich ein etwa 40jähriger Mann, der ein Gespräch anzuknüpfen suchte: Man sollte nicht glauben, daß es schon Spätherbst ist", bemerkte er über das schöne Wetter, „die Nacht ist so mild, als wären wir in Tahiti." Im weiteren Verlauf des Gespräches wandte er sich einem neben ihm sitzenden, etwa 60jährigen Ingenieur zu, und plötzlich neigte er sich zu diesem hinüber und biß ihm mit furchtbarer Gewalt das ganze linke Ohr ab. In diesem Augenblick stürzte sich ein anderer Mann auf das Opfer zu und benutzte den entstandenen Aufruhr, um diesem seine Brieftasche zu entreißen. Als ein Zeuge des seltsamen Ueberfalles polizeiliche Hilfe herbeigeholt hatte, war der Unbekannte verschwunden. und die Polizei konnte nur noch die anderen Gäste befragen. Da erklärte eine junge Frau: „Ich kenne diesen Menschen von Angesicht, er ist bekannt als der „Kannibale des Montparnasse", er hat schon einmal vor einigen Monaten einer Frau die Nase abgebissen und ihr dabei die Geldtasche geraubt." Der Ingenieur mußte ins Krankenhaus gebracht werden, und die Polizei hat umfassende Nachforschungen eingeleitet, um des gefährlichen Räubers habhaft zu werden.

Xaver Xanten

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

5. Fortsetzung

Nun, ich dachte mir, daß es nur ein Vorwand sei — welcher Vorwand, das merke ich erst jetzt. Damals dachte ich, es sei nur — —

„Nur?" drängte Else.

„Ach — nur . . ." Lieselotte lachte vielsagend. „Er war so nett! Er ging dann noch mit in meine Wohnung. Nach dem Theater, denken Sie! Er war wirklich nett. Ich bezahlte die Rechnung, er quittierte, und dann tranken wir Tee." Sie brach ihre Erzählung mit einem Lächeln ab, das bewies, wie sehr sie sich noch in der Erinnerung belustigte.

Mit mürber Stimme sagte Else: „Und er ging mit dem Geld weg?"

„Ja", gab Lieselotte zu und lachte noch immer. „Der goldige Schwindler zog mit dem Geld ab. — Sehr viel später natürlich!"

„Das kümmert mich nicht!" gab Else auf diesen Nachsatz hin zurück. „Es ist aber richtig: er hat es für mich einkassiert!"

Lieselottes schön geschminktes Herzmündchen blieb für eine Weile offenstehen.

„Wenn es seine Richtigkeit hat, warum sind Sie dann aber . . .? Warum haben Sie dann . . .?"

„Schon gut!" Else hatte sich abgewandt. „Leben Sie wohl, Fräulein Stirg."

Die Tür klappte, und Lieselotte lehnte sich ratlos an den Verkaufstisch.

Was war denn das auf einmal? Wollte sie sich nur erkundigen, ob wir — der junge Mann und ich — etwas miteinander hatten? Sicher ist er doch ihr Bräutigam. Jesus, und nun habe ich ihn so angestrichen!

Nur eine Tür schon war Elses boshaftvolle Fassung zu Ende. Sie hatte Mühe, nicht loszuheulen und laut aufzuweinen, daß Menschen so abscheulich sein konnten. Mit einem Mädchen ging „er" durch den Hofgarten und machte ihm schöne Augen; ging nachts mit ihr in fremde Wohnungen und stiftete Geld ein, das ihm nicht gehörte. Ob er denn auch bei Frau Baurat Distelfink war? Sie schwankte lange, ob sie hingehen sollte, aber dann siegte der Wunsch, zu erfahren, ob Lieselotte recht hatte, über ihre Scheu. —

Lieselotte hatte recht und auch wieder nicht. Denn es zeigte sich, daß Schrader nicht um ihretwillen das Geld einkassiert hatte. Auch Frau Distelfink war um den Betrag erleichtert worden. Schrader war also nicht nur hingegangen und hatte die Mahnungen besorgt; er hatte gleich ganze Sache gemacht. Um ihr zu helfen! Oder hatte Lieselotte doch noch recht mit ihrer Behauptung, daß er ein Betrüger sei? „Er nannte sich Schrader", hatte sie gesagt. Wollte sie damit sagen, daß Schrader gar nicht Schrader war, daß er vielleicht nicht einmal Schornsteinfeger war? Ach, Unsinn! Warum sollte er wohl ausgerechnet Kamine fegen, wenn er kein echter Schornsteinfeger war? Das mußte schon seine Richtigkeit haben.

Aber wenn man alles Zweifelhafte abzog, blieb noch immer eine schmerzliche Wahrheit: Lieselotte hatte gesagt, daß er nach dem Theater bei ihr in der Wohnung gewesen sei, und es sei sehr, sehr schön gewesen. Was Lieselotte unter „sehr schön" verstand, glaubte Else zu wissen. Und diese Vorstellung brannte und zwickte und quälte und setzte sich fest und sammelte sich an, wurde zu Zorn und Verachtung. Sie vergaß darüber alles logische Denken und alle Vernunft, klagte in ihrem Innern Toni Schrader des betrügerischen Handelns an und vergaß ganz, darüber nachzudenken, daß sie Schrader doch nicht eine einzige Gelegenheit gegeben hatte, sie zu erreichen, ihr das Geld zu übergeben. Ja, sie vergaß völlig, daß sie bei Frau Schnüllgen keine Anschrift hinterlassen hatte.

Zur Polizei müßte man gehen, dachte sie, anzeigen sollte man ihn — anzeigen — anzeigen!

— — — — — — — — — — — —

Diese beiden Menschen, die sich suchten, liefen in einem fort umeinander herum und hintereinander her. Um die gleiche Zeit, als Else Strette an die Polizei dachte, betrat Toni Schrader die Wache, zu deren Bezirk auch die Straße gehörte, in der Frau Schnüllgens Haus stand.

„Da bin ich doch", sagte er, denn die Schutzleute waren alle jahrelange Bekannte von ihm, „und nun sollt ihr mal eingreifen!"

Aber die Beamten hatten alles andere zu tun, als sich nach dem Eintretenden umzusehen. Schrader glaubte, verhältnismäßig unbeachtet eine Wachstube betreten zu sein, denn sämtliche Polizisten waren damit beschäftigt, Banknoten gegen das Licht zu halten und Fünf- und Zweimarkstücke auf eine Marmorplatte fallen zu lassen.

„Alles falsch!" stöhnte ein Wachtmeister und ließ sich ratlos auf einen Stuhl fallen.

„Das ist ja eine tolle Sache! Für volle tausend Mark falsches Geld. Und das Tollste ist, daß man den Täter nicht findet. Man hat überhaupt keine Anhaltspunkte. Das Geld wird von überallher aus dem Umkreis gemeldet."

Ein anderer fragte zurück: „Ist denn niemals ein Käufer aufgefallen mit Auto, Pelz, großem Getue und so?"

„Das ist ja das Unbegreifliche. Niemals ist jemand aufgefallen. Es sind immer nur kleine Leute zum Kaufen gekommen."

„Ein neuer Trick: Leute schmuggeln das Geld durch, von denen man es nicht erwartet."

„Nix wie zur Kriminal damit!" bestimmte ein Oberwachtmeister.

Hier meldete sich Toni Schrader noch einmal: „Wäre es erlaubt, jetzt etwas zu sagen?"

„Na, Schrader, wollen Sie schon wieder Kamine fegen?"

„Nein, meine Herren: Vermißtenanmeldung!"

„Nanu?"

Schrader trat nahe an die Schranke und sagte: „Nun hören Sie mal zu! Kann sich jemand erinnern, daß ich dieser Tage schon mal nach einem Mädchen gefragt habe?"

Ja, einer erinnerte sich schwach, daß er davon gesprochen hatte, und ein anderer führte an, daß er pflichtgemäß das Schnüllgenhaus ein bißchen unter die Lupe genommen, aber kein Mädchen gesehen habe. Es verkehrten ja wohl allerhand komische Käuze in dem Hause, aber das könne man solch einem Künstlervölkchen weiter nicht übelnehmen. Aber was Verdächtiges? — Nein!

Schrader erzählte nun seine Geschichte von dem eingeschriebenen Eilbrief, der zurückgekommen war mit der Bemerkung „Unbekannt verzogen". Er müsse aber das Mädchen finden, und die Polizei müsse ihm dabei helfen. Es sei nicht ausgeschlossen, daß dem Mädchen etwas zugestoßen sei. Es habe vollkommen mittel- und hilflos dagestanden, ohne Verwandte, ohne Freunde. Else Strette sei der Name. Jawohl, Else Strette. Weitere Punkte konnte Schrader zwar nicht angeben, aber er beschrieb das Mädchen, er beschrieb es mit einer Liebe und Anschaulichkeit, daß die Beamten ihre sachlichen Aufzeichnungen unterbrachen und Schrader mehr als einmal schmunzelnd und kopfschüttelnd ansahen.

Als Schrader nach all diesen Angaben das Polizeirevier verließ, war es ihm bedeutend leichter zumute als bisher. —

Am Abend sagte seine Schwester Grete zu ihm:

„Heute abend ist ein Frühlingsfest im Hofgarten — mit Fackeln und Lampions, und weiter zum Rhein stehen sogar ein paar Buden und ein Karussell. Dahin gehst du mal mit, mein wackerer Junge! Es ist nicht mehr anzusehen, wie du da herumhockst und Trübsal bläst. Die Polizei arbeitet, ob du wachst oder ob du schläfst; also kannst du ruhig mitgehen zum Hofgarten. Da kommst du doch mal auf andere Gedanken."

„Auf genau dieselben!" fuhr es Toni heraus, denn er dachte daran, daß er Else in den Hofgarten hatte bestellen wollen, daß er mit ihr spazieren gehen wollte, daß er ihr soviel hatte sagen wollen. Es war zu all dem nicht gekommen. „Nein, ich gehe nicht mit."

„Ach, Toni", schmeichelte die Schwester an seinem Ohr, „es ist doch gar nicht ausgeschlossen, daß du ihr dort begegnest!" Und sie gab ihm einen freundlichen Stoß in die Seite.

Ihre Bemerkung war zwar ein schwacher Hoffnungsstrahl, aber sie war einer. Eine halbe Stunde später war Toni zum Mitgehen bereit. —

Achtes Kapitel

Peterling kam in ausgezeichneter Laune heim. Seine neueste Ausstellung war ein Erfolg gewesen, nicht nur auf dem Papier! Die Presse beschäftigte sich mit einem Male allen Ernstes mit ihm und sagte ihm „eine Zukunft" voraus.

Nun, dazu lachte Peterling; denn er hätte allen ungläubigen und verständnislosen Leuten längst selbst sagen können, daß etwas in ihm steckte, was nur ein einziges Mal einer Entfaltung bedurfte. Man kann eben nicht immer mit verlotterten Anzug und schmutzigen Kragen herumlaufen, man kann nicht immer Kohldampf schieben und manchesmal bei Mutter Grün nächtigen, wenn man Großes schaffen will. Das geht eine Zeit hindurch ganz schön, zugegeben, aber dann schmeißt es einen eines Tages um, weil einfach die Spannkraft weg ist. Und dann verliert man die Nerven. Das aber ist das Schlimmste; davor graut jedem Künstler.

In solch einem Zustand war Peterling mit Felix Wandel bekannt geworden, den er zuerst in seiner galgenhumorigen Art bitter angegriffen und lächerlich gemacht hatte. Sogar seinem Zeichenstift war Felix Wandel nicht entgangen, ehe er sein — Mäzen wurde. Doch dann erlebte Peterling eines Tages jene Wandlung, die aus einem halben Landstreicher wieder ein ansehnliches Glied der menschlichen Gesellschaft machte. Er aß sich plötzlich wieder satt, er bekam Anzüge, er erhielt wieder eine Wohnung, er konnte — und das war eigentlich das Märchenhafteste — wieder arbeiten und nach Herzenslust malen, wozu es ihn trieb. Herrgott . . .! Für all dieses sorgte mit einem Male der bisher fremde, unbekannte, unscheinbare und schmächtige Felix Wandel, und Peterling erfuhr an sich, daß die Gönner noch nicht ausgestorben waren, wie er längst befürchtet hatte, daß es noch Menschen gab, denen Kunst und Künstler soviel galten, daß sie deren Werke auch kauften.

Sicherlich, Felix Wandel hatte auch seine kleinen Wunderlichkeiten, die mußte man eben mit in Kauf nehmen. Wenn es ihm paßte, wollte er im Atelier ganz allein sein. Gut, dann nahm Peterling den Zeichenblock oder auch eine Staffelei und ging ins Grüne oder pflaumte seine Bekannten auf der Straße an oder zankte sich mit alten Spießern und hätzen Hunden herum. Kam er dann heim, so zeigte Wandel ein merkwürdig befriedigtes Gesicht — oder aber Peterling fand ein vollkommen leeres Nest vor, in das Wandel dann auch die ganze darauffolgende Nacht nicht zurückkehrte.

Aber das waren so Kleinigkeiten, die Peterling weder auffielen noch ihm unangenehm waren; im Gegenteil, er fühlte sich durch Wandels betontes Eigenleben auch selber freier und unbeschränkter, und seine Kunst entfaltete sich immer prächtiger. Es war ja nicht so, daß Wandel erst für seinen Lebensunterhalt sorgte, seit er bei Mutter Schnüllgen wohnte. Morgens hatte es ihnen nur an geeigneten Atelier gefehlt, und Peterling war heilfroh gewesen, die alten Räume, aus denen er damals herausgeflogen war, wieder beziehen zu können. Er fand da viel Anregung. Aber — wenn er ehrlich sein wollte, tat es ihm doch manchmal ein bißchen leid, das niedliche junge Mädchen daraus vertrieben zu haben, zumal man seitdem gar nichts mehr von ihm wußte und es ihm vielleicht überhaupt nicht einmal gut ging. Peterling, obwohl kaum selbst aus seinen Verlegenheiten heraus, sann schon mehr darüber nach, wie nun er seinerseits dem jungen Mädchen helfen könnte.

Was Felix Wandel wohl für Augen machen würde, wenn er ihm den neuen Auftrag vorwies: Ausmalung einer Studienanstalt! Das Honorar war anständig. Man hatte auf absehbare Zeit fest zu tun, festes Einkommen und keine Nahrungssorgen.

Was das bedeutete, konnte nur Peterling selbst ermessen, der andere Zeiten kennengelernt hatte. Und der Auftrag sollte das Sprungbrett werden — so wahr ihm Gott half! Es würde nie wieder gelubert werden, kein bißchen Bohèmebetrieb mehr mitgemacht; nein, das Leben forderte mehr. Es forderte ganzen Einsatz. Und — bei Gott — er wollte sich ganz einsetzen!

Den Packen Zeitungen mit den guten Besprechungen unterm Arm, schlenderte er durch die Altstadt. Drehorgelmusik wurde an sein Ohr geweht, je nachdem wie der Wind stieß, bald stärker und schwächer. Ach, die kleine Rheinkirmes, die war prächtig! Man fand da die köstlichsten Motive vom Leben der fahrenden Leute. Heute abend bei Lichterglanz, wenn die geschminkten und aufgeputzten Schausteller vor den Buden standen und ein Anfager mit heiserer Stimme einlud zum Eintritt in das „Panoptikum", wollte er sich den Rummel ansehen; es war gewiß, daß etwas für ihn heraussprang.

Peterling freute sich, seinen Freund und Gönner im Atelier gerade noch anzutreffen. Wandel schob seine schmächtigen Arme eben in einen breiten, sehr viel mehr vorräumenden Paletot.

„Felix, mein guter Freund", grüßte Peterling in allerbester Laune; er hoffe zum Schlag auf Wandels Schluß aus, unterließ es aber dann und fuhr sanft fort: „Hast du die Kritiken gelesen?"

Wandel sagte: „Sämtlich!" und schaute in einen Spiegel, um sein Aussehen zu prüfen. Das Glas gab ein mildes, merkwürdig bleiches Gesicht zurück.

„Dann wirst du dich also mit mir freuen", sagte Peterling. „Aber was nicht in den Zeitungen steht, sollst du auch hören: ich habe einen Auftrag!"

„So?" sagte Wandel. „Das ist erfreulich für dich!" Und mit einem komischen Lächeln: „Da wirst du mich also bald nicht mehr nötig haben."

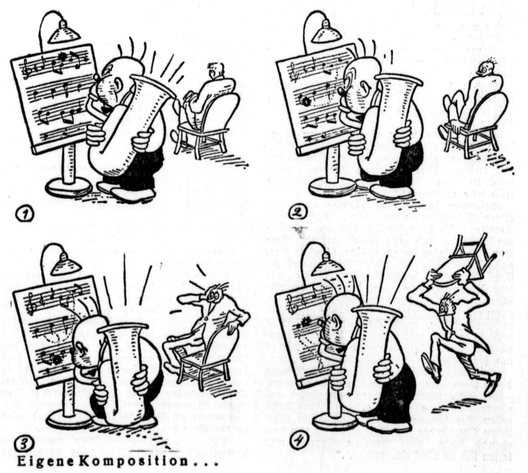
„Mehr als das! Ich kann dir bald etwas zurückzahlen von all dem, was du mir in hochherziger Weise vorgeschossen hast."

„Nun rede nur nicht in solchen geschwollenen Tönen! Ich will keine Rückzahe."

„Wieso nicht?" stammte Peterling mit offenem Munde. „Wenn ich doch genug verdiene, daß ich — — —?"

Hier fiel ihm Wandel in die Rede, und er meinte, ohne einen Blick von seinem Spiegelbild zu lassen: „Dann spare das Geld und lege es gut an — für die Zeiten, da wir nicht mehr beieinander sein werden."

Darauf fand Peterling nicht sogleich eine Antwort; der Ton war ihm ein wenig zu tragisch. Hm! Er beschloß, die Gefahr zu umgehen, und sagte forsch: „Morgen bekomme ich einen nennenswerten Vorschuß. Doch heute, mein Freund, heute muß ich dich noch einmal anpumpen! Unbedingt! Ich habe Stimmung, eine Kirmes mitzumachen."



Eigene Komposition . . .

Gegen alles Erwarten ging Herr Wandel auf den scherzhaft gesalzten Ton, in dem Peterling so gern mit seinen Mitmenschen verkehrte, in keiner Weise ein, und erst als Peterling noch erstaunter und noch dringlicher wurde, gab er ihm die übergroßen Antwort, daß es ihm heute feinesfalls möglich sei dem Maler das Geld zu geben, und daß Peterling bis morgen früh warten müsse, bis man neues Geld von der Bank abgehoben habe.

Peterling verstand das nicht. Peterling begriff es nicht.

„Ein Dreimarkstück", handelte er, rittlings auf einem Stuhl sitzend. „Zwei Mark! — Eine Mark?!"

„Nichts!" sagte Wandel und verzichtete ein Lächeln. „Und im übrigen: Auf Wiedersehen morgen früh! Dann gern! Wirklich gern, Peterling! Aber heute — nein!"

Peterling mußte ihn so gehen lassen, aber Wandel kam noch einmal zurück, noch um einen Ton bleicher als vorhin, und zog den steckengebliebenen Schlüssel von einem der unscheinbaren Schränke ab, die in der Wohnung standen.

„Leb wohl!" sagte er noch einmal, und es schien, als wolle er nur etwas Belangloses sagen, und dann verließ er wirklich das Atelier. —

Peterlina stierte eine kleine Weile vor sich hin, patschte sich mit der Hand erst auf das eine, dann auf das andere Knie und machte ein geistreiches Gesicht zu Wandels erster Absage. Verflixt, die Kirmes stach ihm ins Gehein, und er mußte etwas unternehmen! Doch ganz ohne Geld nur so über die Plätze zu schlendern, nicht einmal zu einem verrückten Gebräch mit dem Würstchen-Mann und einem Ausprobieren seiner Ware, ja nicht zu einem Glas Münchener zu kommen — das paßte ihm nicht. Jetzt paßte ihm das nicht mehr!

Er überlegte, was er zu so später Stunde noch — verlegen könne! Ob die gute Schmiller ihm zwei Mark pumpte? Sie würde es nicht tun! Was ihr in auch noch ihren sonnigbraunen trüben Erfahrungen kaum zu verübeln war.

Blödsinnig, fast alle Gegenstände hier waren von dieser Kleinen. — Komisch, sie hatte sich gar nicht mehr sehen lassen und schien keine Angst zu haben, daß man ihr mit den Möbeln ausrücken könne. Sonderbares Mädchen!

Seine Augen fielen beim Umherstreifen durch den Raum auf den Kleiderschrank. Mal in den Taschen nachsehen! Manchmal hatte man eine rettende Mark in einer Futterecke hängen.

Peterlina schnellte auf und öffnete die Schranktür. — Ah, jenen Anzug hatte er lange nicht mehr getragen; es konnte daher sein, daß . . .

Es war nichts. Er suchte blindlings weiter. Es hingen mehrere Anzüge hier auf Bügeln. Auch Kleidungsstücke von Felix Wandel. Sie mußten alle daran glauben. Plötzlich hielt Peterling fast erschrocken inne. Zwischen den Fingern seiner rechten Hand spürte er etwas Hartes. Silber! Große Stücke! Fünf-Mark-Stücke! Er förderte sie ans Licht. Sie funkelten wie nagelneu, als seien sie noch in keines Menschen Hand gewesen. Fünfzehn Mark! Und in Felix' Hose?! Wie konnte selbst Felix drei Fünf-Mark-Stücke in seiner Hose so völlig vergessen? — Jedenfalls würde man sie „beleihen". Peterling pfiff ein wenig Kongaball mit dem unerwarteten Schatz und ging dann in bester Laune fort. —

*

„Haben Sie noch etwas zu erledigen?" fragte Marie Tiziano ihre junge Näherin, mit der sie immer zufriedener war. Es steht fest, daß wir morgen reisen."

Else empfand einen kleinen Stich in der Herzgegend, als Frau Tiziano das so gelassen und wie selbstverständlich aussprach. Nun tat es doch weh, die Stadt zu verlassen, in der sie jahrelang glücklich und unglücklich gewesen war. Aber — Unsinn! Was hielt sie hier?

„Nun?" ermunterte Marie Tiziano, der Elses Zögern nicht entgangen war, das Mädchen.

„Das nicht", entgegnete Else, „aber wenn ich noch ein einziges Mal durch die Straßen schlendern dürfte, so ganz allein — das möchte ich wohl."

Marie Tiziano schien eine Weile zu überlegen, dann meinte sie: „Ich wüßte nicht, was dem im Wege stehen sollte! Gehen Sie nur ruhig! Nur ängstigen Sie mich nicht durch zu langes Ausbleiben; es geht morgen früh sehr zeitig fort."

Besorgter könnte eine Mutter oder eine ältere Schwester nicht sein', dachte Else Strette. Sie bedankte sich für den gewährten Ausgang und ging schnell auf ihr Zimmer. Hier aber ward es ihr plötzlich klar, daß Toni Schrader, der Schornsteinfeger Toni Schrader, dennoch wissen mußte, wie sehr sie ihn verachtete, und daß sie ihn durchschaute. Und so setzte sie sich hin und begann einen wohlgesetzten Brief, der aber bald in lämmerliche, ängstliche und kleine Sätze zerfiel, so daß auch jemand, der kein Graphologe war sofort erkennen konnte, wie es um die Schreiberin stand.

„Sie haben mich schändlich getäuscht", stand da zu lesen, „und ich habe Ihnen so vertraut — — Alles hätte ich Ihnen anvertraut und niemals an etwas Böses gedacht. Und dann gehen Sie hin und holen unter allen möglichen Vorwänden das Geld weg und tun noch abends schön mit fremden Frauen und lassen sich in alles ein, und . . ."

Da aber Else Strette die Wohnung Toni Schraders doch nicht kannte, sandte sie den Brief an das „Bezirks-Schornsteinfegeramt", in der Hoffnung, daß der Brief sein Ziel erreichen würde.

Neuntes Kapitel

Grete Schrader hatte nun doch eine richtige, kleine Gesellschaft zusammengetrommelt, deren einzelne Mitglieder sich in heiterster Stimmung unter die Menge auf dem Rummelplatze mischten. Sie blieben hier stehen, sie fühlten sich dort gefesselt, und es war immer wieder von neuem ein Wunder, wie sehr diese doch oft allerbescheidenste Jahrmarktskunst auch verwöhntere Menschen anzuziehen und geradezu zu begeistern vermochte.

Der Mann mit dem Flohzirkus war besucht worden; nun lobte man sich nach den Anstrengungen des Zusehens an warmen Würstchen, Berliner Pfannkuchen oder türkischem Honig, je nach Geschmack und Neigung. Grete hielt eine riesige Eiswaffel zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, an der sie leckte und sog; mit der linken Hand umklammerte sie Tonis Arm — einmal weil sie stolz auf ihren Verehrer war, dessen Größe und Aussehen ihr sehr gefielen, zum zweiten, weil sie sich daran gewöhnt hatte, einen Mann neben sich zu haben, auf dessen Arm sie sich stützen konnte. Heute abend aber fehlte ihre sonstige Stütze, weil ihr Verlobter aus beruflichen Gründen erst später nachkommen konnte. Um ihr Geschwister herum, die wie ein Paar nebeneinander standen, scharten sich ihre Freunde und Bekannten, und Gretes kleine Freundin Lisa Bratt hätte einiges darum gegeben, wenn sie Toni Schrader hätte so nahe sein können wie eben seine Schwester.

Aber Toni Schrader schlevpte seine Schwester gedankenlos mit sich herum. Er hatte eine, dann zwei Stunden lang seine Blicke umherschweifen lassen, immer in der heimlichen Hoffnung, plötzlich Else Strette gegenüberzustehen. Dann verwarf er die Möglichkeit eines so allzu plötzlichen Zusammentreffens. Es wäre ja ein Wunder gewesen, wenn Else Strette hier aufgetaucht wäre, nachdem er sie kaltsinnig vergehen gesucht hatte. Es war ja unmöglich, es war ja lächerlich, so etwas zu glauben.

Sie standen vor einer neuen Bude, auf deren erhöhten Vorbau ein Mann, als Clown verkleidet, die Einmaligkeit seiner Darbietungen, die im Zelt stattfinden sollten, anpries. Er wies dabei immer wieder in Wort und Gesten auf zwei Frauen hin, die, als Orientalinnen verkleidet, geheimnisvolle Welten verkörpern und damit die Phantasie der Besucher anregen sollten. Sie bewegten sich kaum von der Stelle, hatten die Arme über der Brust gekreuzt, trugen riesige Ringe mit unechten Steinen an den unnatürlichen Händen und starrten mit traumlosen Augen über die flammende und die benaffende Menge hinweg, als gehe sie der ganze Zauber nicht das geringste an. Und als der redende Mann — in der Annahme, seiner Einladung zum Besuch seines Theaters die nötige Eindringlichkeit gegeben zu haben, fast erschöpft schwieg und nur noch eine weisende Bewegung zur Kasse hin machte, wandten sich die orientalischen Frauen schweigsam und seltsam leblos und gingen in das Zelt hinein. Dies war das Zeichen zum baldigen Beginn der Vorstellung.

Die Menschen strömten die kleine Treppe zur Kasse hinauf. Zwanzig Pfennig kostete der Eintritt; das war nicht viel Geld für soviel Darbietungen.

Grete schaute sich lachend im Kreise um und sah dann zu ihrem Bruder auf.

„Wollen wir auch?" fragte sie.

Er sah zweifelnd auf sie nieder. Im Grunde genommen reizte ihn die ganze Sache nicht mehr. Wenn er seinem Herzen hätte nachgehen können, so hätte er jetzt dem Rummelplatz den Rücken gekehrt und wieder vor dem Schnüllgenhause Posten bezogen. Aber das würde vergeblich sein: sie wohnte wirklich nicht mehr dort, es war vergebene Mühe.

Ohne sein Einverständnis abzuwarten, ohne eine Ablehnung vorauszusehen, sog ihn Grete ein wenig die Treppe hinauf. Da drängte plötzlich von rechts ein junges Mädchen herzu, sehr schmal mit auffallend blassem Gesicht und großen, fiebrigen Augen. Und dieses Mädchen sagte zu Grete:

„Wissen Sie auch — an wessen Arm Sie da hängen?"

Der Tonfall ihrer Worte klang keineswegs gehässig oder anklagend, eher warnend und schmerzlich bitter. Grete wußte nicht, ob sie diesen kleinen Zwischenfall ernst oder scherzhaft nehmen sollte.

„Wenn ich das nicht wissen sollte!" antwortete sie hoher, „es ist doch mein —"

Aber was Toni Schrader war, erfuhr die Fragerin nicht mehr. Als sei ihr plötzlich alles leid geworden, als schelte sie mit sich selber daß sie sich durch der plötzlichen Anblick Schraders verleiten hatte hinreißen lassen diese Reißerung zu tun, so schnell wandte sie sich und wünnte sich durch die drängenden Menschen und verschwand. Alles das geschah so schnell und wurde von den Umstehenden im allgemeiner Gedränge und dem Lärm der Ausrufer und Karussells so wenig wahrgenommen daß nicht einmal Toni Schrader etwas bemerkt hatte. Daß Grete kümmerte plötzlich eine Ahnung auf. Sie sperrte an ihres Bruders Arm und wies in die Menge.

„Da — — dort! — — Siehst du nicht da hinten das Mädchen?! — Was ist das für ein Mädchen? Ich glaube, sie wollte etwas von dir."

„Ein Mädchen?" Er schaute ratlos nach der von Grete angegebenen Richtung. Und dann flammte seine Hoffnung neu auf. „Wo ist das Mädchen?"

Ach, viele Mädchen waren da, blonde, braune, schwarze, laute und stille, lachende und ernste, und die Menge drängte. Schon weit drüben bewegte sich ein unbedeckter hellblonder Kopf zwischen dem flutenden Menschenmeer, wandte sich scheu und spähte mit großen hellblauen Augen den Weg zurück. Es war wirklich ein Wunder, daß Toni ihn entdeckte.

Er ließ aber plötzlich den Arm seiner Schwester los, murmelte: „Entschuldige mich . . .!" und warf sich in die Woge der Menschen, bahnte sich einen Weg, wurde zurückgeworfen und vorwärtsgeschoben. Die tollsten Dinge geschahen mit ihm, weil er wider den Strom schwamm, der zur Bude hinstrebte. Weiter und weiter wurde inzwischen der blonde Kopf fortgetragen, ja, es war offensichtlich, daß er den Verfolger bemerkt hatte und auf der Flucht war. Aber unbeirrbar folgte ihm Schrader. Da — jetzt sah er das Mädchen nicht mehr. Wohin war es verschwunden? In eine Bude konnte es nicht geschlüpft sein, er hätte es sonst auf der Treppe sehen müssen. Wo war also Else Strette? Else Strette! Konnte man nicht den Namen laut rufen? Ach, jeder Laut ging unter im Getöse des Jahrmarktes, den tausend Stimmen beherrschten; nur die Umstehenden würden ihn beachten und schließlich über ihn, den armen Irren, die Achseln zucken. Es war also weit besser, das Rufen zu unterlassen. Und er unterließ es. Aber er suchte weiter in verstiefener Wut, mit Schmerz und mit einer Enttäuschung, die desto allüberher wurde, je mehr er bedachte, wie nah ihm das Mädchen gewesen war.

Else Strette aber war nirgendwo anders als hier in der Menge; sie tauchte nur unter. Sie war in einen engen „Kanal" geraten, den zwei Ströme beherrschten, die sich begegneten und aneinander vorbeischoben. Mittunter wurde das Gedränge so beängstigend, daß man zu ersticken drohte, und die Leute hatten auch sehr zu schimpfen über einen Mann, der sich mit einem umfangreichen Maleerät unter sie gemengt hatte. Sie warfen ihm vor, daß er mehr Platz beanspruche, als er erwarten durfte. Es schien fast ein unerschriebenes Gebot zu geben, das ihm diesen Weg verwerte. Und gerade gegen ihn wurde die blindlings flüchtende Else getrieben, mehr noch, er stieß sie mit seiner Staffelei und verletzte sie an der Stirn. Nach diesem Zwischenfall nahmen die Menschen rundum eine bedrohliche Haltung an. Aber Peterling — ja, natürlich war es Peterling! — achtete nicht auf diese Gefahr. Er benahe sich vielmehr zu dem zarten jungen Mädchen herab, hob das Gesichtchen, auf dessen Stirn ein kleines Blutströpfchen stand, empor und hatte selbst eine solche Bümmernis im Blick, daß man ihm einfach nicht gram sein konnte.

„Wie ich es bedauere, daß Sie gestoßen wurden!" Er machte eigentlich die drängende Menge dafür verantwortlich. „Ich konnte nicht dafür, wirklich nicht! Ich hätte Ihnen doch bei Gott nicht willentlich wehtun können."

Da erkannte sie ihn an seiner Art zu reden.

„Es ist gar nicht schlimm", meinte Else deshalb versöhnlich. „Sie haben mir überdies schon einmal wehgetan. Nur anders!"

„Wieso?" entrüstete er sich. „Ich hätte Ihnen wehgetan? Schönen Mädchen kann ich überhaupt nicht wehtun, und wenn sie so jung sind wie Sie, dann schon gar nicht."

„Damals war es auch kein Stoß vor den Kopf: er traf mich innerlich!"

„Ach ja, Sie haben mich doch nicht etwa einmal geliebt?"

„Nein", lachte sie, erheitert von seinem tragischen Tonfall, „Gott sei Dank nicht!"

„Was heißt Gott sei Dank!?" entgegnete er zornig. „Bin ich weniger wert als andere Männer?"

„Kein Mann ist etwas wert", behauptete da dieses junge Ding und hatte doch nur eine einzige Erfahrung.

„Oho", machte Peterling, „das ist eine starke Behauptung; die müssen Sie mir erst einmal beweisen. Kommen Sie! Ich habe ohnedies genug gemalt. Mehr fällt mir heute nicht ein. Jetzt wollen wir einmal einen ordentlichen Schluck trinken. Dann zeige ich Ihnen, wenn Sie Lust dazu haben, meine Zeichnungen, und dann konterfeie ich Sie noch ein bißchen, wenn es Ihnen Spaß macht. — Ich kann's auch bleiben lassen."

Er schob einfach seinen Arm unter den ihren und schwamm nun mit ihr gemeinsam wider den Menschenstrom an. Die Orgeln dudelten, und die Lautsprecher schrien. Die Anjager vor den Buden bedienten sich in vielen Fällen der Technik und schrien sich auch ins Mikrophon hinein noch heiser; aber das war ihre eigene Schuld. Kinder bliesen auf kleinen Blechtrompeten, die einen gellenden, ohrenbetäubenden Ton hatten.

Waffelbäckereien und Filzröstereien schickten ihre Dünste von links und rechts, so daß sie sich in der Mitte trafen und jede verfeinerte Nase auf eine empfindliche Probe stellten. Else jedenfalls hielt sich die Nase zu und steuerte an Peterlinas Arm mehr betäubt als lebendig und mit allem einverstanden, was sie aus diesem Herenkessel von Lustbarkeit entfernte, einer Rummelplatzecke zu, die vom Verkehr geschnitten wurde. Hier atmete sie auf und strich sich das verwirrte Haar aus der Stirn. Peterling betrachtete sie mit größeren Augen.

„Jetzt, da ich Sie so in Ihrer ganzen Größe vor mir habe, erkenne ich Sie erst: Fräulein Else und die Vertreibung aus dem Atelier?!"

„Sehen Sie", sagte sie befriedigt, „damals fänden Sie mir den ersten Schmerz zu."

„Das denken Sie nur, Fräulein Elschen! Es war ein heilsamer Schnitt. Was will eine Schneiderin in einem Malerateller — vier Stockwerke hoch? Haben Sie es bereut? Sicher geht es Ihnen inzwischen besser."

„Ja und nein", gestand sie gedehnt.

„Haben Sie Sorgen?" erkundigte er sich.

„Im Augenblick und vorerst — nein!"

Er atmete tief auf. „Das beruhigt mich. Wenn ich ehrlich sein soll: manchmal hatte ich doch ein schlechtes Gewissen. Aber ich glaube, wenn Sie das Atelier behalten hätten, wären Sie eher verhungert als jetzt!"

„Vielleicht — ja!"

Er zog sein Taschentuch hervor und tupfte den kleinen Blutstropfen von ihrer Stirn.

„Was verlangen Sie als Schadenersatz dafür?" Er tupfte auf ihre Stirn — ein wenig oberhalb der Wunde. Und als sie nichts entgegnete fuhr er fort: „Kommen Sie mit in den Wirtsgarten dort! Wir trinken eine Flasche Schampus!"

(Fortsetzung folgt.)

Herdfeger besser denn je

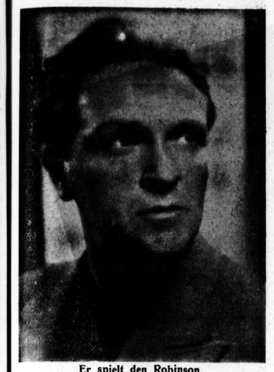
Sieht sie nicht ganz allerliebst aus, die so begabte

Hilde Sessak

die wir letzthin vorwiegend in Tobis-Filmen sahen? Die Leser und Leserinnen des 7. Tages werden die Künstlerin fortan noch einmal so gern auf der Leinwand beobachten.

Ein Robinson unseres Jahrhunderts

Der Einsiedler kehrt in die Gemeinschaft zurück - Herrliche Naturaufnahmen - Expeditionen unterwegs



Er spielt den Robinson
Die Bavaria verpflichtete für die Titelrolle ihres Films Herbert A. E. Böhme

Ein Buch wird immer dann zum Volksbuch, wenn es nicht nur den Verstand beschäftigt, sondern jenem Flechten des Herzens nahekommt, wo die geheimen Wünsche der Menschen angesammelt sind. Mit glühenden Augen und heißen Wangen saßen wir als Kinder, das Buch von Robinson Crusoe auf den Knien, in irgend einer stillen Ecke, während sich in unserm Inneren die wildesten Kämpfe abspielten.

„Robinson" ist ein Volksbuch geworden, weil er uns in ferne, wunderbare Gegenden führt, wohin sich jeder einmal wünscht und weil er abenteuerliche Kämpfe aufsticht, die jeder auch so tapfer durchstehen möchte. Mit innigster Teilnahme erlebten wir alle Not des Helden, aus der er doch immer als Sieger hervorging, denn im Kinderbuch, wo es sich um Wunschträume der romantisch veranlagten Jugend handelt, besteht die Gefahr nur als Hindernis, nie als Drohung. Als wirkliche Drohung nämlich, die dem Leben des Helden für immer ein Ende bereiten kann, wie sie der englische Matrose Alexander Selkirk auf seiner Seereise und während seines Aufenthaltes auf der Südsee-Insel Juan Fernandez von 1704—09 überwinden mußte.

Er war der Ur-Robinson, und der politische Schriftsteller Daniel Defoe (ca. 1660—1731, London), selbst etwas wie eine Robinson-Gestalt, fand hier die Grundlage für seinen Roman, in dem er der allgemeinen Sehnsucht seiner Mitmenschen nach Freiheit und Selbstbestimmung Ausdruck verlieh. Sein Buch drang, in die Sprachen der Welt übersetzt, in alle Teile der Erde, fand zahllose Bearbeitungen und Nachahmungen, so daß bald jedes Volk und jede größere Stadt einen eigenen Robinson besaß. Kaum war je einer Dichtung ein solcher Widerhall beschieden.

Der Film, den die Bavaria-Filmkunst G. m. b. H. zu drehen beabsichtigt, soll nun nicht eine einfache Uebersetzung des Robinson-Buches ins Filmisch-Sichtbare werden. Er soll nicht als Verfilmung eines literarischen Erfolgswerkes gelten! Er verwendet natürlich Motive des englischen Romans, gestaltet aber das Schicksal eines modernen Robinson und stellt bewußt Lebenswahrheit und Wirklichkeitsnähe in den Vordergrund. Ein Matrose des im Kriege zusammengeschossenen deutschen Kreuzers „Dresden" flüchtet aus der Internierung mit anderen Kameraden nach Deutschland. Die Zustände des Jahres 1918 treiben ihn aber wieder zurück, so daß er nun ganz allein auf einer Insel — es ist die Robinson-Insel — sich sein Leben mit den primitivsten Mitteln aufbauen muß bis er in das erwachte Deutschland zurückkehren kann. Diese Robinsonade ist in ihren Grundzügen nicht erfunden.

Wie Kelkirks oder Defoes Robinson eine alte Welt verläßt und sich ein eigenes Leben zu gestalten sucht, so wird auch dieser Matrose ein Einsiedler fern von der Heimat. Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß Robinson unfreiwillig auf seine Insel verschlagen und nun zu seinem neuen Leben gezwungen wird, der deutsche Matrose dagegen wählt sich das Eiland und seine Einsamkeit aus freiem Willen und kehrt von ihm zurück, als dieses Leben sinnlos geworden ist. Seine Heimkehr bringt also die Lösung einer ethischen Frage, die uns heute vor allem interessiert: die Frage nach Recht und Pflicht des Einzelnen.

Der Stoff kann also der gleiche bleiben, aber das Thema wird und muß sich heute ändern, wo das Gemeinschaftsgefühl zum Lebensgrundsatz erhoben ist. Dieses neue Robinson-Problem ist darum Gegenstand der modernen Betrachtung, wie sie der Film gibt. Neben das äußere Geschehen des Abenteurers wird das innere Erleben gerückt und die hohe Auffassung, daß sich keiner seiner Volksgemeinschaft verschließen darf und kann.

Die Robinson-Höhle auf der Insel Juan Fernandez

Eine der großen Möglichkeiten gibt der Rahmen, in dem die Handlung vor sich geht. Es ist selbstverständlich, daß der Film, gerade um diese Möglichkeit zu erschöpfen, an Ort und Stelle gedreht werden mußte, wo alle die Bezirke, die wir aus unserem Robinson-Erlebnis kennen, in ihrer natürlichen, wilden Schönheit eingefangen werden können. Im Auftrage der Bavaria-Filmkunst G. m. b. H. begab sich eine Expedition unter Leitung von Dr. Arnold Fanck, dem Hersteller so vieler Naturfilme, am 30. September von Genua aus in den Atlantischen Ozean, um dann mit Unterstützung der chilenischen Regierung im chilenischen Küstengebiet, in Patagonien und Feuerland, also auf subtropischem Boden, die Aufnahmen zu machen. Kalbende Gletscher im tropischen Urwald, Pinguinen-Inseln, Herden von Seelöwen und Walrossen, die Brandungen an den Steilküsten von Chile und die phantastische und wilde Natur der Inselgruppen und Meerengen werden sich als Kulisse der Kamera stellen.

So wird der Film alles in sich vereinen: Ein unseren Tagen entnommenes Thema, Menschen unserer Zeit, abenteuerliche Geschehen und Erlebnisse, Wunder einer wilden, exotischen Natur, einen Schauplatz und einen Vorwurf, die gewissermaßen historisch sind und in der Weltliteratur einen führenden Platz einnehmen.

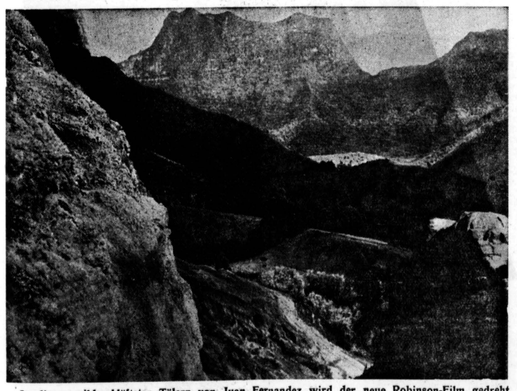
Das Drehbuch schrieb Dr. Arnold Fanck, der auch die Regie führt.

Robinson auf seiner Insel

Robinsons Hütte

Naht ein Schiff?

So fristete Robinson sein Leben
Alte Stiche aus einem Robinsonbuche aus dem Jahre 1820.



In diesen wildzerklüfteten Tälern von Juan Fernandez wird der neue Robinson-Film gedreht (Fotos: Bavaria)

Eine neue Errungenschaft des Farbenfilms

Die Entwicklung des Films ging vom stummen Film zum Tonfilm und geht heute vom Tonfilm zum Farbenfilm. Daß der Farbenfilm noch nicht das Feld beherrscht, hat seinen bestimmten Grund. Es war bisher wohl möglich, farbige Filme herzustellen, es war aber nicht möglich, sie zu vervielfältigen, zu kopieren. Diesem Mangel ist nun abgeholfen worden. Auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für photographische Forschung wurde zum erstenmal ein Verfahren vorgeführt, mit dem es möglich ist, auch von farbigen Filmen beliebig viele Kopien herzustellen. Das neue Verfahren wurde von Professor Dr. Eggert und seinen Mitarbeitern im wissenschaftlichen Zentrallaboratorium der Aafa ausgearbeitet und wird augenblicklich in Großversuchen zusammen mit der deutschen Filmindustrie ausprobiert. Die bereits vorliegenden Ergebnisse bestätigen, daß es sich um einen außerordentlich wichtigen Fortschritt im Farbfilm handelt, besonders weil es möglich ist, den neuen Farbfilm auf den normalen Theatermaschinen ohne jedes Zusatzgerät, genau wie einen gewöhnlichen Schwarzweißfilm (einschließlich des Tones) vorzuführen. Das Verfahren wird in allen Kinoländern der Welt, die sich seit Jahren vergeblich um die Lösung des gleichen Problems bemüht haben, berechtigtes Aufsehen erregen.

Trepp auf – Trepp ab

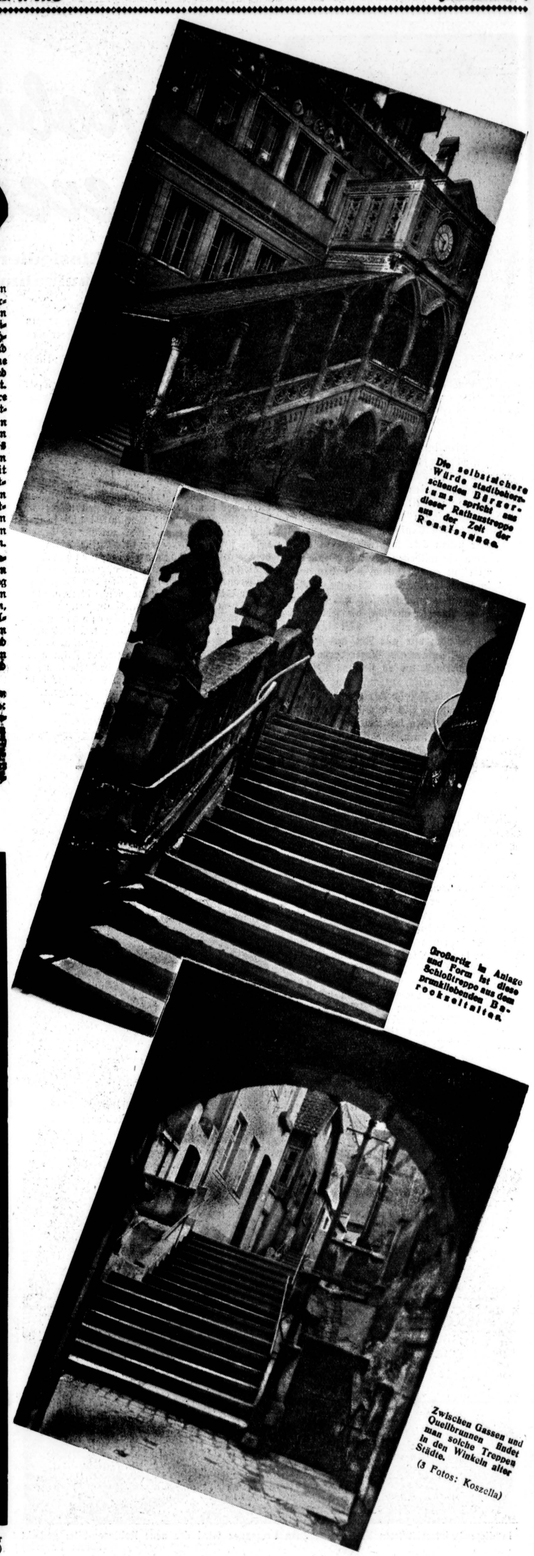
Das Auge der Kamera vermag manchen Eindruck auf die Platte zu bannen, der uns nachher im Bilde überrascht, obschon uns die Motive durchaus nicht fremd sein können, weil sie uns in unserem Alltag auf Schritt und Tritt begegnen. Aber oft erscheint uns der Gegenstand zu gering und so geht das menschliche Auge darüber weg, ohne sich tiefer beeindrucken zu lassen. Diesen Reiz des Unscheinbaren aufzuspüren, ist immer eine der dankbarsten Aufgaben der Kamera.

Hier sind es die Treppen, die sich der Kameramann „aufs Korn genommen" hat. Treppen? Was kann daran schon Besonderes sein? Wir laufen ja täglich vielemal treppauf und treppab, in unserer Wohnung, auf unserer Arbeitsstätte, in öffentlichen Gebäuden, auch in den Winkeln alter Städte. Treppen sind mühsam, umständlich, manchmal unpraktisch und unnötig, aber ob sie schön sein können, darüber haben wir wohl kaum nachgedacht. Und doch haben sie auch in dieser Hinsicht — wie unsere Bilder zeigen — ihre Reize. Die Bilder ließen sich um das Hundertfache vermehren; darum kommt es uns nicht darauf an, wo sich diese Treppen befinden, sondern uns interessiert die Eigenart ihres Bildes. Dann werden wir selbst immer wieder ähnliche Blickpunkte finden und auf ihre Schönheit achten.

Die Treppe hat zunächst einmal rein praktische Zwecke. Es ist eine bequeme Art, Höhenunterschiede zu überwinden. Ein modernes Haus ohne Treppen — garnicht vorzustellen. Wie wollten wir sonst in den vierten Stock gelangen? Aber was praktisch ist, kann zugleich auch schön sein. So wurde aus dem Treppenbau schnell auch ein architektonisches Mittel. Sehen wir uns nur die modernen Großbauten an. Sie haben eigene „Treppenhäuser", die oft von einer überraschenden architektonischen Wirkung sind. In einer wundervollen Spiralillusion sind sie hochgegangen, so daß sie gerade, wenn man sie vom höchsten Punkt aus übersieht, eine eigentümliche Wirkung haben. Ganz aus baulich-künstlerischen Gründen sind häufig die sogenannten Freitreppen vor repräsentativen Gebäuden errichtet: vor Palästen, Rathäusern, Theatern und Domen. Sie geben dem ganzen Bau eine würdevolle Wirkung, sie schaffen Abstand und erheben den Menschen innerlich, der sie betritt. Das Zeitalter des Barock hatte eine besondere Vorliebe für prunkvolle Treppenanlagen. Fürstlicher Reichtum baute in und vor den Schlössern die wundervollsten Treppen, die mit Figuren und Ornamenten ausgestattet wurden. Es war eben eine Zeit, die den Prunk und den Pomp liebte. Freitreppenanlagen unserer Zeit haben die würdevolle, klare Linie der Schlichtheit und Gradheit, die unserem Empfinden und unserer inneren Haltung am ehesten entspricht. So läßt sich von diesen künstlerischen Treppenbauten immer leicht auch etwas von dem Geist der Zeit, die sie errichtete, ablesen.

Idyllischen Reiz haben Treppen oft im Straßenbild alter Städte. In den engewinkelten Gassen bot sich häufig kein anderer Ausweg mehr. Der Verkehr war ja für unsere Ahnen noch kein Problem. So kann es sein, daß man, verläuft man sich in die Gassenknäuel mittelalterlicher Städte, plötzlich ein paar Stufen hinauf oder hinunter muß. Die Stufen sind schief und ausgetreten; viele Generationen haben darüber ihren Weg genommen zu Freud und Leid, zu Arbeit und Vergnügen.

Schließlich ist es die Natur selbst, die den Treppen einen besonderen Reiz verleihen kann: die Sonne durch eigenartige Schattenwirkungen, vor allem aber der Schnee, der die Stufen oft verweht. Wenn dann der Mensch durch den frisch gefallenen Schnee die Treppe hinauf oder heruntergestiegen ist, bleibt die Spur seiner Schritte plastisch — ein eigenartig reizvolles Bild.



Die selbstverständlichere Wirkung einer Treppe ist die praktische. Sie ist dazu da, um Höhenunterschiede zu überwinden. Diese Aufgabe erfüllt auch die Treppe dieses Rathauses aus dem 17. Jahrhundert.

Drollerie in Anlage und Form ist diese Schloßtreppe aus dem 18. Jahrhundert. Sie erhielt ihre prunkvollen Rococcoformen.

Das Treppenhaus eines modernen Hotels. Es sieht sehr schwindelerregend aus, aber es geht sich sehr bequem und leicht, das sieht man an den Personen, die da leichten Fußes hinaufspringen. (Foto: Ufa)

Zwischen Gassen und Quellbrunnen findet man solche Treppen in den Winkeln alter Städte.

(5 Fotos: Koszella)

Modelle aus den Handarbeits-Werkstätten des Deutschen Verlages, von Renata v. Steuben und Lenl Klose-Sellenhopp. Zeichnungen von Marie Girbardt

H 6924

H 6946

H 6876

H 6951

H 6920

Fleißige Hände AM WINTERABEND

Unsere Abbildungen zeigen vier hübsche Kreuzstich-Handarbeiten mit einfachen, schönen Flächen- und Blütenmustern. Neben all den bunten Handarbeiten wirken auch sehr gut die einfarbigen, großzügigen Flächenmuster, die man entweder in einem dunklen Ton auf hellem Stoff oder mit weißem Garn auf einem dunklen Stoff stickt. Beliebt sind auch wieder handgestickte Stuhlbezüge. Unser Muster sieht besonders nett auf naturgrauem Leinengewebe aus; es kann aber auch auf jeden beliebigen anderen Möbelstoff gestickt werden, je nach dem, für welchen Raum es bestimmt ist. Das Tablettdeckchen ist ein nettes kleines Weihnachtsgeschenk, das noch fertig wird.

H 6051 und H 6920: Naturfarbene oder gelbliche Leinen- oder Kunstseidendecke mit einfarbigem Kreuzstichmuster in Braun. Decke: Ultra-Bügelmuster (doppelt), Kissen: Ultra-Bügelmuster (Kleinigkeit) • H 6876: Hübsche weiße oder naturfarbene Leinendecke mit farbenfrohem Kreuzstichmuster. Ultra-Bügelmuster (doppelt). Auch hierzu gibt es ein passendes Kissenmuster unter H 6918, Ultra-Bügelmuster (einfach). • H 6946: Blütenmuster zum Besticken von Stuhlbezügen. Es wird in bunten Blütenfarben auf naturgrauem Möbelleinen mit Wolle gestickt. Ultra-Bügelmuster (einfach), Motiv für Lehne und Sitz • H 6924: Tablettdeckchen aus weißem Leinen oder aus Kunstseide mit bunten Blütenkörbchen. Ultra-Bügelmuster (Kleinigkeit). ob-

Laß dich nicht verblüffen . . .!

Ueberraschender Besuch

Es gibt einige Gaue in unserem Vaterland, die sich durch ganz besondere Gastfreiheit auszeichnen. Da ist es nicht Sitte, nur auf Einladung einen Besuch zu wagen, sondern man macht sich in aller Harmlosigkeit dann und wann einfach auf und erscheint bei Bekannten oder guten Nachbarn, innerlich ganz überzeugt, daß man willkommen ist. Die Hausfrauen dieser Gegenden haben keine Angst vor überraschendem Besuch, sie sind — was das Bewirten anbetrifft — immer darauf vorbereitet. Nun, und im übrigen ist es wie anderswo auch. Wie aber machen es diese Frauen, stets etwas Genießbares auf den Tisch zu zaubern, immer eine feitliche, kleine Tafel decken zu können? Sich nicht verblüffen zu lassen?

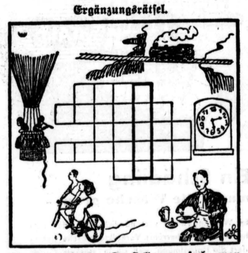
Ganz einfach — sie haben gewisse Vorräte, eiserne Rationen, die nur für überraschenden Besuch angebrochen und am nächsten Tage wieder ersetzt werden. Ansprüche allerdings dürfen nicht gestellt, konventionelle Menüs nicht gefordert werden. Das erwartet auch kein Gast, der sich selbst einladet. Würde er merken, daß er im gastlichen Hause Unruhe und das Gefühl aufregender Verpflichtungen auslöst, würde er den Besuch entweder nicht wiederholen oder mindestens etwas peinlich berührt sein.

Ohne große Aufregung begibt sich die Hausfrau in ihre Speisekammer, holt eine Büchse Sardinen, eine Dose Tomatenpüree in die Küche, hält Schau über die vorhandenen Reste, kocht einen Topf voll Pellkartoffeln ab oder ein Paket Spaghetti. Ist kein Fleischrest mehr da, greift sie nach einer kleinen Büchse mit deutschem Corned-Beef und legt einige Scheiben davon auf einen Bratenteller. Die erkalteten, geschälten und geschnittenen Kartoffeln werden entweder gebraten oder, wenn zu wenig Fett da ist, mit Hilfe von Büchsensahne und Gewürzen zu einem Salat gerichtet. Hat sie Spaghetti gekocht, dann hackt sie sie in einer Schüssel, bestreut mit Käse, ab. Die Tomatenpüree ergibt eine würzige Soße, die Sardinen bilden das Vorgericht. Eine Tasse Kaffee und einige Süßigkeiten aus der stets sorgfältig verschlossenen Keksdose beenden eine kleine Mahlzeit, bei der man sich ausgezeichnet unterhalten kann, die nicht teuer ist, alle sättigt und die Hausfrau nicht in unnötige Arbeit stürzt. Solche und ähnlich einfache Speisenfolgen lassen sich leicht und schnell aus verschiedenen Stoffen bereiten, die man stets vorrätig haben kann, ohne daß sie darunter leiden.

Wieder verbilligte Marmelade

Es bedeutet gewiß für viele Hausfrauen eine angenehme Ueberraschung, daß es auch im neuen Wirtschaftsjahr 1938/39 wieder verbilligte Marmelade gibt. Die Obsternte dieses Jahres ist nicht so hoch ausgefallen, daß größere Mengen verarbeitet werden konnten. Es ist aber ja gerade der Sinn der Marktordnung, einen Ausgleich zwischen guten und schlechten Erntejahren zu schaffen. In den letzten Jahren, vor allem im vorigen Herbst, wurde mehr Marmelade hergestellt, als im Augenblick gebraucht wurde. Diese Vorräte ermöglichen es jetzt, der Hausfrau die stets begehrte Marmelade in einer Menge von 1,2 Mill. Doppelzentner verbilligt zur Verfügung zu stellen. Außer Vierfrucht, gemischter und Erdbeer-Apfelmarmelade gibt es noch 500 000 Doppelzentner Apfelnachpreßgelee, Apfelkraut und Rübenkraut. Die Preise für diese Marmeladen und Gelees sind trotz der diesjährigen schlechten Obsternte gegenüber dem Vorjahre unverändert geblieben. Daß auch die Güte der Marmelade, die ständig kontrolliert wird, die gleiche geblieben ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Die Hausfrau hat nun jedenfalls die Gewißheit, daß sie weiterhin einen erfrischenden, billigen Brotaufstrich bekommt. Sie kann wie bisher zu den stets gern gegessenen Süßspeisen aus Deutschem Puddingmehl D. P. M., Kartoffelsago und Kartoffeln eine Marmeladenunke bestellen und auch das sonntägliche und vor allem das weihnachtliche Gebäck mit Marmelade verfeinern.

Ergänzungsrätsel.



An den bildlichen Darstellungen suche man die fehlenden Dinge zu ergründen und trage diese waagerecht in die Felder nach Anzahl der Buchstaben der Wörter ein. Die Buchstaben der stark umrandeten Felder ergeben dann, von oben nach unten gelesen, eine Oper von Puccini.

Rätsel.

Jeder fürchtet's ohnegleichen,
Doch wünscht's jeder zu erreichen,
Keiner möchte früher weichen.
Unser Damenwelt vor allem
Will das Wörtchen nicht gefallen,
Möchte lieber rückwärts wallen.
Sucht es pfiffig zu betrügen.
Sich und andre zu besiegen,
Wenn's gelingt, o welch Vergnügen!
Doch ohn' Mitleid, ohne Gnade
Wandelt es die ew'gen Pfade,
Grausam sündend seine Grade.
Farben mag es nicht gern leiden,
Möchte nur in Weiß sich kleiden;
Fülle scheint es auch zu meiden.
Willst des Rätsels Lösung finden
Frag' bei Fischen, Eichen, Linden,
Raben können's auch verkünden.

Kopftausch.

Mit B ist es dir nah verwandt
Mit R bleibt es oft unerkannt,
Mit B ist es ein „Spektakel".
Und auch 'ne Stadt im Hessenland.

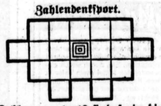
Denksportaufgabe.

Ein Geographieprofessor übergibt einem jungen Studenten eine größere Menge Notizen, die ihrem Inhalt nach nach Erdteilen geordnet werden sollen. Unter den Notizen befindet sich auch folgende: „. . . Trotzdem ist der größte Teil des Erdteils dem Ozean und seinem Einfluß ziemlich entrückt was sich darin zeigt, daß die küstenfernsten Punkte 2500 Kilometer vom Meere entfernt sind, weiter als in jedem anderen Erdteil." Auf welchen Erdteil bezieht sich diese Notiz?

Eigentümlich.

Die Dame, meine Nachbarin
bei dem Diner,
Gemüse hatte sie am Kinn —
jedoch mit „G".

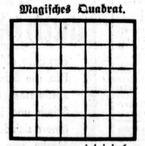
Zahlendenksport.



Die Zahlen von 1—18 sind so in die leeren Felder einzutragen, daß die Summe jeder senkrechten und waagerechten Reihe „34" ergibt.

Jede Lösung, die der Aufgabe entspricht, ist richtig.

Magisches Quadrat.



h, e e e e e e e, g g, i i i, l, n n n, r, s s s s.

Waagerecht und senkrecht gleichlautend, sind folgende Wörter einzusetzen:

1. Märchenfigur, 2. nord. Dramatiker, 3. Speisenzutat, 4. Fluß in Frankreich, 5. Bote des Himmels.

Antike.

In allen Erdenzungen
Mein „Ganzes" wird befungen,
Obwohl es neben Freud'
Bringt oftmals Herzeleid. —
Entfernt man Kopf und Fuß,
Wird es zum deutschen Fluß.

Buchstabenrätsel.

Sei es mit „a" und nie wird Herz und Mund
Der feigen Lüge niedre Schmach entweihn;
Du zeigst den Menschen deines Innern Grund
So klar und licht wie ein kristallner Schrein.
Dein Fühlen und dein Denken tust du kund,
Was du versprichst, das hältst du redlich ein;
Es sein war stets der deutschen Männer Art,
Und Heil dem Enkel, der sie treulich wahrt.
Doch sei es auch mit „e", und eifrig tritt
Entgegen dem, wo Ungebühr dir droht,
Führ' immerdar in Tat und Rede mit,
Des Mutes Schwert und hör' der Ehr' Gebot!
Mein Volk, sei du's vor allem: keinen Schritt
Weich' vor dem Feind, und gelt' es Gut und Tod!
Es sein war stets der deutschen Männer Art.
Sei's auch, und Haus und Herd sind treu bewahrt.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe: 1. Td1—d2, Sb1×d2, 2 Se4—c5, S beliebig, 3. Sc5—b3 matt a) 1. . . ., Sb1—c3, 2. Ke2×c3, Ka1—b1, 3. Td2—d1 matt. b) 1. . . . Sb1—a3 + 2. Ke2—b3, Sa3—b1 oder beliebig, 3. Td2×a2 oder Td2—d1 matt.

Doppelsinnig: Kamm.

Denksportaufgabe: „Mein lieber Kandidat, die Aufgabe ist sehr leicht lösbar. Zu 1: Ein Bindfaden ist immer doppelt so lang als die Entfernung zwischen seiner Mitte und den beiden Enden. Zu 2: Ein Hund kann immer nur bis zur Mitte eines Waldes in diesen hineinlaufen, dann läuft er immer wieder heraus."

Umordnungsrätsel: Bergsport.

Zutaten: Wünschelrute

Zifferblatträtsel: Kaffee — Affe — Fee — er — Erz — Zwei — Wein — Ei — ein — Inka.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Salta, 5. Omega 9. Altan, 10. Rater, 11. Bankow, 13. Wien 14. Erz, 15. Regatta, 17. Ariel, 18. Tornado 20. Sam, 23. Irak, 24. Ernani, 27. Eidam, 28. Imker, 29. Reims, 30. Rehre — Senkrecht: 1. Sappe, 2. Altar, 3. Tank 4. Andorra 5 Ort, 6. Narwal 7. Gebet 8. Arena, 12 Weide, 16, Georgia, 17. Anklam, 18. Tiber, 19. Orgie, 21. Anger, 22. Miere, 25. Name 26. Ems.

Scharade: Luftschiffahrt. Zeppelin.

„Aufstehen, Herr Funke, es ist jetzt zwei Uhr nachts. Der Doktor hat gesagt, Sie sollen um zwei Uhr immer das Schlafmittel nehmen!"

Berechtigte Fragen

„Mutti, danke zu sagen ist höflich, nicht wahr?"
„Natürlich!"
„Und mit vollem Munde zu sprechen ist doch unhöflich?"
„Allerdings!"
„Wenn man nun mit vollem Munde danke sagt, was ist denn das . . .?" (Neue J. Z.)

*

„Hallo, Meier, beinahe hätte ich dich wirklich nicht wiedererkannt! Deine Haare hast du nicht mehr, den Bart hast du dir abscheren lassen, statt der Brille trägst du einen Kneifer, du hinkst nicht mehr wie früher, deine Vorderzähne hast du dir wieder einsetzen lassen. Also ich habe dich tatsächlich einzig und allein daran erkannt, daß du noch immer meinen Regenschirm hast, den ich dir vor einem Jahr gepumpt habe."

*

„Ich weiß gar nicht, wo ich mein Geld hinlun soll!"
„Hast du denn wirklich so viel?"
„Nein — aber meine sämtlichen Taschen sind zerrissen!"

*

„Der Bursche hätte mich beinoh' zum Krüppel gemacht", sagte Dünnebier mit einer Bewegung nach dem Löwenfell, das seine Zimmer zierte.
„Oh!" staunte der Besucher, **„wann haben Sie den Löwen denn geschossen?"**
„Geschossen gar nicht. Aber ich bin mal auf dem Fell ausgerutscht und habe mir das Bein gebrochen."

*

Karl sieht den Rollwagen unbeachtet stehen. Schnell reißt er eine Frucht vom Wagen, läßt sie aber ebenso schnell wieder fallen, da eben ein Schupo um die Ecke biegt.
Der droht: „Na, Sie haben es wohl mit der Angst bekommen, weil Sie mich gesehen haben, was?"
Sagt Karl: „Weil ich Sie gesehen habe? Nee! Aber mein Gewissen hat gerade in diesem Augenblick geschlagen!"

Leichter Farblehler

Krümel: „Ich habe gehört, deine Freundin hat einen Autounfall gehabt; ist es schlimm geworden?"
Mümmel: „Nein, bei beiden hat nur die Farbe etwas gelitten!"

*

„Herr Doktor, ich weiß gar nicht, was ich machen soll. Ich kann und kann meinen Jungen nicht dazu bringen, die Medizin einzunehmen."
„Na, das ist doch ganz einfach, gnädige Frau! Gießen Sie die Medizin in ein Glas und lassen Sie das auf dem Tisch stehen. Und dann verbieten Sie Ihrem Jungen auf das schärfste, davon zu trinken."

„Warum hast du nur einen so kleinen Schirm gekauft?"
„Weil ich es nicht leiden kann, wenn du von mir entfernt bist." (Mark Aurelio)

Einsichtsvoll

„Wie schmeckte Ihnen das Schnitzel?"
„Hab's schon besser gegessen."
„Ausgeschlossen! Aber nicht bei uns!"

*

„Ihre Kinder sind wohl noch sehr jung?"
„Ja, die freuen sich noch, wenn Verwandte auf Besuch kommen."

*

„Für dieses Bild „Baum in der Steppe" verlangt der Künstler tausend Mark! Was mag bei dem erst 'n Wald kosten?"

*

„Nach meinem Tode wird die Welt erfahren, was sie an mir verloren hat!"
„Haben Sie so viele Schulden?"

*

Richter: „Bezeugen Sie nicht, hier der Zeuge, der damals in dem betreffenden Hotel logierte, erkennt Sie ganz genau wieder!"
Einbrecher: „Oh, der is ja gleich unter die Bettdecke gekrochen!"

*

„. . . noch eins, Herr Professor", so hält der Wissensdurstige den Gelehrten nach dem Vortrag noch fest, „Sie glauben nicht, wie sehr mich Ihre Ausführungen über Seelenwanderung interessiert haben! Aber sagen Sie mir doch, ist es beispielsweise möglich, daß ich in einem späteren Leben als Affe auf die Welt komme?"
„Nein", sagt der Professor liebenswürdig, „zweimal dasselbe wird man nicht!"

Fritz: „Wie wäre es, Elli, wollen wir heute zusammen essen?"
Elli: „Ja, herrlich!"
Fritz: „Gut, ich bin so gegen ein Uhr bei Euch!"

*

„Wie kommt es nur, daß Ihr Haar ganz weiß und Ihr Bart noch so schwarz ist?"
„Oh, das geht mit ganz natürlichen Dingen zu: Der Bart ist doch um zwanzig Jahre jünger als das Kopfhaar!"

*

Der Lehrer erteilt einem Schüler wegen Schwatzens einen Verweis.
Der Schüler: „Bitte sehr, ich habe aber gar nicht gesprochen."
Lehrer: „Ist schon recht, das ist aber jetzt ganz gleich, ob du zwei Wörter oder ein Wort oder gar kein Wort gesprochen hast, gesprochen hast du!"

*

Die alte Dame: „Hat der Kanarienvogel jetzt schon sein Bad genommen?"
Die alte Dienerin: „Jawohl, gnä' Fräulein. Sie dürfen schon wieder hereinkommen."
(Pell Mell.)

*

Lehrerin, die das Märchen vom dummen Peter erzählt hat: „Nun, Willi, was würdest du dir wünschen, wenn eine gute Fee dir drei Wünsche erlaubte?"
Willi: „Ich hätt' nur einen Wunsch!"
Lehrerin: „Und der wäre?"
Willi: „Daß alles, was ich mir wünsche, in Erfüllung geht."

„Wenn du noch lange nach meinen Birnen schielst, dann haue ich dir 'n paar runter."
„Fein, dann brauche ich ja nicht erst rüberzuklettern."

Seltsam

„Sie hätten mich nach dem Unfall sehen sollen! Als man mich fand, schwamm ich in meinem Blut."
„Das wundert mich aber, wo Sie doch gar nicht schwimmen können!"

*

Der Autoverkäufer preist mit allen Mitteln der Beredsamkeit die Vorzüge eines Wagens an: „. . . und so ruhig, gnädige Frau, so ruhig läuft die Maschine, daß Sie sich während der Fahrt rasieren können!"

Ganz ejal

„Wünschen Sie, daß ich Sie in Frack und weißer Binde male?"
„Das ist nicht nötig; meinetwegen können Sie ruhig Ihren Kittel anbehalten!"

Uebertrieben

Seine Frau hatte ihn mit Zwillingen beschenkt, und er war darüber so entzückt, daß er an die Schwiegermama telegraphierte: „Soeben Zwillinge — morgen mehr!"

Latein

„Fritz, wenn dein Vater gestern fünf Hasen und heute drei Hasen geschossen hat, wieviel wären das im ganzen?"
Fritz: „Das wären vierzehn Hasen, drei Füchse und zwei Rehböcke."

Das Richtige

„Ich kann nachts kein Auge mehr zumachen."
„Lerne hören! Nach meiner ersten Unterrichtsstunde habe ich meine Augen acht Tage lang nicht aufmachen können."

Aus einem Roman

„. . . er zerbrach sich solange den Kopf, bis er ihm auf die Brust und sodann auf den Tisch fiel . . ."

*

„Wie schmeckt denn der Bonbon, den ich dir gegeben habe, Tante Berta?"
„Bischen komisch, mein Kind!"
„Dann war es also doch eine Mottenkugel! Fips hat es nämlich auch schon ausgespuckt."

*

Mister Green möchte morgens verreisen, aber er will sich nicht wecken lassen, denn das kostet Trinkgeld. Und er ist geizig. Er kommt auf eine Idee: Eine unfrankierte Postkarte! Morgens um 7 Uhr läutet es Sturm: „Hier ist eine Karte an Sie, kostet aber drei Pence Strafporto!" verlangt der Briefträger.
„Da lassen Sie sie sofort wieder zurückgehen!" brüllt Mister Green. „Solche Nachlässigkeit muß man nicht auch noch unterstützen!"

*

„Und als sie mich dann nach meiner Verwundung im Munitionswagen wegfuhren . . ."
„Du meinst wohl im Krankenwagen?"
„Nein, nein, ich weiß schon, was ich sage! Ich war so mit Kugel gespickt, daß sie den Munitionswagen nahmen."

Reue

Der Arzt: **„Das hätte ich wissen sollen, als ich daran ging, die chronische Kehlkopfentzündung zu heilen."** (Mark Aurelio)

Schlankheit in der Tasche
Schlank bleibt man durch den bewährten Richters. Wenn die Zeit dazu fehlt, nimmt man Drix-Tabl. oder Dragees aus den wirksamen Drogen von
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräuterteo
auch als Drix-Tabletten—Drix-Dragees

Das ist Ihnen sicher auch schon passiert, daß die Bohnerwachs-Büchse offenblieb. Haben Sie nicht festgestellt, daß das Wachs trocken wurde? Die flüchtigen Wirkungsstoffe, die es leicht verreibbar halten sollen, waren verdunstet. Darum Dose stets nach Gebrauch schließen. Übrigens, deshalb auch gibt es Sefix nur in der gutschließenden Dose, niemals lose. Diese Dosenwache schützt Millionen Hausfrauen. Sie verwenden stets Sefix.
¼ Dose —.45 RM ½ Dose —.80 RM 1/1 Dose 1.50 RM

Zuviel für die Beine
Dieses Uebergewicht muß ja schmerzen und zu Senkfuß führen! Fort mit dem überschüssigen Fett; dann fühlen Sie sich leichter und frischer
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräuterteo
auch als Drix-Tabletten—Drix-Dragees

Heiraten
Mädch., 28 Jahre, mit gut. Aussteuer u. beil. Vergangenheit, bietet einem jung., kath. Manne aus d. Arbeit.- u. Handw.-Stande
Einheirat
n. ein schönes eigenes Haus mit Nebengebäude, u. Garten (ev. einem Morgen eig. Land). Ig. Witwer angenehmi. Aeußeres wollen sich unter Nr. 1178/3 „Der 7. Tag", Paderborn melden

Vermischtes
Krankheitshalber fast neue
Rundstrickmaschine
von 210 RM, für 70 RM zu verkauf. Angeb. u. Nr. 1168/9 „Der 7. Tag", Paderborn.

Von heute an können Sie auch hier wieder
das gute, altbewährte Pilo haben, Pilo, die Schuhcreme mit ausgezeichnetem Ruf, Pilo für jeden Schuh und jedes Leder. Sie erinnern sich doch noch dieser guten Marke, von der so viele sagten:
Wir gehn nichts über
Pilo
in allen tiefschwarz. Dose 20 Pf., farblos 25 Pf.

Laubsägen! Holz, Vorlagen, Werkzeuge usw. preisw. liefert Hofmann & Schmitt, Lindenstraße 11 (Pfalz.)

Billige Fische
1-Ltr.-Dos. ff. Bismarckheringe
1-Ltr.-D. ff. Bratheringe
1-Ltr.-Dose ff. Rollmöpse in Weinessig
½-Ltr.-Dose ff. Bratheringe in Senftunke
½-Ltr.-Dose ff. Bratheringe in Gelee
½-Ltr.-D. ff. Ernsaurds.
1 Dose ff. Fetthering in Tomatentunke
zus. 5-kg-Pak. 2.80 M ab hier. Verpack. frei
Damke, Hamburg 11/31

Recht deutliche Schrift
erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

1937er Rheinwein
20 Ltr. 19 Mk. Nachn.
Weinhuth b. Wallertheim b. Bingen.

Kopfschuppen
(auch Schuppenflechte)
Verlangen Sie kostenlos und unverbind. Ich meine ausführliche Aufklärungsschrift. Aus dieser ersehen Sie, durch welch einfach anzuwendendes Mittel mein Vater u. zahlr. andere Kranke nach jahrelangem Leiden in ganz kurzer Zeit befreit wurden.
Max Möller, Heilmittelvertrieb, Bad Weißer Hirsch b. Dresden-N.

Ein Schädling macht die Wäsche grau —
Im Wäschegewebe sitzt nämlich Kalk, der vom harten Wasser herrührt. Verkalkte Wäsche behindert die Hautatmung, weil sie in starkem Grade die Fähigkeit verliert, den Körperschweiß in sich aufzunehmen.
Schützen Sie Ihr Wäschegut dagegen. Persil verhütet die schädlichen Kalkablagerungen des harten Wassers. Persil-gepflegte Wäsche ist geschmeidig und porös, sie wirkt schweißaufsaugend und fördert dadurch das körperliche Wohlbehagen.
Nicht nur gewaschen, nicht nur rein — **persil-gepflegt** soll Wäsche sein!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.